

**Band 4**

**Rubén Aguilar**

**Bild und Gleichnis bei Wittgenstein:  
Eine Untersuchung aus dem *Nachlass***

**Universitätsbibliothek der  
Ludwig-Maximilians-Universität**

# Bild und Gleichnis bei Wittgenstein

Eine Untersuchung aus dem *Nachlass*

Inaugural-Dissertation  
zur Erlangung des Doktorgrades  
der Philosophie an der Ludwig-Maximilians-Universität  
München

vorgelegt von  
Rubén Aguilar  
aus Chile

2015

Erstgutachter: PD Dr. Josef G. F. Rothhaupt  
Zweitgutachter: Prof. em. Dr. Wilhelm Vossenkuhl  
Datum der mündlichen Prüfung: 02.02.2015

Rubén Aguilar

Bild und Gleichnis bei Wittgenstein  
Eine Untersuchung aus dem *Nachlass*

Dissertationen der LMU München

Band 4

# Bild und Gleichnis bei Wittgenstein

Eine Untersuchung aus dem *Nachlass*

von  
Rubén Aguilar

Herausgegeben von der  
Universitätsbibliothek der Ludwig-Maximilians-Universität  
Geschwister-Scholl-Platz 1  
80539 München

Text © Rubén Aguilar 2015  
Erstveröffentlichung 2015  
Zugleich Dissertation der Universität zu München 2015

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet abrufbar über <http://dnb.dnb.de>

Herstellung:  
MV-Verlag Wissenschaft  
Am Hawerkamp 31, Haus G, 48155 Münster

Open-Access-Version dieser Publikation verfügbar unter:  
<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bvb:19-187335>

978-3-95925-009-2 (Druckausgabe)  
978-3-95925-010-8 (elektronische Version)

# Danksagung

Die vorliegende Arbeit ist die leicht überarbeitete Fassung meiner im Februar 2015 an der Ludwig-Maximilians-Universität München angenommenen Dissertation. Sie wäre ohne die Unterstützung des Deutschen Akademischen Austauschdiensts (DAAD), der mir ein Stipendium für einen sechsmonatigen Sprachkurs und eine anschließende Promotion in Deutschland vergeben hat, nicht möglich gewesen. Dafür möchte ich mich an dieser Stelle herzlich bedanken.

Mein ganz besonderer Dank gilt meinem Betreuer Dr. Josef G. F. Rothhaupt für die intensive und freundliche Begleitung während meines Forschungsprojekts. Ich verdanke ihm jegliche Art von Unterstützung, Motivation und viele anregende Gespräche, die wesentlich zur Erstellung dieser Arbeit beigetragen haben. Auch möchte ich mich für das Überlassen seiner unveröffentlichten Habilitationsschrift, die ich untersuchen und zitieren durfte, herzlich bedanken. Danken möchte ich auch Prof. Wilhelm Vossenkuhl für die sehr gute Empfehlung meines Doktorvaters und seine Unterstützung während meiner Promotion.

Die in dieser Arbeit reproduzierten Faksimiles stammen aus *Wittgenstein's Nachlass. The Bergen Electronic Edition*. Herr Alois Pichler (University of Bergen) hat mir freundlich erlaubt, Faksimile-Seiten aus dieser Edition zu verwenden. Herr Jonathan Smith (Trinity College Library) und Herr Tom Mckibbin (Oxford University Press) genehmigten mir, die Reproduktion des Originalmaterials Wittgensteins für diese Publikation.

Die Reproduktionsgenehmigung einzelner Faksimile-Seiten bzw. Exzerpte ist folgenden Personen zu verdanken: Jonathan Smith, Wren Library, Trinity College für die Faksimile-Seiten: TS211, 149; MS101, 28r; MS101, 33r; MS102, 32r; MS129, 81. Renu Barret, Nicolas Grifin und Kenneth Blackwell, Bertrand Russell Archives, McMaster University Library, Canada haben mir freundlicherweise erlaubt,



Gebrauch von einer Faksimile-Seite aus dem TS201A1, den sog. "Notes on Logic" machen zu dürfen. Frau Katrin Jilek, Österreichische Nationalbibliothek erlaubte mir die Reproduktion von Faksimile-Seiten aus MS105 und MS142. Dr. Christopher Fletcher, Dr. Bruce Barker-Benfield und Mr. Colin Harris von den Bodleian Libraries, University of Oxford genehmigten die Reproduktion eines Exzerpts aus dem sog. Prototractatus (Nachlass-MS104/Bodleian Signatur: MS. German d.7). Frau Ilse Somavilla (Brenner Archiv Innsbruck) erlaubte mir schließlich die Publikation der Tabelle im Anhang, eine Bearbeitung aus dem Wittgensteins Gesamtbriefwechsel. Bei all diesen Leuten möchte ich mich ganz herzlich für ihre Hilfe und Bereitschaft bedanken.

Ich danke außerdem Dr. David Stern (Iowa) für die Möglichkeit von seiner unveröffentlichten Edition der sog. "Moore's Notes of Wittgensteins Lectures" Gebrauch machen zu dürfen. Bei Dr. Michael Nedo (Cambridge) bedanke ich mich für die Materialien zum Thema Wittgenstein und die Photographie und die sehr anregenden Gespräche. Peter Westergaard (Kopenhagen) danke ich ganz herzlich für das Lesen einer Arbeitsversion des Kapitels „Der Satz als Bild“ und seine konstruktive Kritik. Dem Graduate-Center der Ludwig-Maximilians-Universität München und der Oskar-Karl-Foster-Stiftung danke ich jeweils für die Finanzierung eines Forschungsaufenthaltes in Cambridge im April 2014 und der Druckkosten dieser Publikation.

Meiner Familie und meinen Freunden danke ich herzlich für ihre fortwährende Unterstützung während der Jahre meiner Promotion, für die Motivation und ihr Interesse an meiner Arbeit.

# Inhaltsverzeichnis

Abbildungsverzeichnis.....	IV
Tabellenverzeichnis.....	V
Transkriptionszeichen.....	VI
Abkürzungsverzeichnis.....	VII
1 Einleitung: Eine Untersuchung aus dem <i>Nachlass</i> .....	1
1.1 Ziel der Arbeit.....	1
1.2 Wittgensteins <i>Nachlass</i> .....	3
1.3 Die <i>Nachlass</i> -Editionen .....	9
1.4 Die <i>Nachlass</i> -Perspektive .....	12
1.5 Das erlösende Wort .....	15
1.6 Wittgensteins Art und Weise des Schreibens.....	19
1.7 Sektionsmarkierungen .....	22
1.8 Kodierte Schrift .....	25
1.9 Aufbau der Arbeit .....	27
2 Der Satz als Bild .....	29
2.1 Bild: Ein Zentralbegriff.....	29
2.2 Bildkonzeption versus Bildtheorie .....	32
2.3 Bildbegriff und Abbildkonzeption der Sprache.....	34
2.3.1 Bild und Projektion .....	41
2.3.2 Der Satz als Wahrheitsfunktion .....	43
2.4 Quellen der Auffassung des Satzes als Bild.....	45
2.4.1 Die Geschichte des Pariser Gerichtssaales.....	46
2.4.2 Gezeichnetes Bild und Sprache .....	49
2.4.2.1 Hieroglyphen, Bilderschrift.....	50
2.4.2.2 Wirkliche Bilder.....	52
2.4.2.3 Unterschiedliche Zeichentypen .....	54
2.4.3 Das Bild des Mathematikers .....	55

2.4.4	Bild im naturwissenschaftlichen Sinne:	
	Der Modellbegriff .....	60
2.4.4.1	Hertz' Bilder der Mechanik.....	61
2.4.4.2	Hertz und Wittgenstein über Bilder .....	64
2.4.4.3	Bilder als Theorien.....	65
2.4.4.4	Boltzmanns Bildbegriff.....	69
3	Das Bild als Gleichnis .....	75
3.1	Bild: Ein weitgehender Begriff .....	75
3.2	Ein alternativer Gebrauch von „Bild“.....	77
3.2.1	Ein Bild zur Erklärung.....	77
3.2.2	Die Flecken in unserem Bild .....	81
3.2.2.1	Die Sektion 6.34–6.35 der <i>Abhandlung</i> im MS104.....	84
3.2.3	Ein lebendes Bild .....	86
3.3	Ein verwandter Begriff: Gleichnis .....	90
3.3.1	Das tractarianische Zeigen .....	92
3.3.2	Gleichnis und Unsinn.....	96
3.3.3	Gleichnis und Zeigen.....	100
3.4	Gleichnisbegriff und figürliche Rede.....	103
3.4.1	Trennung zwischen bildlicher und eigentlicher Rede? .....	104
3.4.2	Gleichnis und Bildhaftigkeit.....	107
3.4.2.1	Eine doppeldeutige Bildhaftigkeit .....	112
3.4.3	Gleichnis und Wahrheit .....	115
3.4.4	Analogie und Philosophie.....	119
3.4.5	Gleichnisse und logische Manipulationen .....	122
3.5	Gleichnisse in der <i>Logisch-philosophischen Abhandlung</i> .....	126
4	Bild und Gleichnis in der Spätphilosophie Wittgensteins.....	129
4.1	Bild: ein gleichnishafter Begriff.....	129
4.2	Eine nicht-philosophische Perspektive der Sprache.....	130
4.2.1	Richtiges und verschwommenes Bild.....	133
4.3	Gesichtsbild.....	136

---

4.4	Filmstreifen- und Leinwandbilder: <i>laterna magica</i> .....	139
4.4.1	Philologische Problematik .....	141
4.4.2	Die Perspektive des Zuschauers und des Kinooperators.....	147
4.4.3	Neuer Aspekt eines alten Gleichnisses .....	148
4.4.4	Dynamik des Wittgensteinschen Gedankens .....	149
4.5	Die Kritik ans Gleichnis der <i>laterna magica</i> .....	151
4.5.1	Ein verführendes Gleichnis: das Bild des Fließens der Erscheinungen .....	154
4.5.2	Die Frage nach der Tendenz, Unsinniges sagen zu wollen .....	156
4.6	Exkurs: Philosophische Ideen aus dem alltäglichen Leben ...	160
4.7	Von einer Analogie in die Irre geführt .....	164
4.8	Eine zu weit getriebene Analogie .....	166
4.9	Ein Gleichnis gehört zu unserem Gebäude .....	168
4.10	Philosophie und Gleichnis.....	170
4.10.1	Philosophie plus Gleichnis gleich Dichtung?.....	174
4.10.2	Gleichnis, Kreativität, poetische und philosophische Sprache.....	179
4.11	Ästhetik und Gleichnis .....	182
5	Schlussbemerkungen.....	187
	Literaturverzeichnis .....	193
	Anhang: Chronologie der Manuskripte, Typoskripte und Diktate des <i>Nachlasses</i> .....	203

## Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Exzerpt Faksimile-Seite aus TS211, 149 .....	8
Abbildung 2: Faksimile-Seite aus MS101, 33r .....	11
Abbildung 3: Exzerpt Faksimile-Seite aus „MS. German d.7“ / <i>Nachlass</i> -MS104, iii .....	14
Abbildung 4: Exzerpt Faksimile-Seite aus MS129, 81 .....	23
Abbildung 5: Exzerpt Faksimile-Seite aus MS102, 32r .....	41
Abbildung 6: Exzerpt Faksimile-Seite aus TS201A1, B7 .....	80
Abbildung 7: Exzerpt Faksimile-Seite aus MS105, 84 .....	142
Abbildung 8: Exzerpt Faksimile-Seite aus MS142, 11 .....	143

## Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Oft auftretende Randmarkierungen im <i>Nachlass</i> .....	22
Tabelle 2: Sektion 6.34–6.35 der <i>Abhandlung</i> im MS104 .....	84
Tabelle 3: Graphische Darstellung Bildsektion im MS104.....	85
Tabelle 4: Graphische Darstellung Sektion 4 im MS104.....	108
Tabelle 5: Gesetz der Projektion in der Musik.....	112
Tabelle 6: Liste der Gleichnisse in der <i>Logisch-philosophischen Abhandlung</i> .....	128
Tabelle 7: Graphische Darstellung Sektion 4.127–4.1274 der <i>Logisch-philosophischen Abhandlung</i> .....	191

## Transkriptionszeichen

/	Strich auf der rechten Seite der Bemerkung: Übernahme ins Typoskript
\	Strich auf der linken Seite der Bemerkung: Übernahme ins Typoskript
]	ähnlich wie ein „S“: Kennzeichnung einer Bemerkung, die für „schlecht“ oder „schwach“ stehen kann
v	Gleicht einem handgeschriebenen Kleinbuchstaben „v“
<i>Kursiver Text</i>	gibt Wittgensteins Unterringelung einer Textstelle als Ausdruck des Zweifels wieder
<del>Text</del>	waagrecht durchgestrichene Textstelle
□	unlesbares Zeichen
□..	unlesbare Textstelle
«Text»	Einfügung (oben oder unten)
« <sup>~</sup> Text»	markierte Einfügung über eine Zeile
«...»	Einfügung in die Zeile
[a   A]	überschriebenes Zeichen
&	gibt Wittgensteins eigenartige Verwendung des „+“-Zeichens als „und“ wieder

## Abkürzungsverzeichnis

BEE *Wittgenstein's Nachlass. The Bergen Electronic Edition*

D Diktate

MS Manuskript

TS Typoskript





„Zwischen den zwei Ewigkeiten: dem Meditieren und dem Korrigieren (dem Eliminieren), ist für mich der winzige Teil, der für die meisten fast alles ist: das Niederschreiben des Textes.“

Ludwig Hohl



# 1 Einleitung: Eine Untersuchung aus dem *Nachlass*

## 1.1 Ziel der Arbeit

Die vorliegende Arbeit untersucht den Begriff des Bildes im *Nachlass* des österreichischen Philosophen Ludwig Wittgenstein (Wien 1889 – Cambridge 1951). Ihr Hauptziel besteht darin, die Vielfältigkeit der Überlegungen Wittgensteins in Bezug auf den Bildbegriff sowie die mehrfachen Kontexte, in denen mit diesem Begriff eine Antwort auf sprach-philosophische Themen gegeben wird, zu offenbaren. Der Begriff des Gleichnisses, der bereits in den ersten erhaltenen Schriften Wittgensteins als alternative Formulierung zu „Bild“ vorkommt, stellt das wichtigste Element dieser Vielfältigkeit dar. Dieser Begriff setzt eine analogische Art und Weise des Bildes und damit eine nicht-logische Auffassung von „Bild“ voraus.

Diese Arbeit richtet sich spezifisch gegen unilaterale Auffassungen des Bildbegriffs im Besonderen was die Leseweise der *Logisch-philosophischen Abhandlung* betrifft. Herkömmliche Interpretationen des Frühwerks Wittgensteins, in denen „Bild“ praktisch ohne Ausnahme ausschließlich im Kontext der sog. Bildtheorie des Satzsinnens, nämlich als logisches Modell untersucht wird, unterstreichen seine logische Definition als einzig relevanter Aspekt des tractarianischen Bildbegriffs. Diese Einseitigkeit ist ungerechtfertigt. Sie basiert auf einer Hervorhebung der logischen Thematik des Buches sowie auf der Schwierigkeit, weitere Verwendungsfälle des Bildbegriffs kohärent mit seiner tractarianischen Definition in Verbindung zu bringen. Die zentrale Stellung der Logik in der *Logisch-philosophischen Abhandlung* sollte jedoch kritisch betrachtet werden. Diese Lage relativiert sich z. B., wenn man über eine der berühmtesten Charakterisierungen, die Wittgenstein selbst über sein Frühwerk bekannt gibt, nachdenkt. In einem oft zitierten Brief an Ludwig von Ficker, der als möglicher Verleger der *Logisch-philosophischen Abhandlung* infrage kam, beschreibt Wittgenstein folgendermaßen sein Buch: „Die Arbeit ist streng phi-

losophisch und zugleich literarisch, es wird aber doch nicht darin geschweifelt.“ (Ca. 7.10.1919)<sup>1</sup> Man kann nun fragen: Wo steckt die Logik in dieser Charakterisierung? Vielleicht möchte man sagen, dass sie in den „philosophischen“ Aspekten des Buches miteinbezogen ist. Dass aber die Logik nicht in dem philosophischen Bereich gehört, lässt sich selbst aus dem Namen des Buches entnehmen: Wittgensteins Abhandlung ist eine logisch-philosophische Darlegung der Beziehung der Sprache zur Welt. Das heißt, dass die Logik und die Philosophie zusammen dazu beitragen, dieses Verhältnis aufzuklären und nicht, dass die Philosophie der Logik untergeordnet werden darf oder umgekehrt.

Es ist genau dieser Aspekt, den Wittgenstein implizit anspricht, wenn er den Titel „Philosophical Logic“, den Russell für die englische Fassung des Buches vorschlägt, kritisiert. Wittgenstein hält diesen Titel nicht nur für unangemessen, sondern auch deutlich für falsch, wie aus einem Brief an Charles Kay Ogden, dem Übersetzer der *Logisch-philosophischen Abhandlung* zu entnehmen ist. Wittgenstein schreibt am 23.4.1922: “[...] ‘Philosophic logic’ is wrong. In fact I don’t know what it means! There is no such thing as philosophic logic. (Unless one says that as the whole book is nonsense the title might as well be nonsense too.)”<sup>2</sup> Wenn es keine philosophische Logik gibt, dann zeichnet sich aus dieser Einschränkung ein Grundunterschied zwischen Philosophie und Logik ab. Die Logik, wie die *Logisch-philosophische Abhandlung* klar besagt, muss in der Tat für sich selber sorgen (vgl. 5.473). Und genauso muss es die Philosophie, die letztendlich auch nicht für die logischen Aspekte des Buches sorgen kann. Dass die Logik in den literarischen Aspekten des Buches (welche auch immer sie sein mögen) involviert sein kann, scheint noch unwahrscheinlicher unter anderem deshalb, weil die „grandiose“ Aufgabe der endgültigen Lösung der Probleme der Philosophie, der sich Wittgenstein in seinem ersten Werk widmet, in einer Art phantastischem bzw. unmöglichem Buch zum Ausdruck kommt, dessen

<sup>1</sup> Briefe werden aus dem *Wittgensteins Gesamtbriefwechsel* (Wittgenstein 2004) nach Angabe des Datums zitiert.

<sup>2</sup> Ogden erwähnt den Vorschlag Russells erstmals in einem Brief vom 20.03.1922.

Essenz gerade der Logik widerspricht. Es handelt sich dabei um ein Buch mit einem sozusagen sichtbaren und einem unsichtbaren Teil. In einem weiteren Brief an Ludwig von Ficker drückt Wittgenstein genau diesen Aspekt aus: „[...] mein Werk bestehe aus zwei Teilen: aus dem, der hier vorliegt, und aus alledem, was ich nicht geschrieben habe. Und gerade dieser zweite Teil ist der Wichtige.“ (20.10.1919)

Die Schwierigkeit, weitere Verwendungsfälle von „Bild“ in der *Logisch-philosophischen Abhandlung* kohärent mit seiner logischen Definition in Verbindung zu bringen, kann ihrerseits kein Grund für eine einseitige Behandlung dieses Begriffs sein, denn diese Schwierigkeit offenbart eigentlich die Einschränkung der Definition selbst und zeigt gleichzeitig die weitgehendere Auffassung bzw. Verwendung des Bildbegriffs bei Wittgensteins. In der vorliegenden Arbeit wird also, anders als in den traditionellen Interpretationen der *Logisch-philosophischen Abhandlung*, die Mehrdeutigkeit des tractarianischen Bildbegriffs erkannt und hervorgehoben. Mit der Betonung dieser Mehrdeutigkeit gewinnt man ein wichtiges Element zur Beurteilung der Einheit der ganzen Philosophie Wittgensteins, zumindest was den Bildbegriff anbelangt, denn diese Mehrdeutigkeit ist ein expliziter Zug in seiner Spätphilosophie, in der „Bild“ entscheidend in einer Pluralität von Bedeutungen vorkommt.

## 1.2 Wittgensteins Nachlass

Das Ziel, die Vielfältigkeit der Überlegungen Wittgensteins in Bezug auf den Bildbegriff zu zeigen, wird anhand einer Untersuchung des Nachlasses Wittgensteins verfolgt. Seine postum edierten und veröffentlichten Bücher – mit Ausnahme der *Logisch-philosophischen Abhandlung* – werden hier nicht berücksichtigt. Mehrere Gründe können zu dieser methodologischen Entscheidung angegeben werden. Der Wichtigste wurde bereits indirekt erwähnt. Der größte Teil jener Publikationen ist postum ediert worden. Zu Lebzeiten hat Wittgenstein neben der *Logisch-philosophischen Abhandlung* (1921, 1922, 1933)

nur eine Rezension im Jahr 1912 und einen Artikel 1929 publiziert.<sup>3</sup> Das ist eine Tatsache von größter Bedeutsamkeit innerhalb der Philosophie Wittgensteins. Sie zeigt, dass es Wittgenstein außer in der *Logisch-philosophischen Abhandlung* eigentlich nie wieder gelingt, seine Gedanken in Form eines Buches oder in sonst einer anderen Publikationsform zu gestalten. Selbst die Publikation im Jahr 1929 “Some Remarks on Logical Form” darf als solche nur mit Vorbehalt betrachtet werden, denn Wittgenstein äußerte mehrmals seine Meinung dazu, dass sie eigentlich nicht von Wert sei (vgl. Wittgenstein 1993, 28). Streng genommen lässt sich also sagen, Wittgenstein habe zu Lebzeiten nur ein einziges Buch publiziert bzw. ein einziges philosophisches Projekt zu Ende gebracht. Der Frage, warum keine weiteren Publikationen folgten sowie den Konsequenzen, die sich daraus für die Interpretation seiner Philosophie ergeben, wurden noch nicht genügend Aufmerksamkeit gewidmet. Feststellen lässt sich aber Folgendes: Ein wichtiger Aspekt des Widerstands gegen die Veröffentlichung seiner Spätgedanken ist durch gewisse Schreibschwierigkeiten zu kennzeichnen. Darüber wird im *Nachlass* oft berichtet. So z. B. in der folgenden Bemerkung aus dem Jahr 1937<sup>4</sup>:

Ich schreibe jetzt an meinem Buch, oder versuche zu schreiben, & schreibe tropfenweise & ohne jeden Zug; [V|v]on der Hand in den Mund. Es ist unmöglich, daß so etwas Gutes herauskommt. Ich bin vor allem viel zu ängstlich, viel zu unfrei im Schreiben. Wenn ich so schreiben muß, da ist es besser, kein Buch zu schreiben, sondern

<sup>3</sup> Es handelt sich jeweils um die Rezension des Buches *The Science of Logic* von P. Coffey, erschienen in *The Cambridge Review* (1913) und den Aufsatz “Some Remarks on Logical Form”, in *Proceedings of the Aristotelian Society*. Supplementary Volumes, Vol. 9, Knowledge, Experience and Realism, pp. 162–171 (1929). Man könnte eigentlich noch zwei weitere Publikationen zu Wittgensteins Lebzeiten erwähnen, nämlich das *Wörterbuch für Volksschulen* (1926) und den “Letter to the Editor of *Mind*” (1933) (siehe Pichler 1994, 3).

<sup>4</sup> Zur Datierung der *Nachlass*-Dokumente siehe den Anhang: „Chronologie der Manuskripte, Typoskripte und Diktate des Nachlasses.“ Es handelt sich dabei um eine Bearbeitung aus den Angaben in der „Wittgenstein-Chronik“ im *Wittgensteins Gesamtbriefwechsel* (Wittgenstein 2004), die mit freundlicher Genehmigung des Brenner-Archivs Innsbruck hier publiziert werden darf.

mich darauf zu beschränken Bemerkungen tout bien que mal zu schreiben, die nach meinem Tode vielleicht veröffentlicht werden.

Die Bemerkungen, die ich schreibe befähigen mich wohl Philosophie zu lehren, aber nicht ein Buch zu schreiben.

Bin geneigt über mein Ungeschick unmutig zu sein. (MS118, 90rf)

Aus der größten Anzahl von Bemerkungen im *Nachlass* ist tatsächlich kein Buch entstanden. Sie sind geschrieben und korrigiert worden. Einige von diesen wanderten in Typoskripte, in denen in der Regel wieder Korrekturen, Umformulierungen und Einordnungen in neue Kontexte vorhanden sind. Diese Prozesse finden im *Nachlass* von der Verfassung der *Logisch-philosophischen Abhandlung* ab bis hin zur Gestaltung der *Philosophischen Untersuchungen* immer wieder statt und in einer Art und Weise, die sich im Laufe der ca. 40 Jahre der philosophischen Tätigkeit Wittgensteins wesentlich nicht geändert hat. Das unterscheidende Merkmal seiner Spätphilosophie liegt in diesem Zusammenhang nur darin, dass der Schreibprozess nicht zu einer endgültigen Publikationsform führt. Dies hat zur Konsequenz, dass seine Manuskripte und Tagebücher, auf die er in diesem offenen Schreib- und Gestaltungsprozess immer wieder zurückgreift, erhalten bleiben. Man kann daher behaupten, dass dank der Grundschwierigkeit, den Schreibprozess abzuschließen – wohlgemerkt keine rein formelle Angelegenheit – der *Nachlass* den Forschern zur Verfügung steht. Das letzte Zitat berührt genau dieses Thema. Daraus lässt sich entnehmen, dass sich Prozess und Resultat, also das Schreiben von Bemerkungen und deren Gestaltung in Form eines Buches gegenseitig ausschließen. Wittgenstein muss sich auf das reine Schreiben von Bemerkungen, „die nach [seinem] Tode vielleicht veröffentlicht werden“, beschränken, weil er keine Bücher schreiben kann. Hätte er doch Bücher schreiben können, so wären die Bemerkungen in ihrem rohen Zustand sicherlich überflüssig geworden. Sie bleiben aber erhalten und zwar in einer solchen Art und Weise, dass sie das philosophische Buch bzw. das Abschließen des philosophischen Schreibprozess, ersetzen.



Wäre Wittgenstein das gewesen, was man einen Philosophen von fertigen Büchern nennen kann, hätte er höchstwahrscheinlich nach der Vollendung seiner Texte einen großen Teil der zugrundeliegenden Manuskripte und Typoskripte, Tage- und Notizbücher vernichtet. So war es zumindest sein Wunsch, nachdem die *Logisch-philosophische Abhandlung* abgeschlossen war. In einem Brief vom 1.11.1919 an Bertrand Russell, der einige Tagebücher seiner ehemaligen Student bei sich hatte, schreibt Wittgenstein: „Etwas äußerst wichtiges fällt mir ein: Unter meinen Sachen befinden sich auch eine Menge Tagebücher und Manuscripte diese sind alle zu verbrennen!!!“<sup>5</sup> Russell folgte dieser Anweisung nicht. Circa zwei Jahre später bittet ihn Wittgenstein nochmals um dasselbe: „Meine Tagebücher und Notizen verwende, bitte, zum einheizen. Wenn Du täglich 2–3 Blätter zum Feueranzünden benützt werden sie bald aufgebraucht sein und ich hoffe sie werden gut brennen.“ (Februar 1922). Ob diese Dokumente letztlich in Russells Heizofen gelandet sind, wissen wir nicht.<sup>5</sup> Sie gelten heute jedenfalls als verschollen. Sicher ist nur, dass Wittgenstein sie vernichtet haben wollte. Genauso wie die Tagebücher, die er selbst bei sich hatte. Sein Freund Paul Engelmann berichtet 1953:

Seine Manuskriptbücher waren große, in schwarz und grün gestreiftes Leinen gebundene Geschäftsbücher, wie man sie in Österreich als Hauptbücher verwendete... Der Tractatus ist der endgültige Extrakt aus 7 solchen Büchern, die er nach dem Erscheinen des Buches vernichtet hat. (Zitiert nach von Wright 1986, 80)

Dennoch hat Wittgenstein in diesem Fall das Material nicht vernichtet bzw. nicht alles, denn von den sieben erwähnten „Büchern“ sind heute noch vier erhalten (MS101, MS102, MS103, MS104).<sup>6</sup>

<sup>5</sup> Die anderen Sachen, die Wittgenstein im ersten Brief meint, waren Möbel und Bücher aus seinen ersten Jahren als Student in Cambridge. Von Wright (1986, 83) bemerkt, dass Russell in seiner Autobiographie berichtet, er habe beides für sich selbst gekauft, doch „über das Schicksal der Manuskripte verliert er kein Wort.“

<sup>6</sup> Eine Einschätzung zu Datierungen und möglichen Themenbereichen der verlorenen Quellen der *Logisch-philosophischen Abhandlung* findet man in Geschkowsky 2001, 18ff.

Möglicherweise hat Wittgenstein Engelmann nur den Wunsch geäußert, seine Manuskriptbände vernichten zu wollen. Es ist aber auch gut möglich, dass er ihm mitteilte, er hätte Anweisungen zur Vernichtung des Materials gegeben, wie im Fall Russells oder sogar, dass er selber tatsächlich einen Teil der Manuskriptbände vernichtet hat, eben die drei fehlenden. Die Hauptsache ist, dass nach der Verfassung der *Logisch-philosophischen Abhandlung* die dafür verwendeten Manuskriptbände nicht mehr vom Interesse Wittgensteins sind.<sup>7</sup>

Der *Nachlass* gestattet dem Forscher, sich von einer einzigartigen Perspektive aus der Philosophie Wittgensteins zu nähern, allein durch die Tatsache, dass darin viel mehr Material vorhanden ist als in den gedruckten Bänden. Hier sind insbesondere Tagebücher und Taschennotizbücher zu erwähnen, die bis jetzt noch nicht publiziert worden sind. Darüber hinaus werden in den verschiedenen Editionen der Werke Wittgensteins Randmarkierungen und Randnotizen in der Regel beseitigt. Diese bilden ein sehr wichtiges Element, das den Schreib- und Korrekturprozess philosophischer Bemerkungen belegt. Wittgenstein tendiert oft dazu, Spuren von den früheren Ständen seiner Bemerkungen zu hinterlassen. Ein deutlicher Fall bezieht sich auf Korrekturen bzw. Einfügungen, die als solche z. B. in ein Typoskript übernommen werden, wie das Wort „Aufklärung“ in der folgenden Bemerkung: „/ Die gesamte Sprache kann nicht mißverstanden werden Denn sonst gäbe es zu diesem Mißverständnis

---

<sup>7</sup> Man könnte den Einwand erheben, Wittgenstein habe auch in späten Phasen seiner Philosophie einiges Material vernichten lassen. So hat er z. B. zwischen Weihnachten 1949 und März 1950 in Wien Anweisungen gegeben, dort aufbewahrtes schriftliches Material zu verbrennen. Bekannt ist auch, dass Wittgenstein selbst in Irland nach dem Aufgeben seiner Professur in Cambridge altes Material zerstörte (vgl. von Wright 1986, 45). Das Relevante ist dennoch, dass der größte Teil seiner Spättexte erhalten geblieben ist, eine Überraschung selbst für die *Nachlass*-Verwalter (vgl. von Wright 1986, 45). Die bewusste Erhaltung des schriftlichen Materials deutet auf eine Wendung in der Einschätzung seiner Arbeitsweise hin. Wittgenstein bewahrt seine Texte tatsächlich selber auf oder gab es weiter zur Aufbewahrung oder als Geschenk, wie die Urfassung der *Philosophischen Untersuchungen* (MS142) an seine Schwester Margarete. Diese neue Betrachtungsweise seiner Manuskripte und Typoskripte ist ein Hinweis darauf, dass für Wittgenstein der Schreibprozess an seiner Philosophie offen ist und, dass dieses Material immer noch verwendet werden kann.

wesentlich keine Erklärung «Aufklärung» (MS109, 294). Die Einfügung des Wortes „Aufklärung“ und das ursprünglich verwendete Wort „Erklärung“ werden ins TS211<sup>8</sup> (S.149) aufeinander abgeschrieben, so dass mit der Korrektur die erste Intuition nicht zerstört wird:<sup>9</sup>

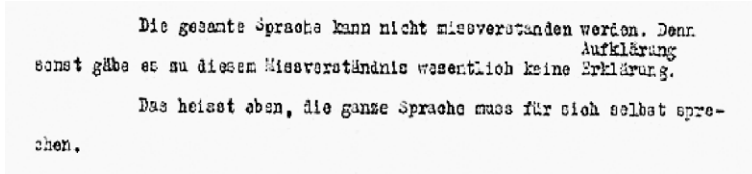


Abbildung 1: Exzerpt Faksimile-Seite aus TS211, 149

Ein wenig deutlicher, jedoch interessanterer Fall kann durch ein Beispiel aus der Vorbereitung der *Logisch-philosophischen Abhandlung* gezeigt werden. Für eine große Anzahl von Sub-Bemerkungen, die in der Endfassung des Buches mit Klammern vorkommen, stellt man im sog. Prototractatus (MS104) sowie in den zugrundeliegenden Manuskriptbänden 101, 102, 103 eine Zuteilung einer anderen Textstelle fest als die der Endfassung in der *Abhandlung*. Dieser kompositive Aspekt des Buches, der Einklammerung genannt werden kann, hat keinen inhaltlichen bzw. interpretativen Einfluss auf die Lektüre einer Bemerkung. Sie tendiert nur dazu, eine durch den Bearbeitungsprozess des Textes entstandene Veränderung zu markieren. Aber wofür braucht Wittgenstein überhaupt diese Markierungen? Solche Kennzeichnungen scheinen für einen kompositiven Aspekt der Gestaltung des Buches, nämlich einen, der die kreativen, ursprünglichen Merkmale einer Bemerkung und damit auch frühere konzeptuelle Beziehungen aufzubewahren sucht, zu stehen. Dieses Verfahren

<sup>8</sup> Im Besitz der Wren Library des Trinity College, Cambridge. Reproduziert mit ihrer freundlichen Genehmigung.

<sup>9</sup> Wittgenstein äußerte in er Tat seine Meinung dazu, dass schnelle Korrekturen die Entstehungssubstanz einer Idee bzw. den kreativen Prozess zerstören können: „| Ein Mittelmäßiger Schriftsteller muß sich « davon » hüten, einen rohen, inkorrekten Ausdruck zu schnell durch einen korrekten zu ersetzen. Dadurch tötet er den ersten Ausdruck «Einfal», der doch noch ein lebendes Pflänzchen war. Und nun ist er dürr & gar nichts mehr wert. Man kann ihn nun auf den Mist werfen: Während das armselige Pflänzlein noch immer einen gewissen Wert «Nutzen» hatte. |“ (MS138, 2af)

ist für den Autor sinnvoll, denn er kann damit die Aufbaustruktur des Buches im Überblick haben, in diesem Fall z. B. in Bezug auf hinzugefügte Subsektionen einer Bemerkung.

Die oben erwähnte Unterscheidung zwischen kreativen und kompositiven Aspekten der Bemerkungen Wittgensteins in seinem *Nachlass* wurde von Josef G. F. Rothhaupt identifiziert. Gemeint sind damit „die beiden zentralen Momente, man könnte sogar von Dimensionen sprechen, im philosophischen und schriftstellerischen Schaffen Wittgensteins“ (Rothhaupt 2008, 10). Diese zwei Dimensionen sind in jedem Textprojekt Wittgensteins mehr oder weniger deutlich erkennbar. Es steht dabei jedenfalls fest, dass im Versuch, mit seinen Bemerkungen ein Buch zu schreiben, der kompositive Aspekt für Wittgenstein als wichtiger gilt, denn die kreative Dimension, d. h. der ursprüngliche Zustand und Kontext einer Bemerkung, wird von Wittgenstein selbst zugunsten einer bestimmten Textdarstellung auf ein sekundäres Niveau gestellt. Seine Gedankenumformulierungen erfordern jedoch immer eine genetische Perspektive, die die Untersuchung der Bemerkungen in ihren kreativen, ursprünglichen Zustand voraussetzt. Diese und weitere philologische Aspekte des Schreibstils Wittgensteins sind von seiner Philosophie nicht zu trennen.

### 1.3 Die *Nachlass*-Editionen

Der *Nachlass* Wittgensteins umfasst ca. 20.000 Seiten, die größtenteils in Manuskripte, Typoskripte und Diktate einzuordnen sind. Den *Nachlass*-Verwaltern Elizabeth Anscombe, Georg Henrik von Wright und Rush Rhees stand die Anordnung und Katalogisierung des hinterlassenen Materials zu. Wittgenstein gab ihnen in seinem Testament die Anweisung, „as many of my unpublished writings as they think fit“ veröffentlichen zu dürfen (Pichler 1994, Fn. 4). Zwei Editionsprojekte haben die schwierige Aufgabe unternommen, diesen enormen Korpus von philosophischen Bemerkungen zu transkribieren und zu veröffentlichen, nämlich die von Michael Nedo herausgegebene *Wiener Ausgabe* (I. Band: 1994) und die im Jahr 2000 bei Oxford University Press und University of Bergen erschienene Edition

*Wittgenstein's Nachlass. The Bergen Electronic Edition.* Die vorliegende Untersuchung der Entwicklung der beiden Begriffe des Bildes und des Gleichnisses und deren Beziehung innerhalb dieses Korpus beruht hauptsächlich auf dieser zweiten Edition.

Die *Wiener Ausgabe* bietet bessere Transkriptionen als die *Bergen Electronic Edition*. Dabei ist jedoch nicht alles, was Wittgenstein hinterlassen hat, veröffentlicht. Die *Wiener Ausgabe* ist ein immer noch laufendes Projekt. Die zwei größten Vorteile der *Bergen Electronic Edition* sind einerseits ihr elektronisches Format, deren Suchfunktion schnelles Suchen und Finden von Wörtern und Textstellen innerhalb des *Nachlasses* ermöglicht und andererseits ist diese Edition mit Faksimiles der Originale versehen. Die Faksimiles erlauben den Vergleich mit den Transkriptionen sowie natürlich auch die eigene Forschung daran. Nichtsdestotrotz weist auch diese Edition gewisse Probleme auf. Neben einer obsoleten Software und oft vorkommenden Transkriptionsfehlern sowie dem großen Nachteil der schlechten Qualität der Faksimiles ist das schwerwiegendste Problem der *Bergen Electronic Edition*, dass die Transkription von Bemerkungen, sowohl in der diplomatischen als auch in der normalisierten Fassung, das Prinzip der Freizeilen nicht respektiert. Wittgenstein markiert immer das Aufhören einer Bemerkung, indem im Anschluss eine Freizeile gelassen wird. Die Anschaulichkeit der Schreibweise Wittgensteins, die die Faksimiles, aber auch die *Wiener Ausgabe* gut vermitteln, wird in der *Bergen Electronic Edition* sehr beeinträchtigt. Einige veröffentlichte Bücher Wittgensteins weisen den gleichen Fehler auf, so. z. B. die Edition der sog. Kriegstagebücher aus den Jahren 1914–1916 (MS101, MS102, MS103).<sup>10</sup> Diese Manuskriptbände sind regelmäßig datiert. In der Publikation dieser Bände richtet sich die Transkription der Bemerkungen nach Datumseinträgen, sodass eine Trennung des Textes bzw. der Bemerkungen nur da vorhanden ist, wo eine Datierung vorkommt. Ein Beispiel aus dieser Publikation ist Folgendes:

---

<sup>10</sup> Erstmals in Wittgenstein 1960 erschienen.

5.10.14

Jedenfalls kann man doch ein einfaches Zeichen dem Sinne eines Satzes zuordnen. –

Nur die Wirklichkeit interessiert die Logik. Also die Sätze NUR in soweit sie *Bilder* der Wirklichkeit sind.

Wie aber KANN ein *Wort* wahr oder falsch sein? Es kann jedenfalls nicht den *Gedanken* ausdrücken, der mit der Wirklichkeit übereinstimmt. Der muß doch gegliedert sein!

Ein Wort kann nicht wahr oder falsch sein in *dem* Sinne, daß es nicht mit der Wirklichkeit übereinstimmen kann, oder das Gegenteil. (Wittgenstein 2006, 97)

Während diese Darstellungsweise einen einzigen Textblock präsentiert, enthält die Manuskriptseite hingegen vier gut differenzierte Bemerkungen:

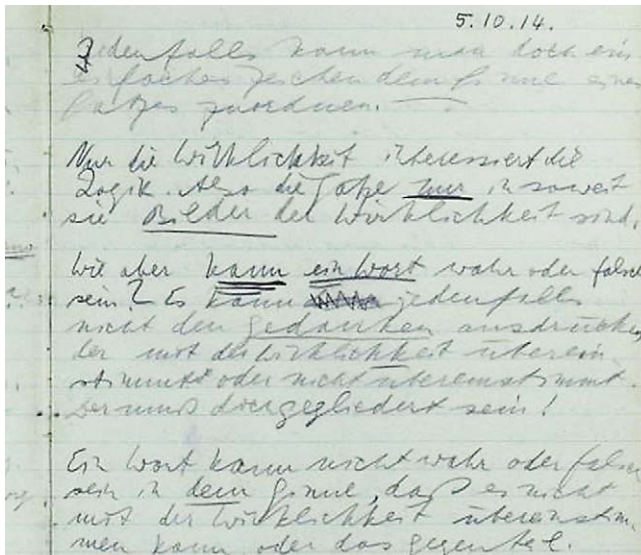


Abbildung 2: Faksimile-Seite aus MS101, 33r<sup>11</sup>

<sup>11</sup> Im Besitz der Wren Library des Trinity College, Cambridge. Reproduziert mit ihrer freundlichen Genehmigung.

Dieses Transkriptionsprinzip zieht sich durch die ganze *Bergen Electronic Edition*. Wenn man einzelne Manuskriptbände oder sogar einzelne Seiten ansieht, so hat man bei dieser Edition den Eindruck eines durchlaufenden Textes, wenngleich eine solche Art und Weise des Schreibens bei Wittgenstein fast eine Ausnahme bildet. Die *Bergen Electronic Edition* stellt dennoch eine gute Möglichkeit zur Forschung dar, insofern dort die Faksimiles, die eigentliche Quelle zur Forschung der Philosophie Wittgensteins, untersucht werden können.

Die Arbeitsmethode der vorliegenden Arbeit geht deshalb von der diplomatischen Transkription der *Bergen Electronic Edition* aus, doch nur als ein Mittel, um Faksimile-Seiten zu konsultieren. Die normalisierte Transkription wurde hier nicht wahrgenommen, außer um kodierte Textstellen zu suchen. Alle aus dem *Nachlass* verwendeten Stellen wurden auf der Basis der normalisierten Transkription zitiert, jedoch immer nach Vergleich und evtl. Korrektur mit den Faksimiles.

## 1.4 Die *Nachlass*-Perspektive

Die Philosophie Wittgensteins wird hauptsächlich mit zwei Höhepunkten seines schriftstellerischen Schaffens identifiziert. Diese Spitzen stehen für die zwei Hauptwerke, die *Logisch-philosophische Abhandlung* und die *Philosophischen Untersuchungen*. Nach Angabe des Autors im Vorwort sollte dieses zweite Werk mit dem ersten im Hintergrund gelesen werden:

Vor ~~zwei~~(vier) Jahren aber ~~«nun»~~ hatte ich Veranlassung, mein erstes Buch (die “Logisch-Philosophische Abhandlung”) wieder zu lesen und seine Gedanken zu erklären. Da schien es mir plötzlich, daß ich jene alten Gedanken und die neuen zusammen veröffentlichen sollte: daß diese nur durch den Gegensatz, und auf dem Hintergrund meiner ältern Denkweise, ihre rechte Beleuchtung erhalten könnten. (TS227a, 3)

Ihrerseits ist die *Logisch-philosophische Abhandlung* trotz des Wunsches ihres Autors, der die Basis-Manuskripte vernichtet haben wollte, nur dann besser verständlich, wenn diese in Betracht gezogen werden. Wittgensteins erstem Buch mangelt es an mehreren Stellen an Ausführlichkeit und Deutlichkeit. Dieser Nachteil des Buches kann durch den Vergleich mit den Quellen der Bemerkungen in den jeweiligen Manuskriptbänden überwunden werden. Ein guter Beleg dafür ist die einzige Fußnote des Buches und eine der wenigen in den ganzen Schriften Wittgensteins. Sie strebt eine Erklärung des Dezimalsystems des Textes an und lautet:

Die Dezimalzahlen als Nummern der einzelnen Sätze deuten das logische Gewicht der Sätze an, den Nachdruck, der auf ihnen in meiner Darstellung liegt. Die Sätze n.1, n.2, n.3, etc. sind Bemerkungen zum Satze No. n; die Sätze n.m1, n.m2, etc. Bemerkungen zum Satze No. n.m; und so weiter.

Diese Anmerkung generierte in der Sekundärliteratur eine Reihe von Missverständnissen. Es wurde beispielsweise behauptet, dass es wichtigere und wenig wichtigere Bemerkungen im Buch gibt. Noch dazu wurde angenommen, wichtigere Bemerkungen seien diejenigen, die mit am wenigsten Dezimalzahlen versehen sind.<sup>12</sup> Nach dieser Auffassung stehen die *wichtigsten* Bemerkungen des Buches für die kardinal nummerierten, nämlich die Hauptbemerkungen 1 bis 7. Wie aber aus dem obigen Zitat zu entnehmen ist, äußert sich Wittgenstein jedoch nur über zwei Merkmale seiner Textdarstellung. Zu einem stehen die Dezimalzahlen im Buch für eine Art „Gewicht“ bzw. „Nachdruck“, zum anderen stehen sie für „Bemerkungen“. Die Beziehung dieser beiden Aspekte zueinander ist aus der Fußnote in der *Logisch-philosophischen Abhandlung* nicht zu entnehmen. Wittgenstein erklärt dort also nicht, welche Bemerkungen *gewichtiger* sein sollten. Eine ausreichende Erklärung dafür kann nur durch die Nachprüfung des sog. Prototractatus gegeben werden. Hier wird dieses Darstellungsprinzip mit folgenden Worten ganz deutlich ausgedrückt:

---

<sup>12</sup> Beide Meinungen erstmals in Stenius 1964, 4.



„Die Nummern zeigen die Reihenfolge und die Wichtigkeit der Sätze an. So folgt 5'04101 auf 5'041 und auf jenen 5'0411 welcher Satz »ge«wichtiger ist als 5'04101.“ Hier beobachtet man als Erstes, dass die Menge der Kardinalzahlen keine Rolle für das Gewicht der Sätze spielen kann, denn obwohl die Bemerkung 5'0411 mehr Gewicht als 5'04101 haben sollte, hat selbst diese letzte mehr Gewicht als die Bemerkung 5'041. Noch relevanter ist die Tatsache, die sich aus dieser Version der Anmerkung offenbart, dass es nicht richtig ist, von wichtigeren oder wenig wichtigeren Bemerkungen zu reden. Wie aus dem Faksimile dieser Seite im *Nachlass-MS104*<sup>13</sup> zu entnehmen ist, hatte Wittgenstein nur im ersten Moment die Idee einer Wichtigkeit seiner Bemerkungen. Er schrieb zunächst: „[...] welcher Satz wichtiger ist als [...]“. Jedoch korrigiert er dann das Wort „wichtiger“, indem er die Partikel „ge“ davor hinzufügt, um das jetzige Wort „gewichtiger“ zu bilden<sup>14</sup>:

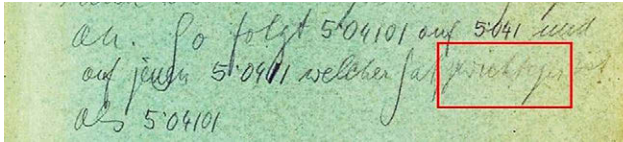


Abbildung 3: Exzerpt Faksimile-Seite aus „MS. German d.7“ / *Nachlass-MS104*, iii

Dieses Beispiel ist auch hilfreich, um eine Grundcharakteristik der Schriften Wittgensteins zu illustrieren, nämlich die Art Zwischenkommunikation, die seine Texte aufweisen. Erläuterungen, Varianten und Korrekturen ergänzen sich durch die verschiedenen Instanzen einer Bemerkung, nämlich in einer solchen Art und Weise, dass die philosophische Landschaft aus mehreren Seiten betrachtet werden kann. Wittgensteins Tagebücher, Manuskriptbände, Typoskripte und Diktate sind ein Bestandteil seiner Philosophie und in diesem Sinne

<sup>13</sup> Dieser Manuskriptband ist im Besitz der Bodleian Library, University of Oxford und trägt hier die Signatur „MS. German d.7“. Dieses Exzerpt wird mit freundlicher Genehmigung der Bodleian Library reproduziert.

<sup>14</sup> Uns. Hervorhebung. Ich habe dieses Thema in meinem Vortrag „Der Ausdruck ‘logisches Gewicht’ im *Tractatus*“ auf der Wittgenstein-Tagung in Kirchberg (2012) detailliert ausgeführt.

sollten sie immer mitkonsultiert werden. Eine parzellierte Ansicht seiner Philosophie entsteht nur aus der isolierten Betrachtung seiner einzelnen Texte. So haben sich in der Tat die irr tümlichen Bezeichnungen „erster“ und „zweiter Wittgenstein“ ergeben. Sicherlich gibt es in Bezug auf bestimmte Themenbereiche eine wichtige Trennung zwischen der *Logisch-philosophischen Abhandlung* und den *Philosophischen Untersuchungen*. Genauso sind aber relevante Verbindungen zwischen diesen beiden Texten vorhanden. Man kann daher nicht sagen, jene Differenzen charakterisieren die Wittgensteinsche Philosophie wesentlich, sondern nur gewisse Unterschiede zwischen zwei Werken *innerhalb* einer Gesamtheit. Die *Nachlass*-Forschung zeigt hingegen ganz klar, dass es nur *einen* Wittgenstein gibt, nämlich den, der in seinen Manuskripten und Typoskripten ständig arbeitet, der seine Gedanken formuliert und umformuliert, seine philosophischen Bemerkungen kreiert und daraus Texte komponiert. Neuformulierung, Korrekturen und sogar Kontradiktionen gehören somit wesentlich zur Wittgensteinschen Philosophie. Die merkwürdige, teilweise widersprüchliche und ständige Arbeit Wittgensteins an seinen Schriften ist eben sein *einziges* Werk.

## 1.5 Das erlösende Wort

Die *Logisch-philosophische Abhandlung*, Wittgensteins erstes und einziges abgeschlossenes Werk, ist ein kurzes Buch. Wäre die *Abhandlung* ein längeres Buch gewesen, so hätte sie immer noch ein Ende. Dank des Nummerierungssystems des Textes, das das Einfügen von neuem Material ohne Veränderung der bereits nummerierten Bemerkungen ermöglicht, ist dieses Buch bei seiner Entstehung sozusagen in den Zwischenräumen gewachsen. Die *Philosophischen Untersuchungen* sind hingegen ein langes Buch, das nach vorne in die Länge ausgebreitet ist. Man möchte sagen, sie suchen nach ihrem Ende, denn als unvollendetes Projekt hat dieses Buch ein Aufhören (Bemerkung 693), doch damit noch kein Ende.

In den vortractarianischen Manuskriptbänden sucht Wittgenstein gezielt nach einer Lösung der philosophischen Probleme und damit

auch nach einem Ende seines frühen Projekts. Eine erste Form, die dieses Streben nach endgültiger Lösung annimmt, ist das Suchen des erlösenden Wortes. Dies taucht erstmals im Jahr 1914 an folgenden kodierten Stellen auf:

17.10.14.

Gestern sehr viel gearbeitet; der Knoten zog sich immer mehr zusammen aber ich fand keine Lösung. Abends blieben wir bei Baranow stehen und fahren jetzt um 6 p.m. weiter nach Szczucin.— Ob mir der erlösende Gedanke kommen wird? ob er kommen wird??!! (MS101, 42vf)

21.11.14.

Anhaltende Kanonade. Große Kälte. Fast ununterbrochener Donner von den Werken. Ziemlich gearbeitet. Aber noch immer kann ich das eine erlösende Wort nicht aussprechen. Ich gehe rund um es herum und ganz nahe aber noch konnte ich es nicht selber erfassen!! Über meine Zukunft immer ein wenig besorgt, weil ich nicht ganz in mir ruhe! ---! ---.

22.11.14.

Grimmige Kälte! Auf der Weichsel schwimmt Eis. Fortwährend Geschützdonner. Keinen rechten Einfall gehabt und recht müde daher wenig gearbeitet. Das erlösende Wort nicht ausgesprochen. Gestern lag es mir einmal ganz auf der Zunge. Dann aber gleitet es wieder zurück ---. Bin mittelmäßiger Stimmung. Ich will bald schlafen gehen. ---. (MS102, 23vf)<sup>15</sup>

Der Ausdruck „erlösendes Wort“ hat eine religiöse, sogar existenzielle Konnotation. Diese Bedeutung entspricht aber nicht in erster

<sup>15</sup> Auch in einem Brief vom 24.7.1915 an Ludwig von Ficker erwähnt Wittgenstein „das erlösende Wort“: „Ihre traurigen Nachrichten verstehe ich nur zu gut. Sie leben sozusagen im Dunkel dahin und haben das erlösende Wort nicht gefunden. Und wenn ich, der so Grund verschieden von Ihnen bin, etwas raten will, so scheint das vielleicht eine Eiselei. Ich wage es aber trotzdem. Kennen Sie die „Kurze Erläuterung des Evangeliums“ von Tolstoi? Dieses Buch hat mich seinerzeit geradezu am Leben erhalten. Würden Sie sich dieses Buch kaufen und es lesen?! Wenn Sie es nicht kennen, so können Sie sich auch nicht denken, wie es auf den Menschen wirken kann.“

Linie dem Sinn, in dem Wittgenstein diesen Ausdruck verwendet. Er will damit keine religiös-existenzielle Suche ausdrücken, sondern eine, die sich in übertragener Bedeutung auf eine Dimension seiner Arbeit bezieht: Das Finden bzw. Aussprechen des erlösenden Wortes weist (ganz klar in der ersten Bemerkung) auf das Aufdecken einer Lösung im Bereich seiner logisch-philosophischen Arbeit hin bzw. auf den richtigen Ausdruck einer solchen Lösung (2. und 3. Bemerkung). Der Kontext dieser Textstellen weist zweifellos einen persönlichen Charakter auf, ihre Implikationen sind aber philosophischer Natur. Das nächste Vorkommen des „erlösenden Wortes“ im MS102 ist an einer nicht kodierten Bemerkung zu finden, was eben für die Annahme spricht, dass der Ausdruck „erlösendes Wort“ eine fachliche und keine persönliche Bedeutsamkeit besitzt. Bei seiner Behandlung der Allgemeinheit in der Logik fragt Wittgenstein, ob vielleicht mit dieser Konzeption das erlösende Wort gefunden wurde:

Die Allgemeinheit ist Wesentlich mit ~~der Form des~~ der Elementar-Form verbunden.

Das erlösende Wort — ?! (MS102, 62rf)

Bis Juni 1915 wird ihm immer noch nicht gelungen sein, das erlösende Wort zu finden. Diesmal stellt man diese Schwierigkeit in Bezug auf die Auffassung der Kontradiktion und Tautologie fest:

Die Contradiction ist die äußere Grenze der Sätze; kein Satz bejaht sie. Die Tautologie ist ihr Substanzloser Mittelpunkt. (Man kann den Mittelpunkt einer Kreisfläche als deren innere Begrenzung auffassen)

(Das Erlösende Wort ist übrigens hier noch nicht gesprochen.)  
(MS102, 122r)

Von hier an gibt es in den vortractarianischen Manuskriptbänden keine Angaben mehr zum erlösenden Wort. Im Jahr 1929, das die Rückkehr Wittgensteins zur philosophischen Tätigkeit kennzeichnet,

taucht im *Nachlass* diese alte Idee wieder auf. Wittgenstein kennzeichnet hier als eigentliche Aufgabe der Philosophie das Finden des erlösenden Wortes (vgl. MS105, 44f). Im selben Jahr wiederholt er diese Charakterisierung im MS107 und fügt noch hinzu: „[Das erlösende Wort ist die Lösung eines philosophischen Problems.“ (MS107, 114) Ende 1933 führt Wittgenstein diese Idee weiter aus. Seiner Ansicht nach sollte die Lösung eines philosophischen Problems durch das erlösende Wort für Ruhe in der Philosophie sorgen: „Die Beruhigung in der Philosophie tritt ein, wenn das erlösende Wort gefunden ist.“ (MS115, 30) Diese Aussagen erlauben nun einen Rückblick auf die *Logisch-philosophische Abhandlung*. Hier glaubte Wittgenstein tatsächlich die philosophischen Probleme, die das Buch behandelt, gelöst zu haben. Im Vorwort heißt es: „Ich bin also der Meinung, die Probleme im Wesentlichen endgültig gelöst zu haben.“<sup>16</sup> Die nahe liegende Konsequenz dieser Einstellung ist, dass bei Wittgenstein die Lösung philosophischer Probleme sowie die damit verbundene Beruhigung der Philosophie die Fertigstellung eines Buches impliziert. Dies hat seinerseits zur Folge das Vertreten einer vollkommen abgeschlossenen. Gerade dieses Ziel scheint Wittgenstein in seiner Spätphilosophie nicht mehr zu verfolgen – wobei offen bleiben soll, ob ihm dies vielleicht nicht wirklich gelingt.

Soll das Vertreten einer vollkommen abgeschlossenen philosophischen Position als Ziel des Spätdenkens Wittgensteins auszuschließen sein, so ist es keine Aufgabe der Philosophie mehr, das erlösende Wort, d. h. das Wort der Lösung und Beruhigung in der Philosophie, zu finden.<sup>17</sup> Diese Wendung hätte nun Konsequenzen für die end-

<sup>16</sup> Siehe dazu auch die Briefe an Bertrand Russell vom 10. und 13.03.1919.

<sup>17</sup> In folgender Bemerkung des sog. „Big Typescript“, in der sich Wittgenstein gegen eine ideale Exaktheit in der Untersuchung der Sprache richtet, wird der Hinweis auf das Suchen des erlösenden Wortes als eigentliche Aufgabe der Philosophie durchgestrichen und durch die Idee der Befreiung von philosophischen Beunruhigungen ersetzt: „√ Man kann fragen: Wenn wir nicht nach «eine» einer idealen Exaktheit streben «anstreben» «~~im~~ im Gegensatz zu der alltäglichen», wozu arbeiten «hantieren» wir mit «an» der Grammatik unserer Sprache überhaupt herum. Und die Antwort ist: ~~Unsere Aufgabe ist es gewissen Beunruhigungen zu beseitigen und wir suchen nach dem erlösenden Wort~~ wir suchen uns von philos. Beunruhigungen zu ~~beseitigen~~ befreien & das tun wir indem

gültige Gestalt, die die schriftliche Mitteilung der Gedanken Wittgensteins haben sollte und dadurch auch einen Einfluss auf die Tatsache, dass die *Philosophischen Untersuchungen* ein unvollendetes Projekt belieben sind. In einer Bemerkung von 1944 sind deutliche Spuren dieser Wendung zu erkennen. Wittgenstein schreibt hier: „Das erlösende Wort“ kann nur erlösen weil es sozusagen der Schlußstein eines Gebäudes ist. Für den der diese Voraussetzungen nicht hat ist es nicht das erlösende Wort.“ (MS179, 3v) Als Hauptmerkmal des erlösenden Wortes wird an dieser Stelle folgende Bedingung erwähnt: Das erlösende Wort erlöst nur, wenn es als Schluss aufgefasst wird und als solche nötig ist. Benötigt man diesen Schluss nicht, so ist das Suchen des erlösenden Wortes überflüssig; Der selbstkritische Charakter dieser Bemerkung wird nicht leicht übersehen, wenn man bemerkt, dass bei Wittgenstein eine der Bedeutungen des Worts „Gebäude“ für einen Hinweis auf die *Logisch-philosophische Abhandlung* steht.<sup>18</sup> Anhand dieser Anspielung distanziert sich Wittgenstein hier aus formaler Hinsicht von seinem ersten Werk und erkennt sich damit in seiner Spätphilosophie als einer, der die Voraussetzungen des Schlusssteines und der endgültigen Lösung nicht mehr hat.

## 1.6 Wittgensteins Art und Weise des Schreibens

Die Philosophie Wittgensteins ist durch eine klare Sprache, die sehr nah an der Alltagssprache steht, geprägt. Die Umgangssprache, wie das eigene Beispiel Wittgensteins besonders in den *Philosophischen Untersuchungen* zeigt, reicht tatsächlich aus, um Philosophie zu betreiben. Der *terminus technicus* für Wittgensteins Art des Schreibens heißt: Bemerkung. Bemerkungen können philosophischer oder persönlicher Natur sein. Sie kommen in normaler Schrift oder kodiert vor.

---

wir Unterscheidungen welche die Grammatik der gewöhnlichen Sprache verschleiert, hervorheben. Sozusagen Regeln die mit verbläuerter Tinte geschrieben sind, stark nachziehen und anderes mehr. Dadurch kann es allerdings den Anschein haben als reformierten wir die Sprache.“ (TS213, 256vf. Handschriftliche Bemerkung auf den Rückseiten von 256v und 257v).

<sup>18</sup> So z. B. im MS110, 216f. „Ein Gleichnis gehört zu unserem *Gebäude* [...]“. Siehe unten Sektion 4.9.

Es ist nicht ganz richtig die Schreibweise Wittgensteins „aphoristisch“ zu nennen, wie oft angedeutet wird. Ein Grund dafür lässt sich aus den inhaltlichen Verbindungen, die seine Bemerkungen aufweisen, skizzieren. Wilhelm Vossenkuhl (2003, 58) bemerkt zutreffend: „Wittgenstein denkt nicht aphoristisch, nicht in kurzen, unzusammenhängenden Passagen oder Textstücken.“ Dazu fügt er noch hinzu: „Die äußere, aphoristische Gestalt seiner Texte bedeutet nicht, daß die Textstücke untereinander keine strengen inhaltlichen Verbindungen hätten.“<sup>19</sup> Die Gegenüberstellung seiner eigenen Art und Weise des kurzen, fragmentarischen<sup>20</sup> Schreibens mit einer aphoristischen Schreibweise präsentiert Wittgenstein selbst durch den Hinweis auf Karl Kraus, einen Denker, der seine Gedanken ohne Zweifel in Aphorismen gestaltet:

C | Rosinen mögen das Beste an einem Kuchen sein; aber ein Sack Rosinen ist nicht besser als ein Kuchen; & wer im Stande ist « uns » einen Sackvoll Rosinen zu geben kann damit noch keinen Kuchen backen, geschweige daß er etwas besseres kann. Ich denke an Kraus & seine Aphorismen, aber auch an mich selbst & meine philosophischen Bemerkungen.

Ein Kuchen das ist nicht gleichsam: verdünnte Rosinen. |  
(MS136, 91bf)

<sup>19</sup> Eine weitere Kritik zum scheinbar aphoristischen Stil Wittgensteins in der *Logisch-philosophischen* Abhandlung wurde von Felix Gmür (2000) ausgeführt. Auch hier sind die internen Beziehungen zwischen den Bemerkungen das, was gegen eine solche Charakterisierung spricht. Dadurch, dass die *Abhandlung* „ein durchkomponiertes und strukturiertes Werk“ darstellt, ist es Gmürs Ansicht nach nicht richtig zu sagen, die *Abhandlung* bestünde aus Aphorismen, denn „[j]ene sind ja Sinnsprüche, die für sich allein stehen und einen originellen Gedanken in einen Merkspruch fassen. Aphorismen stehen gewissermaßen allein im leeren Raum.“ (Gmür 2000, 87). „Der Stil ist zwar aphorismenartig, aber aus richtigen Aphorismen besteht der *Tractatus* nicht“ (Gmür 2000, 88). Diese Kritik schließt aber nicht aus, dass einige Bemerkungen Wittgensteins doch einen aphoristischen Charakter aufweisen oder, dass man sogar manche von ihnen entscheidend als Aphorismen bezeichnen kann.

<sup>20</sup> Vgl.: „/ (Was ich auch immer schreibe, es sind Fragmente, aber der Verstehende wird daraus ein geschlossenes Weltbild entnehmen «ersehen ?».“ (MS108, 152)

Dieses Zitat zeigt wiederum, dass bei Wittgenstein das Schreiben seiner Gedanken in Form von philosophischen Bemerkungen gewisse Nachteile darstellt. Er erkennt sich hier als einen, der mit seinem Sack voll Rosinen keinen Kuchen backen kann. Wie soll diese Metapher verstanden werden? Klar stehen die Rosinen für seine philosophischen Bemerkungen. Aber wofür steht der Kuchen? Man sollte nicht vorschnell annehmen, er stünde in dieser Analogie nur für ein Buch, denn die Bemerkung lässt offen, falls der Kuchen nicht gelingt, dass doch „etwas Besseres“ damit gemacht werden könnte. Wäre mit dem Kuchen nur ein Buch gemeint, was wäre dann „etwas besseres“ als das Buch? Vielmehr scheint mit dem Kuchen die Gestalt eines Buches angedeutet zu sein, denn sie könnte in diesem Fall modifiziert und evtl. verbessert werden. Die Frage ist nun: Kann Wittgenstein selbst mit seinen Bemerkungen etwas Besseres gestalten? Im Vorwort zu den *Philosophischen Untersuchungen* kann man eine Antwort darauf finden:

Nach manchen misglückten Versuchen, meine Ergebnisse zu einem solchen Ganzen zusammenzuschweißen, sah ich ein, daß mir dies nie gelingen würde. Daß das [B|b]este, was ich schreiben konnte, immer nur philosophische Bemerkungen bleiben würden; daß «Daß» meine Gedanken bald erlahmten, wenn ich versuchte, sie, gegen ihre natürliche Neigung, in e i n e r Richtung weiterzuzwingen. — (TS227a, 2)

Hier bekennt Wittgenstein wieder, den Kuchen nicht backen zu können. Noch dazu gesteht er aber auch ein, dass ihm dies „nie gelingen würde“. Er erkennt sich somit auch als einen, der nicht in der Lage ist, mit seinen Rosinen etwas Besseres anfangen zu können. Sein Bestes wird immer ein Sack voll Rosinen bleiben. Dieselbe Bewusstheit von den Grenzen seines schriftlichen Könnens zeigt sich an einer weiteren Stelle dieses Vorworts, in der die Schreibschwierigkeiten des Buches mit der Natur der Untersuchung selbst identifiziert werden: „— Und dies hing freilich auch mit der Natur der Untersuchung selbst Untersuchung selbst zusammen. Sie nämlich zwingt uns, ein weites Gedankengebiet, kreuz und quer, nach allen Richtun-



gen hin zu durchreisen.“ (TS227a, 2) Diese Anmerkung relativiert nun den negativen Charakter, der solchen Schwierigkeiten normalerweise anhaftet und deutet gleichzeitig an, dass sie sogar positiv angesehen werden können.<sup>21</sup>

## 1.7 Sektionsmarkierungen

Die Bemerkungen Wittgensteins sind im *Nachlass* oft mit bestimmten Markierungen am Rande (links und/oder rechts) versehen, für die nicht immer eine ausreichende Deutung gegeben werden kann (siehe Pichler 1994, 60f). Einige der oft auftretenden Randmarkierungen sind folgende:

/	In der Regel Übernahme ins TS aber auch in einen Band (Pichler 1994, 64)
X	Durchgestrichenes „/“ (Pichler 1994, 64)
*	Mögliche Bildung aus „—“, „/“ und „\“ (Pichler 1994, 64)
?	Wahrscheinlich Unsicherheit betreffend der Bemerkung (Pichler 1994, 64)
f	Unsicherheit, möglich: „schlecht“ (Pichler 1994, 64). Es könnte aber auch „schwach“ sein (Rothhaupt 2011(a), 106)
z	Gleicht dem Kleinbuchstaben „z“ (Pichler 1994, 65)
o	Es könnte sich dabei um eigene Sammlung von Bemerkungen, die im kulturellen Themenbereich einzuordnen wären (siehe Rothhaupt 2011(a), 2011(b) und 2013)
v	Tritt häufig in Paaren auf (Pichler 1994, 65)
v	Gleicht einem handgeschriebenen Kleinbuchstaben „v“ (Pichler 1994, 65)
u	Gleicht einem handgeschriebenen Kleinbuchstaben „u“ mit einem „u“-Strich darüber (Pichler 1994, 65)

Tabelle 1: Oft auftretende Randmarkierungen im *Nachlass*

<sup>21</sup> Dieser Aspekt ist ebenso in einem Brief an Georg Edward Moore vom Oktober 1936 enthalten. Wittgenstein erkennt hier deutlich, dass die Schreibschwierigkeiten ein gutes Zeichen für den Philosophen sind: “I’m sure somehow that you’re doing good work, & at the same time I think I can understand, why you don’t get “anything finally written”. That, I think, shows that what you’re doing is right.”

Die nicht ausreichende Deutung aller Randmarkierungen im *Nachlass* stellt den Forscher vor das Problem der Unklarheit des Kontexts, in den Bemerkungen mit bestimmten Markierungen eingeordnet werden sollten. In einigen Fällen könnte die Forschung dazu beitragen, dass diese Kontexte genau geklärt werden. Dies betrifft insbesondere Markierungen wie „o“, „\*“ und „|...|“, die für eigene Textsammlungen innerhalb des *Nachlasses* stehen könnten, wie seit den letzten Jahren von Josef G. F. Rothhaupt gezeigt wird. Meines Erachtens verhält es sich aber mit zwei von diesen Randmarkierungen anders, nämlich jenen, die mit den Zeichen „f“ und „?“ versehen sind. Sie verleihen den Texten Wittgensteins eine grundlegende Ungewissheit, die – wie es scheint – schwer zu überwinden ist. Die „f“-Markierung, die eine Unzufriedenheit bzw. Unsicherheit mit einer Bemerkung ausdrückt, steht gleichzeitig auch für einen nicht-abgeschlossenen Schreibprozess. In diesem Fall könnte der Mangel behoben und die Bemerkung verbessert und eventuell weitergeführt werden. So z. B. deutlich in dieser Bemerkung aus MS129, 81, in der neben dem „f“-Zeichen und der wörtlichen Charakterisierung als „schwach“ auch noch die Frage gestellt wird: „Sollte fortgesetzt werden?“<sup>22</sup>

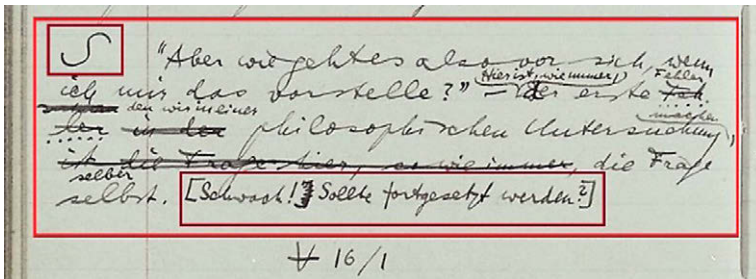


Abbildung 4: Exzerpt Faksimile-Seite aus MS129, 81

22 Uns. farbige Hervorhebung. Transkription: „f“ „Aber wie geht es also vor sich, wenn ich mir das vorstelle?“ — « Hier ist wie immer» [D] | der erste Fehler «Fehler» «□.» in der «den wir in einer» philosophischen Untersuchung « machen», ist die Frage hier, so wie immer, die Frage selbst «selben». [Schwach!] Sollte fortgesetzt werden?“ Dieser Manuskriptband ist im Besitz der Wren Library des Trinity College, Cambridge. Reproduziert mit ihrer freundlichen Genehmigung.

Sollte die „f“-Markierung für „schlecht“ bzw. „schwach“ stehen<sup>23</sup>, so ist es weiterhin unklar, ob sich diese Bezeichnungen auf die Form oder auf den Inhalt einer Bemerkung oder auf beides beziehen. Wenn sie sich auf die Form bzw. auf stilistische Aspekte der Bemerkung beziehen, ist es nicht auszuschließen, dass das „f“-Zeichen auch für „Stil“ oder „stilistisch“ stehen könnte. Ein Beleg für diese Alternative ist der Folgende: „Der Gegensatz ‘Geist & Körper’, ~~beruht~~ ~~der~~ über welchen «den» die Philosophen so viel geredet haben beruht zum großen Teil auf der zwei Ausdrucksformen in unserer Sprache. [[Stilistisch schlecht wie viele dieser Sätze.]“ (MS147, 21v). Ein stilistisches „f“ lässt bei einer Bemerkung die Beurteilung ihrer inhaltlichen Natur offen. Es könnte sich dabei z. B. um eine gute inhaltliche Bemerkung, also um verwendbares Material handeln, die nur formeller Korrekturen bedarf: Die folgende Bemerkung aus MS123, 1r unterscheidet z. B. ganz genau zwischen diesen beiden Aspekten: „Kann man sagen, daß der Begriff ‘einer Regel folgen’ durch Experimente gewonnen wird? [Das ist sehr schlecht ausgedrückt, enthält aber einen rechten Keim.]“

All diese Anmerkungen zur „f“-Markierung gelten ebenso für das Fragezeichen, denn es ist hier unklar, ob es formelle, stilistische oder inhaltliche Aspekte sind, die dabei infrage gestellt werden. Die Ungewissheit, mit der die mit „f“ und „?“ markierten Textstellen gelesen werden, ist jedoch keine exklusive Eigenschaft dieser Bemerkungen. Auch das ausgesprochen verwendbare Textmaterial, also das mit dem „/“-Zeichen versehen, ist oft nicht einfacher zu lesen, d. h. nicht weniger problematisch und kryptisch als die mit dubitativen Zeichen markierten Stellen. Obwohl Wittgenstein, wie oben geäußert wurde, eine sehr klare Sprache verwendet, bildet diese Charakteristik jedoch noch keine Garantie in Bezug auf die Einfachheit bzw. Verständlichkeit seiner Texte.

<sup>23</sup> Einige Fälle von so charakterisierten Bemerkungen sind in den folgenden Textstellen zu finden: MS117, 153: „vielleicht schwach“; MS120, 70r: „ungemein schwach“ (die BEE transkribiert hier „ungenau schwach“); MS102, 7rf: „schlechte Bemerkung“. In diesen Bemerkungen fehlt in der Regel das „f“-Zeichen, was eben dafür spricht, dass dieses Zeichen für eine der zwei oben ange deuteten Charakterisierungen stehen sollte.

## 1.8 Kodierte Schrift

Ein weiterer merkwürdiger Aspekt des *Nachlasses* ist der Gebrauch einer kodierten Schrift. Es handelt sich dabei um eine einfache Umkehrung des Alphabets, nach folgenden Entsprechungen: a=z, b=y, c=x, etc. (Ausnahmen: i/j=r, n=n). Diese Schrift kommt bereits im ersten erhaltenen Manuskriptband des *Nachlasses* vor (MS101). In den Frühtexten Wittgensteins gilt in der Regel, dass die kodierte Schrift für Bemerkungen einer nicht unmittelbar philosophischer Natur, darunter vorwiegend persönliche Eintragungen, reserviert wird, normalerweise auf den Verso-Seiten des Bandes, die für diesen Zweck frei gelassen werden. Möglicherweise verwendet Wittgenstein die kodierte Schrift in dieser Zeit für den Fall, dass andere Leute, z. B. die Kameraden im Ersten Weltkrieg, seine Tagebücher lesen würden (vgl. McGuinness 1992, 332). Diese Ansicht wirft aber die Frage auf, aus welchem Grund diese Schriftart auch nach dem Krieg verwendet wird. In den zwei ersten Manuskriptbänden aus dem Jahr 1929 (MS105, MS106), acht Jahre nach der Veröffentlichung der *Logisch-philosophischen Abhandlung*, nimmt Wittgenstein zunächst die alte Gewohnheit der Seitentrennung wieder auf. Bei beiden Bänden wurden die Verso-Seiten erstmals frei gelassen. Doch diese vorgesehene Struktur hat er nur auf den ersten fünf Seiten des MS105 verwirklicht, danach gibt er sie wieder auf (vgl. Nedo 1994, xii).

Kodierte Bemerkungen kommen hier sozusagen *zwischen* den philosophischen Bemerkungen vor. Es ist nicht plausibel, dass auch in dieser Zeit ein Grund wie das „Verstecken“ seiner Gedanken vor anderen Leuten hauptsächlich verantwortlich für die Verwendung der kodierten Schrift sein kann, denn in Cambridge verfügte Wittgenstein über eigene Räumlichkeiten, sogar über einen verschlüsselten Schrank, in dem seine Bände lagen. Der Sinn des Gebrauchs der kodierten Schrift bedarf also einer neuen Interpretation. Ilse Somavilla gibt dafür eine Erklärung, die der Verwendung dieser Schriftart innerhalb des *Nachlasses* Kontinuität verleiht. Ihrer Meinung nach kann Wittgensteins Verwendung der Kodierung als eine Art indirekte Thematisierung des „Unaussprechbaren“. Somavilla ergänzt Folgendes dazu:

Es handelt sich dabei um den Versuch, das wissenschaftlich nicht Fassbare, doch ihn gedanklich stets Beschäftigende, auf sozusagen indirekte Weise, d. h. für den Leser nur schwer zugänglich und von den in Normalschrift geführten Bemerkungen sich durch den Code abhebend, darzustellen. (Somavilla 2013, 276f)

Diese Ansicht erlaubt, die kodierte Schrift als einen unausweichlichen Aspekt der intellektuellen Tätigkeit Wittgensteins anzusehen. Dabei wird eine philosophische Rolle der Kodierung offenbart. In einer weiteren Arbeit äußert Somavilla ihre Meinung dazu, dass Wittgensteins kodierte Bemerkungen sogar als eigener „Texttypus“ innerhalb des *Nachlasses* zu betrachten sind, mit einer besonderen Stellung „auch und gerade in seinem Philosophieverständnis“ (Somavilla 2010, 368)

Unter den Wittgenstein-Forschern gibt es Konsens darin, dass die kodierte Schrift eine Trennung zu den ausgesprochenen philosophischen Bemerkungen darstellt. In den posttractarianischen Manuskriptbänden, d. h. in denen es keine Seitentrennung für kodierte und nicht kodierte Bemerkungen gibt, agiert dieses Prinzip etwa verwirrend als in den vortractarianischen Tagebüchern, in denen die Anschaulichkeit der Kontexttrennung garantiert ist. Man könnte z. B. glauben, es gäbe hier eine engere Beziehung zu den philosophischen Bemerkungen als in den vortractarianischen Tagebüchern, dadurch dass die Kodierung sich auf demselben Eben wie der normale Text befindet. Dies, was für bestimmte Fälle natürlich zutreffen kann, hängt jedoch nicht von der Position der kodierten Textstelle ab, sondern von einem internen bzw. inhaltlichen Verhältnis zwischen den Bemerkungen. Derselbe ist der Fall in den vortractarianischen Tagebüchern. Kodierte Bemerkungen auf der Verso-Seite können eine Beziehung zu den Bemerkungen auf der Recto-Seite haben oder nicht. Dieses Verhältnis ist in diesen Bänden auch nicht sozusagen topographisch zu bestimmen, sondern nur durch den Inhalt der betroffenen Bemerkungen.

Es handelt sich folglich bei der kodierten Schrift nicht nur etwa um ein Stellungbedingtes Merkmal des Schreibens Wittgensteins, son-

dern um eine Dimension seines Denkens. Jeder Fall der kodierten Schrift sollte deswegen einzeln betrachtet und analysiert werden. Wenn Wittgenstein z. B. 1929 kodiert schreibt: „Ein gutes Gleichnis erfrischt den Verstand“ (MS105, 73), stellt man bald fest, dass diese Bemerkung weder an dem vorigen noch an dem nachfolgenden Kontext, der eine Diskussion über mathematische Begriffe ausführt, gebunden ist. Auch kein Gleichnis wird an diesen Stellen erfunden, sodass dies auch nicht die Verbindung dabei sein kann. Nun sollte man fragen, warum ist diese Textstelle kodiert? Persönliche, moralische, religiöse Anlässe, etc. sind hier als Gründe auszuschließen; einen philosophischen Aspekt, obwohl mit der gerade diskutierten Thematik in erster Linie nicht verbunden, hingegen nicht. Auch nicht in Bezug auf die Form handelt es sich dabei um eine Einheit, die beide Texttypen gemeinsam erfassen kann, denn die kodierte Bemerkung hat im Gegensatz zu den durchgedachten nicht-kodierten Bemerkungen vor und nach ihr eher den Charakter eines Blitzgedanken, des spontanen Einfalls eines Aphorismus, der sich auch nicht mit den umliegenden Bemerkungen gleichsetzen lässt. In diesem Fall scheint die Kodierung nicht anders als gerade nur die Trennung mit dieser Diskussion hervorzuheben.

## 1.9 Aufbau der Arbeit

Die in dieser Einleitung behandelten Aspekte des Wittgensteinschen Philosophierens sollten klar darstellen, dass das Studium des *Nachlasses* nicht nur philosophisches Forschen erfordert. Man könnte vielleicht sagen, dass das, was sie ebenso sehr erfordert, Philologie ist. Jedoch ist darüber hinaus noch vielmehr notwendig. Die Philosophie Wittgensteins lässt sich ebenso wenig von anderen Bereichen trennen, wie von der Literatur, der Malerei, der Musik, dem Film, der Photographie, der Architektur, also kurz gesagt, der Kunst. Was sie aber vor allem erfordert, ist ein Widerstand gegen ein Sicherheitsgefühl in der Philosophie, gegen endgültige und abgeschlossene Gewissheiten, was natürlich nicht heißt, das man Philosophie auf diese Weise nicht mehr betreiben könne.

Im ersten Kapitel wird die Auffassung des Satzes als Bild untersucht. Dabei wird die Mehrdeutigkeit des tractarianischen Bildbegriffs hervorgehoben und somit die überwiegende Rolle der sog. Bildtheorie des Satzes innerhalb der Frühphilosophie Wittgensteins infrage gestellt. Hier wird man im Detail auf die von Wittgenstein selbst angegebenen Quellen dieser Konzeption eingehen. Das zweite Kapitel ist dem Gleichnisbegriff in Wittgensteins Frühphilosophie gewidmet. Es untersucht die Rolle dieses Begriffs in der *Logisch-philosophischen Abhandlung* und betrachtet einige Themen dieser Publikation unter der Perspektive Wittgensteins analogischen Denkens. Das letzte Kapitel untersucht die verwandten Begriffe des Bildes und des Gleichnisses nach der Publikation seines ersten Werkes und hebt Unterschiede und Gemeinsamkeiten hervor. Hier wird das Hauptaugenmerk insbesondere auf die charakteristischen Analogien der Spätphilosophie Wittgensteins sowie auf die Rolle von falschen und irreführenden Gleichnissen gelegt.

## 2 Der Satz als Bild

### 2.1 Bild: Ein Zentralbegriff

„Bild“ ist einer der charakteristischsten Begriffe der Philosophie Ludwig Wittgensteins. Er befindet sich, mit Ausnahme einiger kurzen Notizbücher, Aufsätze und Fragmente, in fast allen *Nachlass*-Dokumenten. Ein bedeutsamer Teil Wittgensteins erster Publikation, der *Logisch-philosophischen Abhandlung* (LPA), besteht bekanntlich in der Charakterisierung des Satzes als ein Bild der Wirklichkeit. Der Begriff des Bildes wird in diesem Kontext als Modell der Wirklichkeit begriffen (vgl. LPA 2.12). Diese Modelle sind logische Modelle, denn sie müssen, um die Wirklichkeit abbilden zu können, mit ihr die gleiche logische Form gemeinsam haben (vgl. LPA 2.18). In der mit dieser Auffassung des Bildbegriffs verbundenen Sprachkonzeption stehen Sätze bzw. Gedanken für solch logische Modelle (vgl. LPA 3, 4.03).

Diese Bildkonzeption lässt sich aus zwei Perspektiven betrachten. Einerseits kann das tractarianische Bild als Modell, andererseits kann dieser Begriff aus seinen logischen Eigenschaften untersucht werden. Wittgenstein selbst macht diesbezüglich keinen Unterschied. Aus der Entstehung dieser Bildauffassung wird jedoch deutlich, dass beide Aspekte nicht immer zusammen gehört haben. Das wird vor allem daraus ersichtlich, dass der Begriff „Bild“ schon vor der Entwicklung der sog. Abbildkonzeption der Sprache verwendet wird. Als weitere Rechtfertigung für diese Unterscheidung lässt sich erwähnen, dass die Auffassung des Bildes als Modell nicht von Wittgenstein stammt, im Gegensatz zur logischen Charakterisierung dieses Begriffs. Diese methodologische Unterscheidung erlaubt schließlich, Wittgensteins Weiterverwendung des Bildbegriffs nach dem Aufgeben der Abbildkonzeption der Sprache als eine Distanzierung von der logisch-tractarianischen Charakterisierung des Bildes verstehen und nicht notwendigerweise von der Bildkonzeption als Modell.



In der Wittgenstein-Forschung wird der Bildbegriff seiner Frühphilosophie ausschließlich der sog. Abbildkonzeption der Sprache zugeordnet. Diese Klassifizierung stimmt gewiss mit dem sprachphilosophischem Hauptziel der *Logisch-philosophischen Abhandlung* überein. Bekanntlich fungiert der Bildbegriff als Zentralelement im Versuch die logische Abbildung der Welt durch die Sprache zu erklären. Es wäre jedoch nicht korrekt anzunehmen, diese sei die einzige Rolle des Bildbegriffs in der ersten Phase des Denkens Wittgensteins. Man kann in der Tat gut belegen, dass es in seiner Frühphilosophie weitere Verwendungsfälle gibt, in welchen der Bildbegriff anders als ein logisches Modell gebraucht wird. Damit sollte sich eine Erweiterung jener herkömmlichen Einordnung des tractarianischen Bildbegriffs ergeben, nach der „Bild“ nicht ausschließlich aus seiner logischen Definition behandelt wird.

Eine solche Auffassung von „Bild“, die nicht auf einer strengen und systematisierten Konzeption der Logik beruht, entspricht keiner isolierten Tatsache in der Gesamtheit des Wittgensteinschen Gedankens. In seiner Spätphilosophie stellt man einen von der Abbildkonzeption der Sprache erweiterten Gebrauch des Bildbegriffs fest. In den *Philosophischen Untersuchungen* (PU) finden sich mehrere Beispiele eines erweiterten Bildbegriffs. Das erste und vielleicht bekannteste von ihnen, gleich am Anfang, ist „ein bestimmtes Bild vom Wesen der menschlichen Sprache“ (PU, §1), mit dem die augustinische Sprachauffassung charakterisiert wird. Wittgenstein distanziert sich aber bereits im Vorwort von seiner frühen rigiden Bildauffassung, indem er seine philosophischen Bemerkungen als Bilder bezeichnet:

Die philosophischen Bemerkungen dieses Buches sind gleichsam eine Menge von Landschaftsskizzen, die auf diesen langen & verwickelten Fahrten entstanden sind.

Die gleichen Punkte, oder beinahe die gleichen, wurden stets von neuem von verschiedenen Richtungen her berührt und immer neue Bilder entworfen. Eine Unzahl dieser war verzeichnet, oder uncharakteristisch, mit allen Mängeln eines schwachen Zeichners behaftet. Und wenn man diese ausschied, blieb eine Anzahl halb-

wegser übrig, die nun so angeordnet, oftmals beschnitten, werden mußten, daß sie dem Betrachter ein Bild der Landschaft geben konnten.← So ist also dieses Buch eigentlich nur ein Album.› (TS227b, 2)

Diese und auch andere Fälle in den *Philosophischen Untersuchungen*, wie z. B. das Bild eines Menschen in einer unscharfen Photographie (PU, §71), das Bild, das uns gefangen halten kann (PU, §115), das Bild des Schmerzens (PU, §300), entsprechen offenbar einer Konzeption des Bildbegriffs, die sich nicht auf die tractarianische Auffassung von Bild als logisches Modell zurückführen lässt. So wie die *Logisch-philosophische Abhandlung* sozusagen eine Leiter ist, die die Grundbedingungen der sprach-logischen Bilder aufklären will, selbst aber gar keins solcher Bilder enthält, so sind die *Philosophischen Untersuchungen* ein Album, das nur Bilder enthält. Beide Bildkonzeptionen stehen in Kontrast zueinander, dass zunächst angenommen wird, es gäbe einen starken Bruch zwischen den beiden Bildauffassungen. Diese Annahme wäre aber nur dann richtig, wenn die ganze frühe Verwendung des Begriffs „Bild“ in der sog. Abbildkonzeption der Sprache einzuschränken wäre. In dieser Arbeit wird, entgegen einer solchen Annahme, versucht zu zeigen, dass der Bildbegriff der *Logisch-philosophischen Abhandlung* nicht nur innerhalb jener Sprachkonzeption eine wichtige Rolle spielt.

Die Problematik in Bezug auf eine genaue Auffassung des Begriffs des Bildes kann man als ein Grundproblem der Wittgensteinschen Philosophie begreifen. Oft wird als der Hauptmangel der *Logisch-philosophischen Abhandlung* die Thematik in Bezug auf die Unabhängigkeit der Sachverhalte voneinander, wie sie in LPA 2.061 festgelegt wurde, angedeutet (z. B.: Hacker 1972, 86). Dieses Problem wäre verantwortlich für den Zusammenbruch der Philosophie der *Abhandlung*. Wittgenstein selbst erkennt dabei aber nicht nur einen, sondern mehrere Irrtümer. Wieder im Vorwort zu den *Philosophischen Untersuchungen* äußert sich er folgendermaßen: „Seit ich nämlich vor 16 Jahren mich ~~w~~ wieder mit Philosophie zu beschäftigen anfang, mußte ich schwere Irrtümer in dem erkennen, was ich in jenem ersten Buche niedergelegt hatte.“ (TS227b, 3). Die Problematik um den Bildbegriff, die die

vorliegende Arbeit untersucht, kann auch als ein solcher Irrtum betrachtet werden. Dieser Ansicht nach bestünde dieser Irrtum in der einseitigen Behandlung des Bildbegriffs, die Wittgenstein in der *Logisch-philosophischen Abhandlung* durchführt.

Das vorliegende Kapitel setzt sich zum Ziel, den Gebrauch des Bildbegriffs im Kontext der Sprachkonzeption der *Logisch-philosophischen Abhandlung* zu untersuchen. Hier wird „Bild“ sowohl in visueller als auch in mathematischer Hinsicht diskutiert. Es werden auch die Quellen für den so konzipierten Bildbegriff, in denen insbesondere das Verhältnis Wittgensteins zu Heinrich Hertz und Ludwig Boltzmann kritisch betrachtet wird, berücksichtigt.

## 2.2 Bildkonzeption versus Bildtheorie

In der *Logisch-philosophischen Abhandlung* kommt der Bildbegriff hauptsächlich im Kontext der sog. Bildtheorie der Sprache vor. Der Ausdruck „Bildtheorie“, der in der Sekundärliteratur zum frühen Wittgenstein fast ohne Ausnahme verwendet wird, bildet in Bezug auf die Sprachkonzeption der *Abhandlung* eine unzutreffende Bezeichnungsweise. Erstens weil Wittgenstein eine Systematisierung des Satzes und nicht des Bildes ausführt: Wenn es in der *Logisch-philosophischen Abhandlung* irgendeine Theorie gäbe, so wäre sie eine des Satzes und nicht des Bildes. Die tractarianische Auffassung des Satzes als Bild wird mithilfe einer Analogie, in der der Bildbegriff als *explanans* und nicht als *explanandum* fungiert, aufgebaut. Zweitens führt diese Bezeichnungsweise in die Irre, da Wittgenstein der Meinung ist, dass die Aufgabe des Philosophen nicht darin besteht, Theorien aufzustellen. Obwohl Ausdrücke wie „Theorie der Abbildung“ und „Theorie der Bedeutung“ in den ersten zwei Tagebüchern des *Nachlasses* vorhanden sind (vgl. MS101, 52r, 58r, 64r; MS102, 57r, 118r), werden sie in der *Logisch-philosophischen Abhandlung* jedoch nicht übernommen. Diese Tatsache steht für keine rein terminologische Sache. Sie spricht eher für das Aufgeben eines anfänglich theoretischen Charakters der Philosophie, der in Verbindung mit Wittgensteins früher naturwissenschaftlicher Ausbildung stehen könnte. Das Auf-

geben dieses initialen Charakters der Philosophie lässt aber auch eine inhaltliche Erklärung zu. Seine tractarianische Auffassung der Philosophie als eine Tätigkeit, die zur Klärung der Gedanken führen soll, schließt aus, dass die Philosophie im Vergleich zu den Naturwissenschaften Resultate mit einem theoretischen Charakter erlangen kann. Da die *Logisch-philosophische Abhandlung* den Status einer theoretischen *Lehre* der Philosophie negiert (vgl. LPA 4.111, 4.112), wird der Philosoph schwer Theorien weder von Bildern noch von weiteren Phänomenen aufstellen können.

Es trifft jedoch zu, dass Philosophen, genauso wie Wissenschaftler (z. B. Darwin in 4.1122), als Gestalter von Theorien aufgefasst werden. Bertrand Russell und Gottlob Frege sind diesbezüglich zu erwähnen. Doch das Verhältnis zwischen Philosophie und Theorie wird in diesen Fällen kritisch geäußert. Es werden in der *Abhandlung* Russells Typen- und Erkenntnistheorie, Freges Theorie von der Bedeutung der Sätze und der Funktionen sowie die Klassentheorie der Mathematik als irrtümlich, oberflächlich und überflüssig beurteilt (vgl. LPA 3.331ff, 5.02, 5.541, 6.031).<sup>24</sup> Der Theoriebegriff enthält folglich außerhalb der Naturwissenschaften eine sehr negative Konnotation, die die Philosophen betrifft.

<sup>24</sup> Weitere Beispiele im *Nachlass* bestätigen diesen auf die Arbeit des Philosophen angewendeten Theoriebegriff insbesondere in Kontexten von formellen und mathematischen Erklärungen, wobei oft auch selbst Wittgensteins eigene „Theorien“ kritisch erwähnt werden (vgl. MS105, 21f; MS106, 111, 120, 184, 278; MS107, 7, 294; MS108, 203; MS109, 128f; TS209, 9). In den PU greift Wittgenstein auf den nicht wissenschaftlichen Charakter seiner Frühphilosophie zurück, indem er retrospektiv bemerkt: „Richtig war, daß unsere Betrachtungen nicht wissenschaftliche Betrachtungen sein durften.“ (TS227b, §109) Dass die Vergangenheitsform „Richtig war“ als einen Hinweis auf die LPA zu lesen ist, kann man aus den zwei vorigen Bemerkungen in den PU entnehmen. In §107 bezieht sich Wittgenstein auf die Kristallreinheit der Logik, die ihm sich (in der *Logisch-philosophischen Abhandlung*) nicht ergeben *hatte*, sondern sie war eine Forderung. In §108 fährt er mit dieser Rückbetrachtung seines ersten Werkes fort: „Hier «Wir» erkennen wir, daß, was wir „Satz“, „Sprache“, nennen, nicht die formelle Einheit ist, die ich mir vorstellte, sondern die Familie mehr oder weniger mit einander verwandter Gebilde. [...]“

Ohne diese negative Konnotation verwendet Wittgenstein den Theoriebegriff in der Regel als Synonym für „Auffassung“ bzw. „Erklärung“. In der *Logisch-philosophische Abhandlung* unterscheidet sich die philosophische Erklärung von der der Naturwissenschaften wesentlich dadurch, dass die Naturwissenschaft im Gegensatz zur Philosophie Bilder der Wirklichkeit geben kann, die Philosophie aber nicht. Das Resultat der Philosophie besteht also nicht, wie es in der *Abhandlung* 4.112 heißt, aus „philosophischen Sätzen“, sondern nur aus dem „Klarwerden von Sätzen“.

Um die naturwissenschaftliche Konnotation des Theoriebegriffs zu vermeiden – obwohl klar ist, dass in der Philosophie nicht in der gleichen Art und Weise von Theorie die Rede sein kann wie in den Naturwissenschaften – wird sich im Folgenden auf die sog. Bildtheorie der Sprache als eine *Abbildkonzeption* oder *Abbildauffassung* der Sprache beziehen. Diese Umformulierung setzt sich zum Ziel, den nicht theoretischen Charakter der Philosophie bei Wittgenstein hervorzuheben. Andererseits wird mit der Bezeichnung „Abbildauffassung“ bzw. „Abbildkonzeption“ eine exaktere Referenz auf die logisch-figurative, abbildende Sprachkonzeption in Wittgensteins erstem Werk betont. Damit wird diese Konzeption vom nicht logisch-figurativen Gebrauch von Bild, für den der Ausdruck „Bildauffassung“ reserviert wird, getrennt.

## 2.3 Bildbegriff und Abbildkonzeption der Sprache

In der *Logisch-philosophischen Abhandlung* erkennt man vier Sektionen, in denen der Bildbegriff argumentativ dargestellt wird.<sup>25</sup> Zunächst wird der Bildbegriff zwischen 2.1 und 2.161 als Modell eingeführt. Diese Sektion kann durch folgende Bemerkungen zusammengefasst werden:

---

<sup>25</sup> Eine alternative Auffassung dieser Darstellung auch in vier Phasen in Gloy 2004, 107.

- 2.1 Wir machen uns Bilder der Tatsachen.
- 2.12 Das Bild ist ein Modell der Wirklichkeit.
- 2.13 Den Gegenständen entsprechen im Bilde die Elemente des Bildes.
- 2.141 Das Bild ist eine Tatsache.
- 2.16 Die Tatsache muß, um Bild zu sein, etwas mit dem Abgebildeten gemeinsam haben.
- 2.161 In Bild und Abgebildetem muß etwas identisch sein, damit das eine überhaupt ein Bild des anderen sein kann.

Der Ausgangspunkt dieser Abbildauffassung ist eine Feststellung zu einem fundamentalen kognitiven Charakter der Menschen, nach der wir uns Bilder der Tatsachen machen. Für diese Aussage gibt Wittgenstein keine Begründung. Peter Westergaard charakterisiert diese Feststellung als eine der Abbildungskonzeption zugrundeliegende Prämisse, die einen naturhistorischen und anthropologischen Charakter besitzt. Nach dieser Prämisse: "humans are by definition picture-using creatures." (Westergaard 2003, 371) Westergaard bemerkt an derselben Stelle, dass der Gebrauch des Verbs „machen“ in LPA 2.1 eine Erklärung bezüglich des Satzbaues enthält, nämlich als "an experimental putting together or constructing of names. The verb emphasises the human activity of *creating* pictures." Das Verb „machen“ hebt tatsächlich in der Bemerkung 2.1 die kognitiv aktive Rolle, die wir haben, wenn wir uns Bilder von etwas machen, hervor.<sup>26</sup> Westergaard bemerkt dazu, dass die Bemerkung 2.1 in der Frühfassung des Buches, dem sog. Prototractatus, anders aussah. Wittgenstein schreibt dort: „2.1 Die Tatsachen begreifen wir in Bildern.“ (MS104, 3) In seiner Interpretation schreibt Westergaard dieser Bemerkung einen noch deutlicheren naturhistorischen Sinn zu:

---

<sup>26</sup> Man könnte diese Ansicht durch eine der frühesten Charakterisierungen Wittgensteins zur Natur der philosophischen Tätigkeit ergänzen. In den "Notes on Logic" (1913) schreibt Wittgenstein: "In philosophy there are no deductions: it is purely descriptive." (TS201A1, B20). Aus dieser Auffassung der Philosophie als Tätigkeit, die vorübergehend beschreibt, anstatt zu erklären, könnte man den Mangel an Begründung in der Bemerkung 2.1 der *Abhandlung* eigentlich auch als ein Zeichen dieses deskriptivistischen Programms verstehen.

With this emphasis in mind, it is worth noting that the corresponding summary of the picture theory in the *Prototractatus* implies a broader natural-historical field, for in that context Wittgenstein also asserts that humans *perceive*, understand and grasp propositions and facts in the world as (logical) pictures; or, as he puts it: “Facts are grasped by us [begreifen wir] in pictures” (PT 2.1). This also means that, in more general terms we should speak of humans as picture-perceiving creatures. It is these natural-historical facts that Wittgenstein presupposes despite his failure to investigate the question in depth: what is it that enables us to form pictures (thought as logical picture (TLP 3); proposition as (logical) picture (TLP 4.021)) of states of affairs? (Westergaard 2003, 371)

Ein wichtiger Unterschied zwischen beiden Formulierungen ist dennoch nicht zu übersehen. Während die Formulierung in der *Logisch-philosophischen Abhandlung* eine aktive, kreative Rolle des Schaffens von Bildern betonen soll, geht diese Konnotation in der Version des sog. Prototractatus verloren. Wir gehen tatsächlich aktiv und kreativ vor, wenn wir uns ein Bild von etwas machen, im Sinne, dass es möglich ist, ganz freie Bilder zu schaffen, die in Übereinstimmung mit dem Repräsentierten sein können. Im Gegensatz dazu ist nicht jedes „Begreifen“ in diesem Sinne aktiv. Das gilt vor allem im Fall von Wahrnehmungen, denn nicht jeder Wahrnehmung liegt ein aktiver Prozess zugrunde. Werden nun Menschen als „picture-perceiving creatures“ betrachtet, wie Westergaard andeutet, so sollte deutlich sein, dass in diesem Fall die kreative Konnotation der Formulierung 2.1 in der *Abhandlung* nur teilweise vorhanden ist, denn nur gewisse Aspekte einer Wahrnehmung kann man als aktiv erfassen, wie Wittgenstein selbst in seiner Spätphilosophie durch das Beispiel des Hasen-Enten-Kopf zeigt (vgl. MS144, 39).

Diese Sektion der *Logisch-philosophischen Abhandlung* spezifiziert die Eigenschaften des Modells in Verbindung mit ontologischen Elementen (Tatsache, Gegenstand). Ferner betont die tractarianische Bildauffassung, dass Sätze genauso wie Bilder Gegenstände als Bestandteile haben. Hier ist ein problematischer Punkt bei Wittgenstein, der

auf der Basis seines irrtümlichen Gebrauchs des Bildbegriffs in der *Logisch-philosophischen Abhandlung* stehen kann. Es ist nicht korrekt anzunehmen, dass jedes Bild Gegenstände enthalten muss. Die Abstrakte Malerei liefert gute Beispiele von solchen Bildern, die keine Gegenstände repräsentieren. Wittgensteins Auffassung des Bildes scheint hier auf einer ganz klassischen, sogar naiven Bildauffassung zu beruhen. Der Grundvergleich zwischen Satz und Bild ist diesbezüglich eine Auffassung *ad-hoc*, die *einen* Fall von Bildern verallgemeinert. Wittgenstein bemerkt tatsächlich diesen Aspekt später und kritisiert ihn selber:

Diese Tendenz nun, den klaren Fall zu verallgemeinern, scheint in der Logik ihre strenge Berechtigung zu haben: man scheint hier mit voller Berechtigung zu schliessen: "Wenn ein Satz ein Bild ist, so muss jeder Satz ein Bild sein, denn sie müssen alle wesensgleich sein." Denn wir sind ja «*(eben)*» in der Täuschung, das Sublime, Wesentliche unserer Untersuchung *liege* «bestehe» darin, dass sie ein allumfassendes Wesen erfasse. (MS142, 99f)<sup>27</sup>

Diese erste Bild-Sektion in der *Logisch-philosophischen Abhandlung* stellt das Fundament des Gebrauchs des Bildbegriffs in Wittgensteins Frühphilosophie dar. Sie legt die Hauptbedeutung des Bildes als „Modell der Wirklichkeit“ fest. Es werden jedoch hier weder Hinweise auf die Sprache gegeben noch auf die Art und Weise, *wie* wir uns Bilder der Tatsachen machen. Außer etwa der präziseren Bemerkung 2.141, „Das Bild ist eine Tatsache“, bildet diese Sektion ein noch sehr allgemeines Postulat von Bedingungen, die jede Bildauffassung erfüllen sollte. Es sollte z. B. unumstritten sein, dass es *etwas* Gemeinsames zwischen Bild und Abgebildetem geben muss (2.16). Die Frage ist nur, woraus dieses *etwas* besteht bzw. wie die abbildende Beziehung zu erklären ist. Wittgensteins bisherige Antwort, es müsse zwischen Bild und Abgebildetem etwas Identisches geben (2.161), ist ebenfalls nicht ganz präzise und damit ist noch keine eigentliche Antwort auf diese Frage gegeben.

<sup>27</sup> Bis auf die Endfassung in allen früheren Versionen der *Philosophischen Untersuchungen* vorhanden. Siehe auch dazu Stern 1995, 40.



Eine zweite Bild-Sektion in der *Logisch-philosophischen Abhandlung* ist die logische Definition dieses Bildbegriffs. Diese lässt sich aus den folgenden Bemerkungen entnehmen:

- 2.18 Was jedes Bild, welcher Form immer, mit der Wirklichkeit gemein haben muß, um sie überhaupt – richtig oder falsch abbilden zu können, ist die logische Form, das ist, die Form der Wirklichkeit.
- 2.181 Ist die Form der Abbildung die logische Form, so heißt das Bild das logische Bild.
- 2.182 Jedes Bild ist *auch* ein logisches. (Dagegen ist z.B. nicht jedes Bild ein räumliches.)
- 2.19 Das logische Bild kann die Welt abbilden.

Hier befindet sich das, was man die eigentliche Bildauffassung Wittgensteins nennen kann. Darin wird das in der Bemerkung 2.161 der ersten Sektion angedeutete Identitätskriterium zwischen Bild und Abgebildetem präzisiert bzw. logisch definiert (2.18). Damit sich überhaupt Abbildung ergibt, muss zwischen Bild und Abgebildetem die gleiche „logische Form“ vorhanden sein. So wird die Auffassung des Bildes als Modell der ersten Sektion im Sinne eines logischen Bildes bzw. logischen Modells erweitert. Ein entscheidender Moment ist hier 2.182. Diese Bemerkung besagt, jedes Bild sei *auch* ein logisches Bild. Dieses Zentralpostulat positioniert logische Eigenschaften des Bildes über andere kontingente Merkmale, wie z. B. Räumlichkeit. Genauso wie bei dem Kernpunkt der ersten Sektion stellen sich auch bei dieser These gewisse Probleme, die einige Schwierigkeiten in Bezug auf die Reichweite dieser Position aufweisen. Konkret beziehen sich diese Probleme auf die Bedeutung des Bildbegriffs als „Gleichnis“. Bilder im Sinne von Gleichnissen wären dann die Ausnahme zur Charakterisierung in 2.182, denn diese Bilder sind keine logischen Bilder. Dieses Problem wird im Moment nur festgestellt und im nächsten Kapitel weiter ausgeführt werden.

Eine dritte Sektion bei der Darstellung des Bildbegriffs in der *Logisch-philosophischen Abhandlung* stellt eine Verbindung zwischen der logischen Definition des Bildbegriffs und dem Gedanken her:

- 3 Das logische Bild der Tatsachen ist der Gedanke.
- 3.001 „Ein Sachverhalt ist denkbar“ heißt: Wir können uns ein Bild von ihm machen.
- 3.01 Die Gesamtheit der wahren Gedanken sind ein Bild der Welt.

Die Schlussphase dieser Darstellung ist die bekannte Charakterisierung des Satzes als Bild. Diese Charakterisierung verbindet die Auffassung von Bild als Modell der ersten Sektion mit einer logischen Konzeption der Sprache. Man kann diese Sektion durch folgende Bemerkungen zusammenfassen:

- 4.01 Der Satz ist ein Bild der Wirklichkeit. Der Satz ist ein Modell der Wirklichkeit, so wie wir sie uns denken.
- 4.021 Der Satz ist ein Bild der Wirklichkeit: Denn ich kenne die von ihm dargestellte Sachlage, wenn ich den Satz verstehe. Und den Satz verstehe ich, ohne daß mir sein Sinn erklärt wurde.
- 4.06 Nur dadurch kann der Satz wahr oder falsch sein, indem er ein Bild der Wirklichkeit ist.
- 4.463 Die Wahrheitsbedingungen bestimmen den Spielraum, der den Tatsachen durch den Satz gelassen wird.  
(Der Satz, das Bild, das Modell, sind im negativen Sinne wie ein fester Körper, der die Bewegungsfreiheit der anderen beschränkt; im positiven Sinne, wie der von fester Substanz begrenzte Raum, worin ein Körper Platz hat.)  
Die Tautologie läßt der Wirklichkeit den ganzen – unendlichen – logischen Raum; die Kontradiktion erfüllt den ganzen logischen Raum und läßt der Wirklichkeit keinen Punkt. Keine von beiden kann daher die Wirklichkeit irgendwie bestimmen.

Bis zu diesem Punkt hat Wittgenstein den Begriff des Bildes als Modell charakterisiert. Dieses Modell wird hier logisch definiert und aus dieser Definition in Verbindung mit dem Gedanken gebracht. In dieser vierten Bild-Sektion wird ein Zusammenhang zwischen Bild und Sprache festgelegt. Dafür fügt Wittgenstein durch die Bemerkung 4.01 ein neues Element ein, das gewissermaßen einen Bruch mit der bisherigen Darstellung des Buches repräsentiert. Das betrifft die Analogie, durch die in 4.01 eine Gleichstellung zwischen Satz und Bild festgelegt wird. Diese Gleichsetzung, die das Ende der Darstellung der Abbildkonzeption in der *Logisch-philosophischen Abhandlung* markiert, wird durch eine Umformulierung der Bemerkung 2.12, das Bild ist ein Modell der Wirklichkeit, ermöglicht. In 4.01 heißt es: der Satz ist ein Bild der Wirklichkeit. Mit dieser Umformulierung weist Wittgenstein darauf hin, dass die allgemeine Bildauffassung zwischen 2.1 und 2.161 als eine Sprachauffassung zu verstehen ist. Wittgensteins initiale Konzeption, ein Bild sei ein Modell, bekommt schließlich eine sprach-logische Form.

Nun kann man aber fragen: welche Rechtfertigung legitimiert diese Erweiterung der Bildauffassung auf die Satzauffassung? Hier scheint Wittgensteins Konzeption der Projektion eines Bildes eine zentrale Rolle zu spielen. Der projektive Aspekt des Satzes ist ein Grundelement in seiner Sprachauffassung, der bereits in der ersten Satzcharakterisierung der *Logisch-philosophischen Abhandlung*, sogar vor der Idee des Satzes als Bild, auftritt, nämlich in 3.12. Diese Bemerkung lautet: „Das Zeichen, durch welches wir den Gedanken ausdrücken, nenne ich das Satzzeichen. Und der Satz ist das Satzzeichen in seiner projektiven Beziehung zur Welt.“ Dadurch, dass der Satz einen projektiven Charakter hat, so ist dann der Satz ein Bild, insofern durch ihn, wie durch Bilder, etwas projiziert wird.

### 2.3.1 Bild und Projektion

Wittgenstein bringt 1914 den projektiven Aspekt des Satzes bzw. des Bildes mit der Auffassung James Clerk Maxwells zum mechanischen Modell in Verbindung, wie folgende Zeichnung im MS102, 32r zeigt<sup>28</sup>:

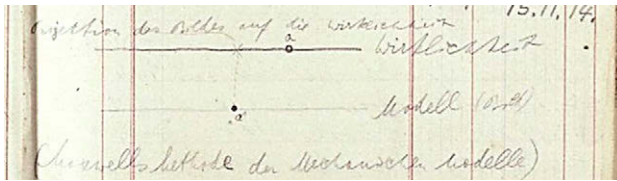


Abbildung 5: Exzerpt Faksimile-Seite aus MS102, 32r

Man darf diesen Hinweis jedoch nicht ausschließlich als eine direkte Referenz auf Maxwell interpretieren. Man beobachtet in der Tat an dieser Stelle, dass diese Auffassung der Projektion nur durch eine Erwähnung in Klammern mit Maxwells Methode der mechanischen Modelle identifiziert. Darüber hinaus markiert Wittgenstein in der Kopfzeile der Bemerkung, dass es sich bei dieser Zeichnung um die Projektion „des Bildes“ auf die Wirklichkeit handelt.<sup>29</sup> D. h., dass er seine eigene Bildauffassung illustrieren will und nicht die Modellauffassung Maxwells, der selbst nur als Beispiel einer verwandten Auffassung erwähnt zu werden scheint. Liest man den Projektionsbegriff ohne den Einfluss Maxwells, gibt es für diesen Begriff eine weitere Quelle aus dem eigenen Gedankengut Wittgensteins. Weitere Textstellen im *Nachlass* legen die Vermutung nahe, dass hinter dieser Erklärung der Projektion eines Bildes eigentlich Wittgensteins eigene Intuition steckt, die sich – wie im letzten Kapitel gezeigt wird – auf eine Art kinematographische Projektion des Bildes zurückführen lässt. Wenn Wittgenstein in seiner Spätphilosophie die Stellung der

<sup>28</sup> Dieser Manuskriptband ist im Besitz der Wren Library des Trinity College, Cambridge. Reproduziert mit ihrer freundlichen Genehmigung.

<sup>29</sup> Unter dem Wort „Bildes“ gibt es eine leichte Unterstreichung, die weder in der BEE noch in der *Werkausgabe I* wiedergegeben wurde. In der BEE werden darüber hinaus die Wörter „Wirklichkeit“ und „Modell (Bild)“ nicht transkribiert.

Sprache im Gleichnis der *laterna magica* zu erklären versucht, kommt er deutlich zu einer Projektionsauffassung, wie die hier suggerierte, zurück. So z. B. im Jahr 1929:

/ Wir befinde[~~m~~|n] uns mit unserer Sprache sozu sagen nicht i[~~n~~|m] ~~der Region~~ Bereich des ~~Pr~~ projizierten Bildes sondern im B~~ereich~~ des Films. Und wenn ich zu ~~dem Film~~ dem Vorgang auf der Leinwand Musik machen will, muß das was sie hervorruft « sich » wieder in der Sphäre des Films abspielen. (MS107, 2)

Soll diese Interpretation richtig sein, liegt es nahe, dass auch der Projektionsbegriff analogisch entstanden ist. Das Auftreten des Projektionsbegriffs im Rahmen der logischen Erklärung des Satzes in Wittgensteins Frühphilosophie weist in der Tat figurliche Aspekte auf, die für seine Metaphorisierung sprechen. In den zwei ersten Bemerkungen des *Nachlasses*, die das Projizieren des Satzes diskutieren, drückt sich Wittgenstein über dieses Merkmal seiner Sprachauffassung eher indirekt aus, indem er in einem Fall die Konjunktion „als“ und im anderen den Konjunktiv „bestünde“ verwendet:

/ \ Es ist als projizierten die logischen Constanten das Bild des Elementarsatzes auf die Wirklichkeit — die dann mit dieser Projection Stimmen oder nicht- -Stimmen kann.

Obwohl im einfachen Satz bereits alle logischen Constanten vorkommen so muß in ihm doch auch sein eigenes Urbild ganz & unzerlegt vorkommen! (MS102, 30r)

/ \ \ Der Satz bestünde dann aus Urbildern, die auf die Welt projiziert ~~würden~~ wären. (MS102, 31r)

Der so konzipierte Projektionsbegriff der *Logisch-philosophischen Abhandlung* zeigt dann eine Ähnlichkeit mit Bildern kinematographischer Art. Dieser Aspekt ist mit einem Merkmal der Satzauffassung der *Abhandlung* in Übereinstimmung, denn der Charakterisierung des Satzes als Bild der Wirklichkeit in der Bemerkung 4.021 liegt in der Tat eine Rechtfertigung des Verstehens des Satzes aufgrund von

Bildern im normalen, visuellen Sinne (Gemälde, Photographien, etc.) zugrunde. Laut dieser Bemerkung: „Der Satz ist ein Bild der Wirklichkeit: Denn ich kenne die von ihm dargestellte Sachlage, wenn ich den Satz verstehe. Und den Satz verstehe ich, ohne daß mir sein Sinn erklärt wurde.“ Dabei sind zwei Sachen zu bemerken. Erstens beruht die Verbindung zwischen Satz und Bild auf dem Verhältnis zwischen Satz und Sachlage: Die Referenzmöglichkeit des Satzes auf die Wirklichkeit beruht auf seinem projektiven Charakter, sodass das Verstehen eines Satzes unmittelbar auf eine Sachlage hindeutet. Zweitens versteht man einen Satz, genauso wie ein Bild, ohne dass eine Erklärung seines Sinnes erforderlich ist. Das Verständnis eines Satzes ähnelt folglich dem Verständnis eines visuellen Bildes. Auch hier könnte man den Charakter *ad-hoc* dieser Satz- bzw. Bildauffassung kritisieren. Die Meinung, nach der Sätze ohne Erklärungen des Sinnes verstanden werden können, kann kein allgemeines Sprachprinzip sein. Erstens denkt Wittgenstein anscheinend nur an Sätze der eigenen Sprache, für die es in einer großen Anzahl von Fällen gelten kann, dass sie ohne weitere Erklärungen verstanden werden, etwa Sätze wie: „Der Himmel ist bewölkt“ oder „die Ampel ist rot“. Selbst aber im Fall der eigenen Sprache wird die allgemeine Gültigkeit dieser Auffassung infrage gestellt. Es gibt z. B. keinen Grund für die Annahme, dass ein kompetenter Sprecher der deutschen Sprache etwa die technischen Sätze der Physik ohne Erklärungen verstehen sollte. Und genauso mit Bildern. Ohne Erklärungen kann man bestimmt in einem Bild gewisse Objekte und Situationen erkennen. Jedoch das Verständnis des Bildes ist durch diesen Prozess noch nicht garantiert.

### 2.3.2 Der Satz als Wahrheitsfunktion

In der *Logisch-philosophischen Abhandlung* ist ein Satz *per definitionem* ein Bild der Wirklichkeit. Diese Auffassung wird in drei der sieben Sektionen des Buches ausgeführt, nämlich in 2, 3 und 4. Von hier an kommt der Bildbegriff nur in seltenen Gelegenheiten vor, nämlich in 5.156, 6.341, 6.342 und 6.35. Nur im ersten Fall, „Ein Satz kann zwar ein unvollständiges Bild einer gewissen Sachlage sein, aber er

ist immer *ein* vollständiges Bild“, wird „Bild“ dennoch mit der Bedeutung eines logischen Modells verwendet. Selbst der Modellbegriff wird zukünftig in der *Abhandlung* nicht wieder gebraucht. Wittgenstein charakterisiert von hier an seine Sprachkonzeption fast ausschließlich unter dem Begriff des Satzes.

Diese Tatsachen deuten auf eine Wendung in der Behandlung des Satzes hin, nach der der Satz von nun an in Bezug auf seine Eigenschaften als Wahrheitsfunktion von Elementarsätzen untersucht wird (LPA 5). Obwohl in der Bemerkung 4.463 die Begriffe des Satzes und Bildes gleichgesetzt wurden, muss man ausschließen, dass bei der Auffassung der Wahrheitsfunktionen in LPA 5 vom Satz als Bild die Rede sein kann. Die Bemerkung 5 besagt: „Der Satz ist eine Wahrheitsfunktion der Elementarsätze. (Der Elementarsatz ist eine Wahrheitsfunktion seiner selbst.)“ Sätze werden nach dieser Betrachtungsweise als Resultat von logischen Operationen verstanden (vgl. LPA 5.21). Wittgenstein versucht hier, die Sprache in ihren internen Beziehungen zu untersuchen und nicht aus ihren projektiven Eigenschaften in Bezug auf die Welt. Sätze gelten also nur in Bezug auf die Welt als Bilder. In Bezug auf die logischen Operationen, die zwischen Sätzen und Elementarsätzen bestehen, sind sie keine Bilder mehr. Dieser Aspekt wurde bereits in der oben zitierten Bemerkung 3.12, in der der Satz als Satzzeichen in seiner projektiven Beziehung zur Welt charakterisiert wird, implizit angedeutet.

Betrachtet man den Weg der argumentativen Darstellung der *Logisch-philosophischen Abhandlung* in seinem Grundgerüst, so stellt man fest, dass dieser Weg von der Definition der Welt zur Tatsache, von der Tatsache zum Gedanken, vom Gedanken zum sinnvollen Satz, vom Satz zur Wahrheitsfunktion der Elementarsätze und von hier bis zur allgemeinen Form der Wahrheitsfunktion geht. In den letzten zwei Sektionen wird immer noch die Sprachkonzeption der *Abhandlung* diskutiert, nur nicht mithilfe des Bildbegriffs, weil hier eben der projektive Aspekt des Satzes nicht mehr zentral ist. Der Versuch, die Sprache bzw. den Satz in diesen Sektionen ausschließlich innerhalb der Sprache und ihrer Regel zu erklären, zeigt, dass

nicht die ganze Sprachkonzeption der *Logisch-philosophischen Abhandlung* unter den Titel „Bildtheorie“ fallen sollte, denn ein bedeutsamer Teil dieser Konzeption wird nicht logisch-figurativ erklärt, sondern nomologisch durch die Anwendung von bestimmten logischen Operationen. Diese Feststellung legt die Vermutung nahe, dass die Motivation für die Verwendung des Bildbegriffs nach der Bemerkung 5 philosophischen und nicht logischen Gründen gehorcht. Die Abbildkonzeption der Sprache, d. h. Wittgensteins Antwort auf die Frage, wie die Sprache die Welt repräsentiert, kommt hauptsächlich zwischen den Bemerkungen 2.1 und 4.463 vor und stellt nur einen Aspekt seiner Sprachkonzeption dar. Die Auffassung des Bildes als logisches Modell der Wirklichkeit ist zweifellos ein wichtiger Teil der tractarianischen Lehre, der aber weder als Zentrum noch als Fundament der Frühphilosophie Wittgensteins verallgemeinert werden darf.

## 2.4 Quellen der Auffassung des Satzes als Bild

Die Darstellung der Abbildkonzeption der Sprache in der *Logisch-philosophischen Abhandlung* hat den Charakter einer argumentativen Gedankenkette, die von einer Feststellung bzw. Beschreibung in 2.1 zu einer Charakterisierung der Sprache führt. Doch hier verdunkelt diese argumentative Struktur der Komposition des Buches die ursprüngliche Natur der Bemerkungen Wittgensteins. Im MS101 erkennt Wittgenstein zunächst, dass die Unklarheit des philosophischen Problems, das ihn beschäftigt, in der Frage liegt: „Worin eigentlich die logische Identität von Zeichen und Bezeichnetem besteht“ (MS101, 15r). Eine erste, noch sehr allgemeine Antwort gibt er einen Tag später am 4.9.1914: „Die logische Identität von Zeichen und Bezeichnetem besteht darin, daß man im Zeichen nicht mehr und nicht weniger wiedererkennen darf als im Bezeichneten“ (MS101, 18r). Die Erläuterung dieses Problems kommt am 20.9.1914. Wittgenstein schreibt: „Daß der Satz ein logisches Abbild seiner Bedeutung ist, leuchtet dem unbefangenen Auge ein.“ (MS101, 22r)<sup>30</sup> Zwischen September und Oktober klären sich diese Probleme endgültig.

<sup>30</sup> Die ersten zwei Wörter dieser Bemerkung sind im Manuskriptband kodiert.



Am 27.9 formuliert Wittgenstein teilweise die Bemerkung vom 20.09. neu und zwar folgendermaßen: „Ein Satz kann seinen Sinn ja nur dadurch ausdrücken, dass er dessen logisches Abbild ist!“ (MS101, 27r). Einen Monat später (22.10.) findet sich noch eine Variante: „Der Satz ist ein Gebilde mit den logischen Zügen des [d|D]argestellten [...]“ (MS101, 57r). Und wenige Tage nach dieser letzten Bemerkung kommt nun die wesentliche Aussage zur Abbildkonzeption der Sprache. Am 27.10.1914 schreibt Wittgenstein: „Der Satz ist ein Modell der Wirklichkeit, so wie wir sie uns denken“ (MS101, 65r).

Diese chronologische Darstellung der Entwicklung der Abbildkonzeption der Sprache in den vortractarianischen Manuskriptbänden soll nun durch die Untersuchung der Quellen, die Wittgenstein auf die figurative Funktion der Sprache bzw. auf die These, Sätze seien logische Bilder der Wirklichkeit, gebracht haben, ergänzen. Sie werden von hier an detailliert diskutiert.

### 2.4.1 Die Geschichte des Pariser Gerichtssaales

Die bekannteste Quelle für die Idee, Sätze bilden die Welt logisch ab, beruht auf einem Zeitungsartikel, den Wittgenstein in der Zeit des Ersten Weltkrieges gelesen haben soll, in dem die Rekonstruktion eines Unfalls durch Modelle und Puppen in einem Gerichtssaal beschrieben wird. Über die Wichtigkeit dieser Geschichte für seine philosophische Arbeit berichtet Wittgenstein Mitte 1930:

¶ Ich bin seinerzeit auf die Bildtheorie der Sprache durch eine Zeitungsnotiz gebracht worden worin gesagt war daß man in Paris bei einer Gerichtsverhandlung über ein Straßenunglück dieses Straßenunglück durch Puppen & kleine Omnibusse vorgeführt wurde. Wie unterscheidet sich nun so eine Vorführung von einem [s|S]pielen mit Puppen etc? (Natürlich durch die Bedeutung) aber worin liegt die? (Die einen würden sagen: durch seine Wirkung die allein ist seine Bedeutung) (MS108, 203f)

Ein erster Hinweis auf diese Angabe befindet sich bereits im ersten erhaltenen vortractarianischen Manuskriptband und zwar im Kontext der oben dargestellten chronologischen Entwicklung der Abbildkonzeption der Sprache. Am 29.9.1914 schreibt Wittgenstein: „Im Satz wird eine Welt probeweise zusammengestellt. (Wie wenn im Pariser Gerichtssaal ein Automobilunglück mit Puppen etc. dargestellt wird.)“ (MS101, 28r) Diese Angabe darf nicht nur als eine „kleine, nette Geschichte“ betrachtet werden, neben welcher es „noch ernster zu nehmende Quellen“ gibt, wie Ralph Goeres (2000, 33) behauptet. Wittgenstein erkennt diese Geschichte im MS108 als eine legitime Quelle für seine Gedanken an und betrachtet sie nicht nur als eine Art Anekdote mit einem sekundären Wert. In seinen Worten ist er *durch* diese Zeitungsnotiz auf die Sprachkonzeption der *Logisch-philosophischen Abhandlung* gebracht worden. Dass Wittgenstein durch außerphilosophische Gelegenheiten zum philosophischen Nachdenken angeregt wird, sollte nicht wunderlich sein. Ende 1931 gibt er z. B. folgende Begründung zur Bildhaftigkeit seiner Gedanken: „Ich glaube meine Sätze sind meistens Beschreibungen visueller Bilder die mir einfallen.“ (MS183, 114)<sup>31</sup>

Ohne Zweifel strömen auch andere Elemente und Einflüsse in die Auffassung, die Sprache funktioniere wie eine Vorführung mit Puppen, zusammen, die deutlichere inhaltliche Verbindungen mit der *Logisch-philosophischen Abhandlung* zulassen können. Aus diesem Grund darf man aber die Angabe zum Pariser Gerichtssaal nicht verwerfen. In der Tat legitimiert den Platz dieser Geschichte in der Entwicklung der Abbildkonzeption der Sprache die Tatsache, dass darin, genauso wie in fast allen Definitionen der Sprache bei Wittgenstein, nicht anders als ein weiterer Vergleich der Sprache gezogen wird. In diesem

---

<sup>31</sup> Siehe diesbezüglich auch die folgende Bemerkung im MS138, 2a: „| Es gibt wirklich die Fälle, in denen «E» in dem der Sinn dessen, was man «er» sagen will, viel klarer vorschwebt, als er «man» ihn in Worten auszudrücken vermag. (Mir geschieht dies sehr oft.) Es ist dann, als erinnerte man sich deutlich eines Traumes, könnte ihn aber nicht gut erzählen. «als sähe man deutlich ein Traumbild vor sich, könnte es aber nicht gut beschreiben, daß der Andre es auch sieht.» Ja, das Bild steht für den Schreiber (mich) oft bleibend hinter den Worten, so daß sie es für mich zu beschreiben scheinen.“

Sinne steht diese Geschichte im Grunde genommen für etwas nicht ganz anderes als die Erklärung, der Satz sei ein Bild, denn diese Erklärung ist nämlich genauso analogisch wie die Geschichte des Ursprungs dieser Konzeption.

Die Anmerkungen Wittgensteins, die gerade kommentiert wurden, sind aber nicht die einzigen, die er gibt, um den Ursprung seiner tractarianischen Gedanken zu erläutern. Mit sogar mehr Klarheit über die konzeptuellen Quellen der Abbildkonzeption der Sprache hat sich Wittgenstein in einem Gespräch mit Friedrich Waismann am 9. Dezember 1931 geäußert. Dort wird von zwei Quellen dieser Auffassung berichtet. Diese relevante Stelle wird *in extenso* reproduziert und auch so diskutiert:

Als ich schrieb: „Der Satz ist ein logisches Bild der Tatsache“, so meinte ich: ich kann in einen Satz ein Bild einfügen, und zwar ein gezeichnetes Bild, und dann im Satz fortfahren. Ich kann also ein Bild wie einen Satz gebrauchen. Wie ist das möglich? Die Antwort lautet: Weil eben beide in einer gewissen Hinsicht übereinstimmen, und dieses Gemeinsame nenne ich *Bild*. Der Ausdruck „Bild“ ist dabei schon in einem erweiterten Sinn genommen. Diesen Begriff des Bildes habe ich von zwei Seiten geerbt: erstens von dem gezeichneten Bild, zweitens von dem Bild des Mathematikers, das schon ein allgemeiner Begriff ist. Denn der Mathematiker spricht ja auch dort von Abbildung, wo der Maler diesen Ausdruck nicht mehr verwenden würde.

Das Wort „Bild“ hat etwas Gutes: Es hat mir und vielen anderen geholfen, etwas klar zu machen, indem es auf etwas Gemeinsames hinweist und zeigt: Also, darauf kommt es an! Wir haben dann das Gefühl: Aha! Jetzt verstehe ich: Satz und Bild sind also von der gleichen Art.

Ich könnte auch einen Maßstab als Symbol benutzen, d. h. einen Maßstab in eine Beschreibung einfügen und so verwenden wir einen Satz. Ja, man kann sogar sagen: In vieler Hinsicht verhält sich ein Satz ganz so wie ein Maßstab, und ich hätte daher ebenso gut den

Satz einen Maßstab nennen können. (Z. B. legen wir in einer Farbaussage den ganzen Farbmaßstab an die Wirklichkeit an.)

Als mir das Gemeinsame von Satz und Bild zum ersten Mal klar wurde, habe ich in immer neuen Wendungen darauf hingewiesen und den Satz mit einem lebenden Bild verglichen, ein andermal mit einem Modell, oder ich sagte: Der Satz stellt dar, er zeigt, wie es sich verhält usw. (McGuinness 1984, 185f)

### 2.4.2 Gezeichnetes Bild und Sprache

Es ist nicht ganz einfach der obenstehenden Erklärung einen deutlichen Kontext zuzuweisen. Es ist z. B. merkwürdig, dass die Aussagen in diesem Zitat teilweise als eine ungenaue Beschreibung der Abbildkonzeption der Sprache klingen. So bei der nicht ganz präzisen Formulierung: „Der Satz ist ein logisches Bild der Tatsache.“<sup>32</sup> Dieser Satz kann gut auf einer fehlerhaften Ausdrucksweise Waismanns beruhen, der mit diesen inexakten Worten dieses Thema ins Gespräch einführt. Doch selbst Wittgensteins eigene Ausdrucksweise weist bestimmte Merkmale auf, die sich streng genommen nicht ganz tractarianisch anhören. So z. B. der Hinweis auf die Verbindung zwischen gezeichneten Bildern und Sprache, der neben dem bekannten mathematisch-formellen Aspekt von „Bild“ erwähnt wird. Dieses Verhältnis kann man nicht aus der *Logisch-philosophischen Abhandlung* allein rechtfertigen. Konkret ist dort nirgendwo von gezeichneten Bildern die Rede. Die Erklärung: „[man] kann in einen Satz ein Bild einfügen, und zwar ein gezeichnetes Bild, und dann im Satz fortfahren“ befindet sich im Buch weder wörtlich noch in einer ähnlichen Formulierung. Der Grund für diese initiale Nichtübereinstimmung mit der *Abhandlung* beruht darauf, dass sich Wittgenstein hier auf die ursprünglichen Ideen, die seine Sprachkonzeption inspiriert haben, bezieht und nicht auf ihre Endfassungen in seinem ersten Werk, in dem sie verloren gegangen sind.

---

<sup>32</sup> Die Ungenauigkeit dieses Ausdruckes bemerkt selbst von McGuinness (vgl. McGuinness 1984, Fußnote 119).

### 2.4.2.1 Hieroglyphen, Bilderschrift

Eine deutliche Beziehung zwischen Sprache und gezeichneten Bildern ist im ersten erhaltenen Tagebuch des *Nachlasses* zu sehen. Dieses Verhältnis lässt sich aus dieser mehrmals zitierten Stelle entnehmen:

Denken wir an Hieroglyphische Schriften bei denen jedes Wort seine Bedeutung darstellt! Denken wir daran daß auch wirkliche Bilder von Sachverhalten stimmen und nicht stimmen können.



Wenn in diesem Bild der Rechte Mann den Menschen A vorstellt und bezeichnet der linke den Menschen B so könnte etwa das ganze aussagen „A ficht mit B“. Der Satz in Bilderschrift kann Wahr und falsch sein. Er hat Si einen Sinn unabhängig von seiner Wahr- oder Falschheit. An ihm muß sich alles wesentliche demonstrieren lassen.

Man kann sagen wir haben zwar nicht die Gewissheit daß wir alle sachverhalte in Bildern aufs Papier bringen können wol aber die Gewissheit daß wir alle logischen Eigenschaften der Sachverhalte in einer zweidimensionalen Schrift abbilden können. (MS101, 28rf)<sup>33</sup>

Um die Grundintuition bezüglich des Modell- und Bildcharakters des Satzes zu verdeutlichen, zieht Wittgenstein den Vergleich zwischen Satz und Hieroglyphen sowie Satz und wirklichen Bildern. Was den ersten Vergleich betrifft, scheint Wittgensteins Ansicht von der Hieroglyphenschrift unzutreffend oder zumindest vereinfacht zu sein. Seine Charakterisierung der Hieroglyphenschrift, als eine

<sup>33</sup> Wie in der Einleitung schon angedeutet wurde, werden im Band I der *Werkausgabe* (Wittgenstein 2006), genauso wie in der BEE, die Bemerkungen dieser Tagebücher in Gruppen nach Eintragungsdatum eingeordnet, ohne die bei Wittgenstein immer vorhandenen Freizeilen zwischen Bemerkungen zu respektieren. Dieses Editions-kriterium stellt nicht nur eine ungenaue Wiedergabe eines Originals dar, sondern vernachlässigt auch die relative Unabhängigkeit und Anschaulichkeit der Bemerkungen Wittgensteins. Bei der Transkription von Bemerkungen aus dem *Nachlass* halte ich mich immer an diese Regel des Wittgensteinschen Schreib- und Darstellungsprozesses.

Schriftart, bei der „jedes Wort seine Bedeutung darstellt“, bildet eine sehr allgemeine Beschreibung und gilt nicht als eine spezifische Charakterisierung dieser Schriftart. Es ist im Prinzip möglich, für jede Schriftart zu sagen, jedes Wort stelle seine Bedeutung dar. Damit ist natürlich noch keine konkrete Eigenschaft gegeben. Die eigentliche Frage wäre hier, wie jene Darstellung der Bedeutung durch Hieroglyphen geschehe. Seine Auffassung bildet keine exakte Deutung des Prinzips der Darstellung durch Hieroglyphen, wenn damit gemeint wird, jene Darstellung der Bedeutung geschehe *anders* als in einer Lautsprache. Der Grund dafür ist, dass die Hieroglyphenschrift *auch* eine Lautsprache ist (vgl. Schenkel 2003, 7).

Wittgenstein interpretiert die Hieroglyphenschrift nicht im Sinne einer Lautsprache. Darauf weist eben die Zusammenstellung von Hieroglyphen und wirklichen Bildern hin. Aus dieser Gleichsetzung lässt sich erkennen, dass Wittgenstein mit seiner Ansicht, dass „jedes Wort seine Bedeutung darstellt“, an eine solche Schriftart denkt, in der z. B. ein gezeichneter Hase auf einen wirklichen Hasen hinweist. Dies, was natürlich auch in Hieroglyphenschrift möglich ist, bezieht sich aber auf eine spezifische figurative Funktion der Hieroglyphen, die jedoch nicht ihre einzige ist und bei Weitem auch nicht für ihre überwiegende Funktion steht. Begründen kann man diese Kritik mithilfe der Unterscheidung zwischen drei Arten von Zeichen innerhalb dieser Schriftart, nämlich Logogrammen, Phonogrammen und Determinativen. Logogramme bilden konkrete Gegenstände ab. Phonogramme stammen aus Logogrammen durch das Rebusprinzip, d. h. die bildliche Figuration von Dingen. Phonogramme ermöglichen die Niederschrift von Lexemen, wobei einkonsonantige Phonogramme als alphabetische Zeichen dienen. Determinative, auch „stumme Zeichen“ genannt, besitzen keine konkrete Entsprechung in der gesprochenen Sprache und dienen zur Modifizierung der syntaktischen Funktion von Logogrammen. Diese letzten werden nur dann figurativ verwendet, wenn das mittels eines Determinativen – hier des sogenannten „Logogrammstriches“ – deutlich angedeutet wird.<sup>34</sup>

<sup>34</sup> Diese schematische Darstellung der Hieroglyphenschrift ruht auf Altenmüller 2010, 7f, 28 und Schenkel 2003, 8. Für weitere Details zu diesem Thema siehe Altenmüller 2010, 32–51.

Wittgenstein deutet also Zeichnungen und Hieroglyphen, als ob sie sich auf dem gleichen zeichenhaften Niveau befänden. In der *Logisch-philosophischen Abhandlung* ist dieser Grundfehler immer noch vorhanden. Wittgenstein versteht hier die Buchstabenschrift als einen Nachfolger der Hieroglyphenschrift. In der Bemerkung 4.016 schreibt er: „Und aus ihr [der Hieroglyphenschrift] wurde die Buchstabenschrift, ohne das Wesentliche der Abbildung zu verlieren.“ Wittgenstein bezieht sich damit auf einen Vorgang, wie den Übergang von Logogrammen zu Phonogrammen, auf den oben hingewiesen wurde und erkennt die Tatsache, dass selbst Hieroglyphen als ein Resultat dieses Prozesses zu verstehen sind.

#### 2.4.2.2 Wirkliche Bilder

Trotz dieser problematischen Sichtweise sind so interpretierte Hieroglyphen und wirkliche Bilder Beispiele für das, was Wittgenstein eine Bilderschrift nennt, d. h. eine aus Bildern im gewöhnlichen Sinne, die für die Wörter unserer Laut- oder Schriftsprache stehen, bestehende Sprache. Unter „wirklichen Bildern“ sind Photographien, Gemälde, Zeichnungen, etc. zu verstehen. Hierbei sollte allein die Bezeichnung „wirklich“ offenbaren, dass es einen Grundunterschied zwischen Bildern im normalen und in dem übertragenen tractarianischen Sinne, nämlich als Sätze bzw. logische Modelle, gibt. Bei einer weiteren Betrachtung dieses Verhältnisses stellt man sogar fest, dass eine Präzisierung dieser Unterscheidung zu einer negativen Betrachtung der wirklichen Bilder in Bezug auf die logischen führt. Wittgenstein sieht in der Anwendungsmöglichkeit von logischen Operationen einen relevanten Aspekt zur Unterscheidung zwischen wirklichen und logischen Bildern. Er illustriert diesen Punkt mit der Negation eines Bildes:

Kann man denn ein Bild verneinen? Nein. Und darin liegt ~~eben~~ der Unterschied zwischen Bild & Satz. Das Bild kann als Satz dienen. Dann tritt aber etwas zu ihm hinzu was macht daß es nun etwas sagt. Kurz: Ich kann nur verneinen daß das Bild stimmt, aber das Bild kann ich nicht verneinen. (MS102, 44r)

Sätze und Bilder unterscheiden sich durch logische Eigenschaften. Die Anwendungsmöglichkeit der Negation dient hier einer solchen Unterscheidung zwischen Bild und Satz, nach der ein logisches Bild im Gegensatz zu wirklichen Bildern verneint werden kann. Wittgenstein bemerkt ferner, dass Bilder als Sätze nur unter der Voraussetzung dienen können, dass noch *etwas* zum Bild hinzutreten muss, damit es etwas aussagen kann. Obwohl er nicht erklärt, woraus dieses etwas besteht, bezieht er sich damit wahrscheinlich auf den Sinn des Bildes, denn das, was die Verneinung negiert, ist eben ein Sinn.<sup>35</sup>

Wittgenstein insistiert im MS102 auf einen Unterschied zwischen Bildern und Sätzen, so z. B. in dieser Bemerkung: „Der Satz sagt gleichsam: Dieses Bild kann « $\bar{\quad}$  auf diese Weise» keinen (oder kann einen) Sachverhalt darstellen.“ (MS102, 47rf) Und Wittgenstein fügt noch hinzu: „Es kommt eben darauf an das festzusetzen was den Satz vom bloßen Bild unterscheidet.“ In dieser Phase werden Sätze so verstanden, als ob sie Bilder *enthalten* und nicht als ob sie Bilder *sind*. Das wird aus der folgenden Bemerkung, in der Wittgenstein von einem Bild des Satzes redet, ersichtlich: „Das logische Gerüst um das Bild (des Satzes) herum bestimmt den logischen Raum.“ (MS102, 55r). In der *Logisch-philosophischen Abhandlung* bestimmt das Bild allein den logischen Raum, eben weil es selbst ein Satz ist: „Das logische Gerüst um das Bild herum bestimmt den logischen Raum. Der Satz durchgreift den ganzen logischen Raum.“ (3.42)

Wittgenstein betrachtet erst im MS102 die Beziehung zwischen Satz und Bild kritisch. Sieht man nun aus dieser kritischen Perspektive seine ursprüngliche Auffassung dieses Verhältnisses im MS101, so kann man bezüglich der Figur der zwei fechtenden Menschen den

---

<sup>35</sup> Es ist möglich, dass diese Unterscheidung zwischen relevanten Merkmalen der wirklichen und logischen Bilder zur Herauskristallisierung einer Zentralthese der *Logisch-philosophischen Abhandlung* beigetragen haben könnte. Drei Tage nach der Feststellung dieses Unterschieds schreibt Wittgenstein: „Was gezeigt werden kann kann nicht gesagt werden.“ (MS102, 46r) Man könnte diese These in dem angedeuteten Kontext so verstehen, dass, was (durch Bilder) gezeigt werden kann, nicht (durch Sätze) gesagt werden kann.



folgenden Einwand erheben: Ein Satz wie „A ficht mit B“ und ein Bild, das diesen Satz ausdrücken soll, können eigentlich nicht gleichbedeutend sein. Während der Satz „A ficht mit B“ einen klaren Sinn hat, ist das Bild, mit dem Wittgenstein diesen Satz illustriert, mehrdeutig. Dieses Bild kann in verschiedenen Formen interpretiert werden. Es könnte z. B. Folgendes aussagen: „A verteidigt sich gegen B“, „A lehrt B, wie man fechten soll“, „A lehrt B, wie man nicht fechten soll“, „A spielt mit B“, etc. Damit dieses Bild als gleichbedeutend mit dem Satz „A ficht mit B“ gelten kann, braucht es eine gewisse Vorbereitung zum Verstehen seines Sinnes. In seiner Spätphilosophie greift Wittgenstein diese Schwierigkeit durch seine Kritik an die hinweisende Definition auf (vgl. D309, 2: sog. „Blaues Buch“; siehe auch PU §§28–30). Wenn man jemandem etwas zeigt, durch ein Bild oder durch eine Geste, kann dieses Zeichen in verschiedenen Formen interpretiert werden. Die Zeichnung der fechtenden Menschen im MS101, 28r kann als gleichbedeutend mit dem Satz „A ficht mit B“ nur dann gelten, wenn man schon weiß, was diese Figur bedeutet bzw. wie sie gemeint ist. In diesem Sinne könnte man jemandem den Sinn des Satzes „A ficht mit B“ mithilfe einer Figur erklären. Man darf aber nicht annehmen, das Bild kann in diesem Fall den Satz ersetzen und allein als eine Erklärung des Satzesinnes fungieren.

#### 2.4.2.3 Unterschiedliche Zeichentypen

Der im MS102 angedeutete Unterschied zwischen Bild und Satz ist für das Verständnis des tractarianischen Bildbegriffs entscheidend, denn er legt fest, dass in einem relevanten Sinne ein Satz *nicht* mit einem Bild identifiziert werden darf. Diese kritische Betrachtung des Vergleichs zwischen Satz und wirklichen Bildern spricht für den eher abstrakten Charakter des tractarianischen Bildbegriffs, der sich von seiner ursprünglichen Bedeutung als visuelles Bild entfernt. Diese Frühkritik Wittgensteins an seiner eigenen Analogie des Satzes als Bild betont die Tatsache, dass Bilder und Sätze letztendlich als unterschiedliche Zeichentypen verstanden werden sollten. Oliver Scholz, der zahlreiche Forschungen dem Begriff des Bildes gewidmet hat, präzisiert den Unterschied zwischen Bildern und sprachlichen Zei-

chen genauer. Laut Scholz: „Bilder gehören zu syntaktisch dichten, sprachliche Zeichen zu syntaktisch disjunkten und differenzierten Systemen.“ (Scholz 2009, 125) Dass Bilder zu syntaktisch dichten und nicht zu syntaktisch disjunkten und differenzierten Systemen gehören, heißt, dass bei Bildern „keine zwei Charaktere einen Anwendungsgegenstand gemeinsam haben“ (Scholz 2009, 124). Im Grunde genommen besagt diese Auffassung, dass das sprachliche Zeichensystem anders als das Zeichensystem von Bildern ist. Scholl illustriert diesen Unterschied mit dem Beispiel einer bestimmten sprachlichen Marke, die als „a“ oder als ein „d“ interpretiert werden kann; aber nicht als beides, denn sie schließen sich gegenseitig aus. Diese sprachlichen Zeichen sind also syntaktisch disjunkt, während bei Bildern jede Marke eine Inskription mehrerer Charaktere sein kann. D. h., dass ein Bild immer wieder neu interpretiert werden kann (vgl. Scholz 2009, 117ff).<sup>36</sup>

### 2.4.3 Das Bild des Mathematikers

Neben dem gezeichneten visuellen Aspekt von „Bild“, der im Vergleich zu weiteren Aspekten des tractarianischen Bildbegriffs weniger Aufmerksamkeit in der Sekundärliteratur erregt hat, wird als weitere Quelle für die Abbildkonzeption der Sprache in der Notiz Friedrich Waismanns das „Bild des Mathematikers“ erwähnt. Oliver Scholz schließt in seine Darstellung der verschiedenen Bedeutungen des Bildbegriffs einen mathematischen Sinn dieses Wortes mit ein. Diesen versteht er „im Sinne einer Zuordnung  $f$  zwischen zwei Mengen  $A$  und  $B$ “, wobei „mit „Bild“ (einer Abbildung  $f$ ) die Menge der Elemente von  $B$ , die als Werte von  $f$  auftreten“ charakterisiert (Scholz 2009, 12ff). Scholz selbst bemerkt, es sei diese Bedeutung des Bildbegriffs, die hinter der Abbildkonzeption der Sprache bei Wittgenstein steckt:

---

<sup>36</sup> Da also Bilder nicht gleich sprachliche Zeichen sein können, ist der Bildbegriff der *Abhandlung* nur als eine Analogie eines wirklichen Bildes zu verstehen. Dieser Zentralpunkt wird in den zwei weiteren Kapiteln dieser Arbeit behandelt.

Wenn der frühe Wittgenstein der „Logisch-philosophische Abhandlung“ im Rahmen seiner Bildtheorie des Satzsinnnes behauptet, das Bild sei „ein Modell der Wirklichkeit“ (2.12), die abbildende Beziehung bestehe „aus den Zuordnungen der Elemente des Bildes und der Sachen“ (2.1514) und das Bild könne „jede Wirklichkeit abbilden, deren Form es hat. (Das räumliche Bild alles Räumliche, das farbige alles Farbige, etc.)“ (2.171), dann steht dieser sehr allgemeine und abstrakte Bildbegriff der mathematischen Verwendung nahe. (Scholz 2009, 13)

Diese auf die Mengenlehre bezogene Auffassung von „Bild“ fasst zweifellos einen relevanten Aspekt der Verwendung des tractarianischen Bildbegriffs auf. Doch Wittgenstein scheint *auch* andere Ideen zu haben, wenn er an einen mathematischen Bildbegriff denkt. In der Notiz Waismanns, die hier kommentiert wird, steht zunächst fest, dass Wittgenstein nicht erklärt, worin diese mathematische Bedeutung von Bild besteht. Er beschränkt sich nur auf die Aussage, der Bildbegriff des Mathematikers sei ein allgemeiner und im Vergleich mit dem Bild des Malers weitgehender Begriff. Eine deutliche Aussage darüber, was Wittgenstein unter einem mathematischen Bild versteht, ist in seinen gesamten Schriften nicht zu finden. In einem weiteren aus der Zusammenarbeit Wittgensteins und Waismanns entstandenen Dokument kann man jedoch diesen Punkt beleuchten. Ein wichtiges Zeugnis dieser Zusammenarbeit zu Beginn der Dreißigerjahre ist die von Gordon Baker aus dem Nachlass Waismanns herausgegebene Veröffentlichung *The Voices of Wittgenstein. The Vienna Circle. Ludwig Wittgenstein and Friedrich Waismann* (2003).<sup>37</sup>

<sup>37</sup> Es handelt sich bei dieser Publikation um schriftliches Material Waismanns aus der Zeit der Zusammenarbeit mit Wittgenstein. Baker identifiziert Waismann als Autor großen Teils dieses Materials, jedoch erkennt er auch, dass einige Texte im engeren Zusammenhang zu Wittgenstein stehen: “In some cases, it is evident that the texts are Waismann’s *verbatim* transcriptions of dictations or discussions with Wittgenstein.” (Baker 2003, Vorwort xvii) Aufgrund der großen inhaltlichen Übereinstimmung mit Wittgensteins Themenbereich behandle ich dieses und weitere Zitate aus dieser Publikation in der von Baker angegebene Art und Weise.

Dort findet man in einem „Abbildung“ betitelten Aufsatz folgende Erklärung des Bildbegriffs aus einer geometrischen Perspektive:

Was ist ein Bild? Ursprünglich bedeutet dieses Wort das gemalte oder gezeichnete Bild, den Stich, den Schnitt, die Photographie usw. In der Geometrie tritt uns schon ein anderer Sprachgebrauch entgegen: Man nennt die Projektion einer Figur ein Bild, überhaupt jede Figur, die aus einer gegebenen nach einem bestimmten Gesetz hervorgeht. Das sind zwei ganz verschiedene Begriffe. Das gemalte Bild soll seinem Gegenstand ähnlich sehen. Aber niemand wird verlangen, dass der Grundriss eines Menschen den Eindruck des Menschen macht. (Baker 2003, 508f)

In einer Fußnote zu dieser Passage erklärt Baker, es befinde sich am Rande des Textes Waismanns folgende Anmerkung: „Wittg. Heft 5 (5.4r)“. Baker gibt dazu noch die folgende Erklärung: „(This is evidently a reference to the fifth notebook, page 4 recto, of what is published as WWK.)“ In dieser Publikation, *Wittgenstein und der Wiener Kreis* (McGuinness 1984), entspricht das Kapitel VI, *i. e.* das hier kommentierte Gespräch mit Wittgenstein, dem erwähnten 5. Heft.<sup>38</sup> Durch diese Angabe kann man den gerade zitierten Text Waismanns als eine autoritative Erklärung Wittgensteins eigener Ideen lesen, nach denen das „Bild im mathematischen Sinne“ als die „Projektion einer Figur“ zu verstehen ist.

Der projektive Aspekt des Satzes erscheint in der *Logisch-philosophischen Abhandlung* als Erläuterung zur Bemerkung 3.1. Dieser Bemerkung zufolge drückt sich der Gedanke im Satz sinnlich wahrnehmbar aus. Der sinnlich wahrnehmbare Ausdruck der Gedanken oder Satzzeichen fungiert als logische Projektion von möglichen Sachlagen. Dies geschieht durch das Denken des Satzsinnes, welches als „Projektionsmethode“ gekennzeichnet wird (vgl. LPA 3.11, 3.12). In der Sektion 3.11ff werden die Begriffe „Projektionsmethode“, „projektive

<sup>38</sup> Vgl. auch in Schulte 1979, 117 die Datierung Waismanns 5. Heftes „9.12.31“ und das gleiche Datum des Gesprächs mit Waismann im Kapitel VI in WWK (McGuinness 1984).

Beziehung“ und „Möglichkeit des Projizierten“ diskutiert. Wittgenstein ist der Meinung, diese seien mittels eines sog. „Gesetzes der Projektion“ zu erklären bzw. durch eine allgemeine Regel, die aus einer „inneren Ähnlichkeit“ von Projektion und Projektierem besteht:

4.0141 Daß es eine allgemeine Regel gibt, durch die der Musiker aus der Partitur die Symphonie entnehmen kann, durch welche man aus der Linie auf der Grammophonplatte die Symphonie und nach der ersten Regel wieder die Partitur ableiten kann, darin besteht eben die innere Ähnlichkeit dieser scheinbar so ganz verschiedenen Gebilde. Und jene Regel ist das Gesetz der Projektion, welches die Symphonie in die Notensprache projiziert. Sie ist die Regel der Übersetzung der Notensprache in die Sprache der Grammophonplatte.

Es sollte nicht wundern, dass sich Wittgenstein in der *Logisch-philosophischen Abhandlung* über den Projektionsbegriff und seine Beziehung zur Geometrie nicht äußert. Selbst das in dieser Bemerkung erwähnte Gesetz der Projektion wird darin nicht weiter diskutiert. Anscheinend kommt Wittgenstein erst später auf die Idee, dass seine Auffassung der Projektion einer Erklärung bedarf, denn die oben stehende Bemerkung bildet eine der „Ergänzungen“, die zur Publikation der ersten Ausgabe der *Logisch-philosophischen Abhandlung* bei Ostwald dienen sollten, nämlich die Nummer 72 (vgl. Geschkowski 2001, 49ff; Graßhoff & Lampert 2004, 7).<sup>39</sup>

<sup>39</sup> Als Ogden das Ostwald-Typoskript der *Logisch-philosophischen Abhandlung* las, fand er bei der Bemerkung 4.0141 die Anmerkung “See Supplement No.72.” Ogden wollte diese Ergänzungen mitveröffentlichen. Wittgenstein antwortet am 5.5.1922: “I am very sorry indeed I cannot send you the supplements. There can be no thought of printing them. What they contain is this: When I had finished the book roughly there remained certain props – about a hundred – about which I was doubtful whether I should take them in or not. These props were – partly – different versions of t[h]ose now contained in the book; for it had often happened that I had written down a prop in many different forms, when the same thought had occurred to me in different ways during the long time I worked at that business. Another part of the supplements are merely sketches of props which I thought I might some day take up again if their

Im sog. Prototractatus wird der geometrische Charakter des Gesetzes der Projektion jedoch deutlich ausgedrückt. Wittgenstein schreibt hier: „+ Wie in der darstellenden Geometrie die Regel, welche angiebt, wie ich aus der Lage der Projectionen eines Punktes ~~im Raume~~ die Lage des Punktes im Raume finde eben das Gesetz der Projection ausdrückt.“ (MS104, 93) Das deutliche Verhältnis des projektiven Aspekts des Satzes zur Geometrie war ebenso für Russell klar, der in seiner Einleitung zur *Logisch-philosophischen Abhandlung* schreibt:

He [Wittgenstein] compares linguistic expression to projection in geometry. A geometrical figure may be projected in many ways: each of these ways corresponds to a different language, but the projective properties of the original figure remain unchanged whichever of these ways may be adopted. These projective properties correspond to that which in his theory the proposition and the fact must have in common, if the proposition is to assert the fact. (Wittgenstein 1963, 9)

Streng genommen gibt es im Buch Wittgensteins keinen Vergleich zwischen „linguistic expression“ und „projection in geometry“. Wittgenstein bringt tatsächlich an mehreren Stellen die Geometrie und die Logik in Verbindung. In 3.032 wird z. B. die Sprache mit der Geometrie verglichen, aber nicht im Sinne Russells, d. h. nicht bezüglich der Möglichkeit mehrerer Projektionen auf Grund einer unveränderten Basisfigur. Vor allem fehlt bei Wittgenstein die Idee, dass aufgrund dieser Möglichkeit mehrere Sprachen entstehen können. In der angedeuteten Bemerkung 3.032 versucht Wittgenstein einfach zu betonen, dass eine Darstellung in der Sprache, die der Sprachlogik widerspricht, genauso unmöglich ist, wie in der Geometrie die Darstellung einer Figur, die durch ihre Koordinaten den Gesetzen des Raumes widerspricht. Das heißt nur, dass die Logik der Sprache dem Gesetz des Raumes in der Geometrie ähnelt. Trotz dieser Unstimmigkeiten darf man aber nicht denken, dass Russells Aussagen in der Einleitung auf einer grundlosen Spekulation beruhen. Wie gerade

---

thoughts should ever revive in me. That means: The supplements are exactly what must not be printed. Besides they really contain no elucidations at all, but are still less clear than the rest of my props.”

gezeigt wurde, war die Beziehung des projektiven Aspekts des Satzes zu einer Projektion geometrischer Art im sog. Prototractatus deutlich. Es ist dann möglich, dass sich Russells Einleitung auf jenen Frühstand des Buches bezieht und nicht auf die letzte Fassung.

Mit dem geometrischen Aspekt seiner Bildkonzeption verhält es sich ähnlich wie mit dem gezeichnet-visuellen in dem Sinne, dass Wittgenstein bei Waismann von bestimmten Merkmalen seiner Philosophie, die nur in einer Frühphase der Entwicklung seiner Ideen zu sehen sind, berichtet. Auch in Bezug auf die geometrische Bedeutung von „Bild“ präsentiert sich der tractarianische Bildbegriff als Resultat einer abstrakten Terminologie, bei der sowohl dessen visuelle als auch geometrische Eigenschaften nicht sofort suggeriert werden. Man kann diese Charakteristik des tractarianischen Bildbegriffs im Rahmen des Grundprogramms der Frühphilosophie Wittgensteins, was besagt, dass die Logik für sich selbst sorgen muss, interpretieren. Nach diesem Prinzip darf die tractarianische Erklärung der Sprache keine Hinweise auf andere extra-logische Bereiche enthalten. Diese Erklärung darf also nur mithilfe logischer Elemente aufgebaut werden, während weitere Konnotationen des Bildbegriffs von Wittgenstein selbst als unwesentlich betrachtet werden.

#### 2.4.4 Bild im naturwissenschaftlichen Sinne: Der Modellbegriff

Eine weitere Quelle des tractarianischen Bildbegriffs ist in der Naturwissenschaft bzw. in der Mechanik des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts zu finden. Obwohl im *Nachlass* nur an wenigen Stellen direkt darauf hingewiesen wird, herrscht oft die Meinung vor, dass die Abbildkonzeption der *Logisch-philosophischen Abhandlung* bei bestimmten Wissenschaftlern, die Wittgenstein kannte und schätzte, bereits ganz oder teilweise vorhanden war. Das Verhältnis Wittgensteins zu zwei dieser Wissenschaftler wird nun untersucht.

#### 2.4.4.1 Hertz' Bilder der Mechanik

Von den Wittgenstein-Forschern wird oft darauf hingewiesen, dass die Abbildkonzeption der *Logisch-philosophischen Abhandlung* aus der Mechanik Heinrich Hertz' stammt (vgl. Majer 1985, 45; McGuinness 1992, 76ff; Hide 2004, 75). An einer berühmten Stelle der Einleitung zu seinen *Prinzipien der Mechanik* (1894) schreibt Hertz:

Wir machen uns innere Scheinbilder oder Symbole der äußeren Gegenstände, und zwar machen wir sie von solcher Art, daß die denkotwendigen Folgen der Bilder stets wieder die Bilder seien von den naturnotwendigen Folgen der abgebildeten Gegenstände. Damit diese Forderung überhaupt erfüllbar sei, müssen gewisse Übereinstimmungen vorhanden sein zwischen der Natur und unserem Geiste. [...] Ist es uns einmal geglückt, aus der angesammelten bisherigen Erfahrung Bilder von der verlangten Beschaffenheit anzuleiten, so können wir an ihnen, wie an Modellen, in kurzer Zeit die Folgen entwickeln, welche in der äußeren Welt erst in längerer Zeit oder als Folgen unseres eigenen Eingreifens auftreten werden [...] Die Bilder, von welchen wir reden, sind unsere Vorstellungen von den Dingen [...]. (Hertz 1984, 1–2)

In diesem Text, der immer wieder gerne als Vorbild für Wittgensteins Sprachkonzeption in der *Logisch-philosophischen Abhandlung* zitiert wird, stellt man Folgendes fest:

- i) Wir machen uns Repräsentationen („innere Scheinbilder oder Symbole“) von Gegenständen.
- ii) Diese Repräsentationen werden durch eine gewisse Übereinstimmung zwischen Natur und Geist erklärt.
- iii) Man kann diese Repräsentationen, Bilder, Vorstellungen als Modelle behandeln.

An einer weiteren Stelle in seiner Einleitung behauptet Hertz, dass von demselben Gegenstand verschiedene Bilder möglich sind (vgl. Hertz 1984, 4ff). Das ist der eigentliche Grund, warum man gewisse Kriterien braucht, um zu entscheiden, welche von solchen



Repräsentationen der Wissenschaft dienen können. Hertz stellt drei Anforderungen an Bilder, um als legitime Darstellung gelten zu können. Das erste dieses Kriteriums nennt Hertz „logische Zulässigkeit“. Damit ist gemeint, dass ein Bild keinen Widerspruch gegen die Gesetze des Denkens enthalten darf. Sein zweites Kriterium ist die Richtigkeit der Bilder. Nach diesem Prinzip dürfen Bilder keinen Widerspruch gegen die Beziehungen der äußeren Dinge enthalten. Sein letztes Kriterium ist die Zweckmäßigkeit. Es besagt, dass die wesentlichen Beziehungen zwischen Gegenständen durch Deutlichkeit und Einfachheit dargestellt werden sollten (vgl. Hertz 1984, 2). Mit diesen Bedingungen für eine begründete Darstellung der Naturerscheinungen erhebt Hertz seinen Einwand gegen die klassischen Repräsentationen der Mechanik. Seiner Ansicht nach sollte eine legitime Darstellung grundsätzlich logisch zulässig sein. Einige Theorien, wie z. B. die Newtonsche Darstellung der Mechanik können *richtig* sein, obwohl sie das Kriterium der Zulässigkeit nicht erfüllen. Hertz' eigener Darstellung der Mechanik liegt der Versuch zugrunde, diese Wissenschaft ohne die Probleme der klassischen Mechanik, darunter hauptsächlich diejenigen, die sich aus dem Kraftbegriff ergeben, zu präsentieren. Theodor Leiber drückt diesen Kernpunkt der Ansicht Hertz' in Bezug auf die Wissenschaft folgendermaßen aus: Hertz „legt den größten Wert auf die (korrekte und vollständige) axiomatische Struktur eines Systems (logische Syntax) und betrachtet [die Richtigkeit und Zweckmäßigkeit] eindeutig als nachgeordnete Eigenschaften einer Theorie in dieser Hierarchie.“ (Leiber 2000, 588)

Hertz verfolgt also mit den *Prinzipien der Mechanik* den Kant'schen Zweck, der Mechanik zu helfen, den sicheren Weg zur Wissenschaft zu finden. Diesen Zweck will er nun erreichen, indem genaue Prinzipien zur Darstellung (Bilder) der mechanischen Welt ausgestellt werden. Der kritische Punkt, der in Verbindung mit Wittgenstein diskutiert werden soll, ist, dass aus der Wissenschaftsphilosophie Hertz' noch keine Bildtheorie entstanden ist. Hertz verwendet den Bildbegriff sogar ohne eine eigene und präzise Konnotation. Er definiert z. B. nirgends in seinem Werk den Bildbegriff. Sein Gebrauch dieses Begriffs beruht ganz auf der allgemeinen und gewöhnlichen

Bedeutung, die dieses Wort in der Naturwissenschaft des 19. Jahrhunderts hat, nämlich als wissenschaftliche Auffassung der Phänomene. Diesbezüglich ist es zutreffend zwischen dem Bestehen einer Bildtheorie und dem Gebrauch des Bildbegriffs bei Hertz zu unterscheiden. Eine Bildtheorie sollte sich mit einigen Grundfragen beschäftigen wie z. B.: Was sind Bilder? Was ist bildliche Darstellung? Wie stellt ein Bild dar? Was für Beziehungen gibt es zwischen Bild und Abgebildetem? Welche Unterschiede gibt es zwischen Bildern und anderen Zeichen? (Scholz 2009, 5)<sup>40</sup> Diese Fragestellung fehlt bei Hertz, was zeigt, dass sein Interesse nicht dem Bildbegriff gilt. Es ist also nicht korrekt anzunehmen, dass sein Versuch eine begründete Darstellung der Mechanik zu präsentieren, auf einer Bildtheorie beruht.<sup>41</sup> Vielmehr müsste man sagen, dieser Versuch basiert auf einer bestimmten Wissenschaftstheorie bzw. auf gewissen Kriterien zur Überprüfung von wissenschaftlichen Auffassungen (Bildern).

Manche Wittgenstein-Forscher tendieren dazu, Hertz' *Prinzipien der Mechanik* aus der Perspektive der *Logisch-philosophischen Abhandlung* zu lesen.<sup>42</sup> Damit muss man aber sehr vorsichtig umgehen. Obwohl es keine Zweifel gibt, dass Wittgenstein Hertz gut kannte, ist es ein anderes Thema, was er genau von ihm übernimmt und inwiefern überhaupt von einem Einfluss die Rede sein kann. In Bezug auf eine Bildtheorie sollte deutlich sein, dass Wittgenstein schwer eine solche Theorie von Hertz übernommen haben könnte, wenn dieser selbst keine vertritt.<sup>43</sup>

<sup>40</sup> Für eine noch präzisere Liste der programmatischen Aufgaben jeder Bildtheorie siehe Scholz 2009, 14ff.

<sup>41</sup> Einige Forscher behaupten sogar, dass der Ausdruck „Bildtheorie“ durch Hertz popularisiert wurde (vgl. Visser 1999, 141). Der Terminus „Bildtheorie“ wird von Hertz in den *Prinzipien der Mechanik* jedoch kein einziges Mal erwähnt. Selbst das Wort „Bild“ wird in den *Prinzipien der Mechanik* fast ausschließlich in der Einleitung vorkommen.

<sup>42</sup> John Preston (2008) hat diese Kritik bezüglich der Beziehung zwischen Wittgensteins und Hertz' philosophischer Methode ausgeführt.

<sup>43</sup> Eine Sondervariante des Einflusses Hertz in der *Logisch-philosophischen Abhandlung* wird in Preston 2006 kritisiert. Diese Kritik beruht auf der Behauptung, dass sowohl die sog. Bildtheorie als auch die Idee von einfachen Gegenständen sowie die Methode der Wahrheitstabelle zur Darstellung von Sätzen von Hertz stammen. Die Kritik in Lopes Coelho (1995, 183) ist ebenfalls zutreffend:

#### 2.4.4.2 Hertz und Wittgenstein über Bilder

David Stern bemerkt, dass Wittgenstein die sog. Bildtheorie in der *Logisch-philosophischen Abhandlung* weder als eine Verallgemeinerung noch als den Schluss eines philosophischen Arguments aus Hertz' physikalischer Theorie präsentiert, sondern eher "[...] as *emerging from an intuitiv insight into how pictures work.*" (Stern 1995, 37. Kursiv im Original). Wenn man versucht, die drei oben zusammengefassten Thesen der Einleitung zu den *Prinzipien der Mechanik* mit der Philosophie der *Logisch-philosophischen Abhandlung* zu vergleichen, so zeigt sich zwischen Hertz und Wittgenstein eher ein großer Abstand. Es kann in einer ersten Instanz dazu verleiten, die These „wir machen uns Repräsentationen von Gegenständen“ mit einer Kernthese der *Abhandlung* gleichsetzen zu wollen. Nach genauerer Betrachtung erweist sich diese Hertz'sche Auffassung jedoch als eine sehr allgemeine Aussage, der es an gewissen Erläuterungen mangelt. So bleibt z. B. bei Hertz die Frage, wie wir uns solche Repräsentationen machen, offen. Betrachtet man nun diese Auffassung genauer, so schließt sich eine direkte inhaltliche Verbindung zwischen Wittgenstein und Hertz aus, denn auch das Objekt solcher Repräsentationen wird hier unterschiedlich verstanden. Im Gegensatz zu Hertz gibt es für Wittgenstein Repräsentationen von Tatsachen und eben nicht von Gegenständen (vgl. LPA 2.1).

Der zweite kritische Punkt bezieht sich auf die Erklärung der Repräsentation durch Übereinstimmung. Diese Erklärung ist nicht weniger problematisch bei Hertz. Zunächst sollte es unumstritten sein, dass

---

„Autoren, die sich mit dem Einfluß von Hertz auf Wittgenstein beschäftigt haben, haben aufgrund der Suche nach Analogien zwischen den jeweiligen Werken, der Hertz'schen Theorie das zugeschrieben, was eigentlich nur für die Wittgensteinsche charakteristisch ist.“ Die kritischen Punkte dieser Beziehung sind bei L. Coelho Folgende: Das Bestehen eines „logischen Isomorphismus“ bei Hertz, der Vergleich der tractarianischen Sprache mit der Hertz'schen „Sprache der Mechanik“, „Bild“ als „Darstellung“ bei Hertz, u.a. Hans Poser fasst die Beziehung zwischen Wittgenstein und Hertz richtig auf, wenn er schreibt: „Will man nun beiden, Hertz und Wittgenstein, gerecht werden, darf man weder Hertz logifizieren noch Wittgenstein zum Empiriker machen. Vielmehr muss man Wittgensteins Aussage [in der *Abhandlung* 4.04] so deuten, daß sie nicht als These einer Identität seiner und der Hertz'schen Auffassung gemeint ist, sondern als eine Analogie.“ (Poser 2007, 97)

es irgendeine Art von Übereinstimmung zwischen Bild und Abgebildetem geben muss, wenn das Erste eine Repräsentation des Zweiten sein soll. Diese Grundforderung zur Erklärung von Abbildbeziehungen kann man bereits bei Hermann von Helmholtz, Hertz' Lehrer, finden: Helmholtz schreibt 1864 in *Über das Ziel und die Fortschritte der Naturwissenschaft*: „Ein Bild muss in irgend einer Beziehung seinem Object *gleichartig* sein; wie zum Beispiel eine Statue mit dem abgebildeten Menschen gleiche Körperform, ein Gemälde gleiche Farbe und gleiche perspektivische Projection hat.“ (Zitiert nach Schiemann 1997, 274). Die Frage ist nun, was für eine Übereinstimmung zwischen Bild und Abgebildetem stattfindet. Hertz antwortet mit seiner Beziehung zwischen Geist und Natur eben nicht auf diese Frage, während bei Wittgenstein die Erklärung dieser Beziehung aufgrund einer logisch-formellen Übereinstimmung, das charakteristische Merkmal seiner Abbildkonzeption der Sprache ist.<sup>44</sup>

#### 2.4.4.3 Bilder als Theorien

In Bezug auf den Anwendungsbereich seiner Bildkonzeption erklärt Hertz in der Einleitung Folgendes:

[...] da wir von den Prinzipien der Mechanik durch verschiedene Auswahl der Sätze, welche wir zugrunde legen, verschiedene Darstellungen geben können, so erhalten wir verschiedene solche Bilder der Dinge, welche Bilder wir prüfen und miteinander vergleichen können in bezug auf ihre Zulässigkeit, ihre Richtigkeit und ihre Zweckmäßigkeit. (Hertz 1984, 4ff)

---

<sup>44</sup> Ricardo Lopes Coelho suggeriert, dass bei Hertz die Beziehung zwischen Geist und Natur durch die Erfahrung erklärbar ist. In der Einleitung zu den *Prinzipien der Mechanik* schreibt Hertz: „Die Erfahrung lehrt uns, daß die Forderung erfüllbar ist und daß also solche Übereinstimmungen in der Tat bestehen“ (Hertz 1984, 1). Lopes Coelho gibt aber zu, dass diese Erklärung einen wichtigen Aspekt offen lässt, nämlich die Grundfrage, was das heißt, dass „die Erfahrung uns etwas lehrt.“ Eine endgültige Rechtfertigung dieser *gewissen* Übereinstimmung zwischen Geist und Natur gibt Hertz, so Lopes Coelho, im Kapitel über die dynamischen Modelle mit folgender Erklärung: „wir können uns sogar Rechenschaft ablegen von jener Übereinstimmung, wenn wir annehmen wollen, daß der Geist die Fähigkeit habe, wirkliche dynamische Modelle der Dinge zu bilden und mit ihnen zu arbeiten.“ (Lopes Coelho 1995, 170).

Die Bilder der Mechanik, die Hertz überprüfen will, sind bestimmte Auffassungen bzw. Darstellungen der Mechanik. Das erste Bild betrifft die gewöhnliche Darstellung der Prinzipien der Mechanik wie man sie bei Archimedes, Galilei, Newton und Lagrange findet. Diese traditionelle Auffassung der Mechanik besagt, dass der Kraftbegriff „als die vor der Bewegung und unabhängig von der Bewegung bestehende Ursache der Bewegung“ eingeführt wird (Hertz 1984, 5). Diese Erklärung, so Hertz, stimmt aber nicht mit einer mechanischen Beschreibung der Welt überein. Hinter dieser Betrachtungsweise steckt das Ziel, mechanische Beschreibungen ausschließlich mit den Begriffen Raum, Zeit und Masse zu erklären (vgl. Leiber 2000, 587). Das zweite zu überprüfende Bild der Mechanik erklärt die Bewegungsvorgänge nicht mithilfe des Kraftbegriffs, sondern hat als Zentralbegriff den der Energie. (Hertz 1984, 17) Hertz' eigener Beitrag bzw. eigenes Bild der Mechanik besteht in der Annahme, Bewegung und Masse seien ausschließlich durch Bewegung und Masse zu erklären, d. h. ohne auf verborgene Wesen wie Kraft oder Energie zurückzugreifen (vgl. Hertz 1984, 30). Diese Angaben lassen den Schluss zu, dass der Bildbegriff bei Hertz die präzise Bedeutung einer wissenschaftlichen Auffassung besitzt.

Wie sind nun Theorien bei Wittgenstein zu verstehen? Zu Beginn dieses Kapitels wurde auf einige Schwierigkeiten in Bezug auf Wittgensteins Auffassung des Theoriebegriffs hingewiesen. Nun sollte ein weiterer Aspekt diskutiert werden. In der *Logisch-philosophischen Abhandlung* stellt man fest, dass die Naturwissenschaft dem Bereich dessen, was sich sagen lässt, entspricht (LPA 6.53). Sie erzeugt wahre Bilder der Wirklichkeit: „Die Gesamtheit der wahren Sätze ist die gesamte Naturwissenschaft (oder die Gesamtheit der Naturwissenschaften).“ (LPA 4.11) Beide Charakterisierungen behandeln die Naturwissenschaft sozusagen aus der Perspektive ihrer Ergebnisse. Wittgenstein charakterisiert sie auch aus der Perspektive ihrer Fundamente. Hier illustriert er durch das Beispiel der Mechanik seine Auffassung, dass die naturwissenschaftlichen Bilder aus einer Anzahl gegebener Axiome erzeugt werden:

- 6.341 [...] Die Mechanik bestimmt eine Form der Weltbeschreibung, indem sie sagt: Alle Sätze der Weltbeschreibung müssen aus einer Anzahl gegebener Sätze – den mechanischen Axiomen – auf eine gegebene Art und Weise erhalten werden. Hierdurch liefert sie die Bausteine zum Bau des wissenschaftlichen Gebäudes und sagt: Welches Gebäude immer du aufführen willst, jedes muß du irgendwie mit diesen und nur diesen Bausteinen zusammenbringen.

Wie sind nun die Axiome innerhalb der *Logisch-philosophischen Abhandlung* zu verstehen? Klar können sinnvolle Sätze als Teil des wissenschaftlichen Gebäudes betrachtet werden. Sie können z. B. für weitere Schritte in einer deduktiven Reihe verwendet werden. Das Problem mit den formellen Komponenten einer Theorie wie Axiome aber auch Gleichungen ist, dass in der *Abhandlung* ihr Status als Bilder der Wirklichkeit bestritten wird. Logische und mathematische Ausdrücke sind keine Bilder der Wirklichkeit (LPA 4.462, 6.2f). D. h., dass nicht alles an einer Theorie mit Bildern identifiziert werden darf. Theorien können Bilder erzeugen, sie selbst sind aber keine.

Aus diesen kritischen Betrachtungen sollte ersichtlich sein, dass es keine direkte Verbindung zwischen dieser Konnotation des Bildbegriffs bei Hertz und der Auffassung über logische Bilder bei Wittgenstein geben kann, außer natürlich die, der gemeinsamen Verwendung des Wortes „Bild“ und des ähnlichen Versuchs, bestimmte Probleme mithilfe dieses Begriffs zu erläutern. Diese Angabe darf nicht als eine irrelevante Sache angesehen werden. Wittgenstein selbst deutet in einer Mitteilung an Waismann, die in der Sektion 2.4.1 zitiert wurde, darauf hin, dass genau dieser Aspekt bei der Entstehung seiner eigenen Bildauffassung entscheidend interveniert: „Das Wort „Bild“ hat etwas Gutes: Es hat mir und vielen anderen geholfen, etwas klar zu machen, indem es auf etwas Gemeinsames hinweist [...]“ (McGuinness 1984, 185). Hertz kann gut einer von jenen „vielen anderen“ sein, der genauso wie Wittgenstein mithilfe des

Bildbegriffs konzeptuelle Klarheit zu gewinnen sucht, nämlich in Richtung einer legitimen Darstellung der Mechanik.<sup>45</sup>

Von den drei initialen Thesen über den Bildbegriff in Hertz' Einleitung scheint streng genommen nur iii), also Hertz' Ansicht, Bilder können als Modelle behandelt werden, in Übereinstimmung mit der *Logisch-philosophischen Abhandlung* zu sein, denn diese Auffassung entspricht der Grundbedeutung des tractarianischen Bildbegriffs (vgl. LPA 2.12). Hertz wird in der *Abhandlung* zweimal erwähnt, und zwar in 4.04 und 6.361, jedoch findet sich nur in der ersten Bemerkung ein Hinweis, der die genaue Beziehung der *Logisch-philosophischen Abhandlung* zu den *Prinzipien der Mechanik* erklären kann. Wittgenstein erkennt eben an dieser Stelle seine Verpflichtung gegenüber dem Modellbegriff von Hertz. Diese Bemerkung besagt: „Am Satz muß gerade soviel zu unterscheiden sein, als an der Sachlage die er darstellt. Die beiden müssen die gleiche logische (mathematische) Mannigfaltigkeit besitzen. (Vergleiche Hertz's Mechanik, über Dynamische Modelle.)“<sup>46</sup>

<sup>45</sup> Es stellt sich nun die Frage ein, wer noch in dieser Anmerkung gemeint sein kann. Zwei weitere Namen können erwähnt werden. Einerseits ist bei G. C. Lichtenberg, einem Autor, den Wittgenstein schon in seiner Jugend kannte, eine Beziehung zwischen Bildbegriff und Sprache zu finden. Lichtenberg vertritt in einer allgemeinen Sprachauffassung die Idee, dass sowohl schriftliche als auch gesprochene Sprache aus Bildern bestehen. In den „Literarischen Bemerkungen“ in den *Ausgewählten Schriften* schreibt Lichtenberg: „Einige Leute wollen das Studieren der Künste lächerlich machen, indem sie sagen, man schreibe Büchern über Bildchen. Was sind aber unsere Gespräche und unsere Bücher anders, als Beschreibungen von Bildchen auf unserer Netzhaut oder in unserm Kopf?“ (Lichtenberg 1879, 153). Andererseits ist ebenfalls bei Paul Ernst ein ähnliches Verhältnis zwischen Sprache und Bildern zu sehen. Im Nachwort zu seiner Ausgabe der *Kinder- und Hausmärchen* der Brüder Grimm, das Wittgenstein irrtümlich als „Vorrede“ bezeichnet (vgl. MS110, 184), behandelt Ernst das Thema, wie ein Märchenmotiv entsteht. Ein Teil seiner Antwort in Bezug auf diese Frage beruht auf der Idee, dass Bilder in Wörter gebracht und an ihrer Stelle angewendet werden (Ernst 1910, 299).

<sup>46</sup> In seinem Kapitel zu „Dynamischen Modellen“ erklärt Hertz, dass diese Modelle entstehen, wenn zwischen zwei Systemen: i) die Zahl der Koordinaten gleich ist, ii) dieselben Bedingungsgleichungen bestehen und iii) der Ausdruck für die Größe einer Verrückung in beiden Systemen bei jener Zuordnung der Koordinaten übereinstimmt (vgl. Hertz 1984, 197). Diese Gleichheit der Bedingungen zweier Modelle ist, was Wittgenstein eine logisch-mathematische Mannig-

#### 2.4.4.4 Boltzmanns Bildbegriff

Der zweite Naturwissenschaftler, mit dem der Bildbegriff bei Wittgenstein oft in Verbindung gebracht wird, ist Ludwig Boltzmann. Bekanntlich wollte Wittgenstein ursprünglich bei Boltzmann Physik studieren. Dieses Vorhaben konnte aufgrund des Selbstmords Boltzmanns im Jahr 1906 nicht verwirklicht werden (vgl. von Wright 1986, 25; Monk 1991, 26; McGuinness 1992, 77). Die geringen Hinweise auf Boltzmann im *Nachlass* lassen keinen direkten Einfluss auf Wittgenstein feststellen. Was man über diesen Einfluss weiß, ergibt sich aus einer berühmten Stelle, in der Wittgenstein Folgendes erkennt:

Es ist, glaube ich eine Wahrheit darin wenn ich denke, daß ich eigentlich in meinem Denken nur reproduktiv bin. Ich glaube ich habe nie eine Gedankenbewegung erfunden sondern sie wurde mir immer von jemand anderem gegeben & ich habe sie nur sogleich leidenschaftlich zu meinem Klärungswerk aufgegriffen. So haben mich «Bolzmann Hertz Schopenhauer» Frege, Russell, «Kraus, Loos», «Weininger» Spengler Sraffa beeinflußt. Kann man als ein Beispiel der jüdischen Reproduktivität Breuer & Freud heranziehen? — Was ich erfinde sind neue Gleichnisse. (MS154, 15vf)

Diese Reproduktivität seiner Gedanken kennzeichnet nicht nur die Art Beziehung zwischen Wittgenstein und Boltzmann. Auch der Einfluss Hertz' wird in derselben Art und Weise charakterisiert. Diesbezüglich wurde gerade gezeigt, dass in diesem letzten Fall der Einfluss hauptsächlich darin besteht, dass sich Wittgenstein, wie Hertz vom Wort „Bild“ bedient, um Klarheit über gewisse konzeptuelle Probleme zu gewinnen. Auch der Einfluss Boltzmanns scheint von dieser Art zu sein, obwohl hier inhaltliche Verhältnisse zu finden sind. Außer dieser Stelle wird Boltzmann nur noch ein einziges Mal im *Nachlass* erwähnt, und zwar bezüglich einer allgemeinen Betrachtung aller übertriebenen, dogmatisierenden Behauptungen:

---

faltigkeit nennt. Am Satz müssen sich also wie bei Hertz diese Bedingungen für dynamische Modelle besagen, die gleichen Zusammenhänge einer Sachlage darstellen lassen.



Wer so dogmatisiert weiß seinem Satz nicht den richtigen Platz zu geben (das ist so, als wollte ich daß einer Präsident bei einer ~~Ver-~~sammlung «Sitzung» ist, wüßte aber nicht, wie ich ihm die richtige Stellung das richtige Ansehen geben ~~kann~~ solle. Denn er kann nicht etwa statt jedes der Mitglieder sprechen, er kann nicht auf allen Stühlen sitzen; sondern nur auf einem, aber auf dem einen an der Spitze.) Was ich hier sage, ist eigentlich, was Boltzmann über die Stellung des mechanischen Modells, etwa in der Theorie der Elektrizität, sagte. (MS111, 120)

Beide Hinweise auf Boltzmann sind nach der *Logisch-philosophischen Abhandlung* anfangs der Dreißigerjahre entstanden und tendieren nicht dazu, eine Erklärung des tractarianischen Bildbegriffs zu geben.<sup>47</sup> Inhaltliche Verhältnisse sind an anderen Stellen der *Populären Schriften* zu finden. In Bezug auf den Bildbegriff verwendet Boltzmann an mehreren Stellen dieser Publikation diesen Begriff. So z. B. in seiner Kritik an die Energetik, d. h. die Lehre, nach der die Energie das einzig Existierende ist. Hier weist Boltzmann die Ansicht des Chemikers Wilhelm Ostwalds zurück, dass die gegenwärtige theoretische Physik vollständig zu verlassen und durch die Energetiklehre zu ersetzen ist (vgl. Boltzmann 1905, 130). Dieser Theorie nach sollte man sich „kein Bild der Wirklichkeit machen“ (Boltzmann 1905, 130). Boltzmann stützt hingegen die Gültigkeit der Methode der neuen Physik, nämlich der Darstellung von Phänomenen durch Bilder, auf einen Grundaspekt der menschlichen Kognition, nach dem Gedanken Bilder der Wirklichkeit sind: „Aber sind denn alle mensch-

<sup>47</sup> In der letzten Bemerkung bezieht sich Wittgenstein auf „die Stellung des mechanischen Modells“ bei Boltzmann. Die genaue Angabe der Stelle des angesprochenen Textes Boltzmanns wird jedoch nicht offen gelegt. Die Referenz auf eine Elektrizitätstheorie bei Boltzmann kann sich sowohl auf die *Vorlesungen über Maxwells Theorie der Elektrizität* (1891–1893) als auch auf den Artikel „Über Maxwells Elektrizitätstheorie“ in den *Populäre Schriften* (1905) beziehen. In beiden Publikationen wird die Auffassung des mechanischen Modells mit dem schottischen Physiker James Clerk Maxwell in Verbindung gebracht. Wie oben gezeigt, stellt auch Wittgenstein im MS102, 32r diese Verbindung her. Das ist nun die einzige Stelle im *Nachlass*, in der Maxwell erwähnt wird. Wittgenstein kennt höchstwahrscheinlich die Auffassung des mechanischen Modells in der Physik Maxwells aus den Schriften Boltzmanns.

lichen Gedanken etwas anderes als Bilder der Wirklichkeit? Nur von der Gottheit soll und kann man sich kein Bild machen; diese bleibt aber deshalb auch ewig gleich unbegreiflich.“ (Boltzmann 1905, 130) Die Anspielung auf das biblische Bilderverbot bestätigt nun seine Auffassung des Bildbegriffs als Darstellung des in der Natur sich Ergebenden und zwar in einer Betrachtungsweise, die sehr nahe an Wittgenstein liegt: Alles in der Natur sei in Bildern begreifbar, außer Gott. Somit ist Gott, wie Wittgenstein ebenfalls in der *Logisch-philosophischen Abhandlung* betont, kein Naturphänomen, das sich in der Welt offenbart (LPA 6.432).<sup>48</sup>

In Übereinstimmung mit dieser Auffassung von „Bild“ wird bei Boltzmann dieser Begriff hauptsächlich in der Bedeutung eines Ergebnisses theoretischer Vorgänge verwendet. In „Über die Bedeutung von Theorien“ werden Theorien die Aufgabe zugeschrieben, ein Abbild der Außenwelt zu konstruieren, das den Gedanken und Experimenten als Leitstern dienen soll, „also gewissermaßen in der Vollendung des Denkprozesses, der Ausführung dessen im großen, was sich bei Bildung jeder Vorstellung im kleinen in uns vollzieht.“ (Boltzmann 1905, 77) Diese Grundformulierung der Aufgabe der Wissenschaft wiederholt sich mehrmals in den *Populären Schriften*, so z. B. im Aufsatz „Unentbehrlichkeit der Atomistik“: „Gerade das aber ist die Hauptaufgabe der Wissenschaft, die zur Darstellung einer Reihe von Tatsachen dienenden Bilder so zu gestalten, daß daraus der Verlauf anderer ähnlicher vorhergesagt werden kann.“ (Boltzmann 1905, 152)<sup>49</sup> Das Fundament dieser Wissenschaftsauffassung, nach der Theorien als Bilder der Naturerscheinungen zu verstehen

<sup>48</sup> Neben diesem tractarianischen Aspekt der Bilder bei Boltzmann weist seine Auffassung weitere Ähnlichkeiten mit der Philosophie der *Logisch-philosophischen Abhandlung* auf. So z. B. die Ansicht des Begreifbaren als das, was in einem Bild dargestellt werden kann. In „Über die Prinzipien der Mechanik“ schreibt Boltzmann: „Wenn wir nun zum Schluß das Resultat unserer Betrachtungen resümieren, so können wir als solches bezeichnen, daß sich eine Seite aller Vorgänge der unbelebten und belebten Natur durch rein mechanische Bilder in einer Exaktheit darstellen, wie man sich ausdrückt, begreiflich machen läßt, wie es sonst in keiner anderen Weise bisher gelungen ist, während andererseits doch alle höheren Bestrebungen und Ideale keine Einbuße erleiden.“ (Boltzmann 1905, 329).

<sup>49</sup> Siehe auch Boltzmann 1905, 334.

sind, verdankt Boltzmann dem schottischen Physiker James Clerk Maxwell. Laut Boltzmann:

[Maxwell] führt mit besonderer Klarheit und Kraft der Überzeugung den Physikern zu Gemüte, daß alle Theorien nur geistige Bilder der Erscheinungen sind und daß es, statt zu fragen, ob eine Theorie wahr oder falsch sei, zweckmäßiger ist, zu untersuchen, ob sie die Erscheinungen in der vollständigsten und einfachsten Weise darstellt. Während man diesem Gedanken Maxwells in Deutschland anfangs wenig Beachtung schenkte, wurde er später zum Schlagworte und fand die sonderbarsten Anwendungen. (Boltzmann 1905, 246)

Bereits in Maxwells Ansicht über Bilder der Naturerscheinungen liegt die Betonung auf ihrer Charakterisierung als *geistig*. Diese Ausdrucksweise sollte eine antirealistische Auffassung der Naturwissenschaften hervorheben, in dem Sinne, dass die Modelle zur Erklärung der Naturphänomene von uns *erfunden* werden. Boltzmann sieht diesen Aspekt der Wissenschaftsphilosophie Maxwells deutlich und hebt hervor, dass entgegen der klassischen Meinung, nach der die Physik die wahre Natur der Dinge erkennt, „wollte Maxwell seine Theorie als ein bloßes Bild der Natur aufgefaßt wissen, als eine mechanische Analogie, wie er sagte, welche im gegenwärtigen Augenblicke die Gesamtheit der Erscheinungen am einheitlichsten zusammenzufassen gestattet.“ (Boltzmann 1905, 206)<sup>50</sup> Diese auf dem Bildbegriff beruhende Konzeption der Theorien impliziert einen Bruch mit der klassischen Auffassung der Naturwissenschaft, nach der Theorien als wahre Beschreibungen objektiver Ereignisse zu verstehen sind (vgl. D’Agostino 1990, 32). Selbst Hertz knüpft an diesem Punkt an. Laut Boltzmann bringt Hertz den Physikern zur Bewusstheit, „daß keine Theorie etwas Objektives, mit der Natur wirklich sich Deckendes sein kann, daß vielmehr jede nur ein geistiges Bild der Erscheinungen ist, das sich zu diesen verhält, wie das Zeichen zum Bezeichneten.“ (Boltzmann 1905, 215f)

<sup>50</sup> Vgl. auch „Methoden der theoretischen Physik“ (Boltzmann 1905, 5f). Die Auffassung von Theorien als *nur* oder *bloße* Bilder wird seinerseits mehrmals in den *Populären Schriften* erwähnt. Vgl. z. B. Boltzmann 1905, 129f, 246f, 260f, 324.

Boltzmann ist also der nicht-objektivierende Charakter des Bildbegriffs bewusst. Seine mechanischen Bilder der Natur versteht er als Analogien. Dieser Aspekt ist bereits in seinen *Vorlesungen über Maxwells Theorie der Elektrizität und des Lichtes* (1891) enthalten. Hier behauptet Boltzmann, dass Hypothesen nicht unbedingt auf der Basis wissenschaftlicher Theorien stehen müssen. Die Naturwissenschaft kann stattdessen von Mechanismen, die mit den Naturerscheinungen eine große Analogie haben, ausgehen. Und fügt noch hinzu, dass „Je umfassender und schlagender diese Analogie, desto brauchbarer natürlich auch der betreffende Mechanismus. In diesem Sinne ist der Ausdruck Maxwell’s dynamical illustration zu verstehen.“ (Boltzmann 1982-I, 13). Die Auffassung, Theorien seien mechanische Analogien, scheint – schreibt Boltzmann ein Jahr später in „Methoden der theoretischen Physik“ – so erweitert gewesen zu sein, dass selbst die ganze Aufgabe der Wissenschaft des späten 19. Jahrhunderts als das Finden von Analogien verstanden wurde, womit „die alte wissenschaftliche Methode wieder hinwegdefiniert [war] und die Wissenschaft sprach nur mehr in Gleichnissen.“ (Boltzmann 1905, 9) Boltzmann identifiziert sich nicht nur mit Maxwells Auffassung der Wissenschaft, sondern hebt explizit hervor, dass es sogar möglich ist, zwei verschiedene Theorien zu haben, die richtig sein können. Die Meinung, der zufolge nur eine einzige Theorie zur Erklärung eines Naturphänomens richtig sein dürfte, kann nur ein Ergebnis subjektiver Überzeugung sein (vgl. Boltzmann 1905, 216).

Bezüglich der Meinung, dass Wittgenstein von Boltzmann eine Bildtheorie übernahm (vgl. Visser 1999, 135), muss genauso wie im Fall Hertz’ kritisch bemerkt werden, dass aus der Verwendung des Bildbegriffs auch bei Boltzmann keine Bildtheorie entstanden ist. Das heißt aber nicht, dass Boltzmann für die *Logisch-philosophische Abhandlung* unwesentlich sein sollte. Andrew Wilsons z. B. ist der Meinung, dass Boltzmann für Wittgenstein nicht unbedingt aufgrund seiner Bildkonzeption wichtig war, sondern wegen der in den *Populären Schriften* enthaltenen rudimentären Sprachphilosophie (Wilson 1999, 258f). Boltzmann diskutiert nicht über Bildtheorien, wie einige Forscher behaupten (z. B. Visser 1999), sondern über etwas anderes

*mit Hilfe* des Bildbegriffs. Seine Auseinandersetzungen haben z. B. mit der Natur und der Lage unserer Theorien sowie mit dem ontologischen Statuts theoretischer Entitäten zu tun. Boltzmann scheint also, wie Hertz, Lichtenberg und Paul Ernst, eher *nur* das Zurückgreifen auf den Bildbegriff mit Wittgenstein gemeinsam zu haben.

## 3 Das Bild als Gleichnis

### 3.1 Bild: Ein weitgehender Begriff

Die bisherige Darstellung des Bildbegriffs zeigt, dass „Bild“ in der *Logisch-philosophischen Abhandlung* aus mehreren Quellen stammt. Die verschiedenen begrifflichen Elemente, die sich innerhalb dieser Quellen zeigen, nämlich der gezeichnete, mathematische und naturwissenschaftliche Charakter von „Bild“, fließen in die Auffassung dieses Begriffs als ein logisches Modell der Wirklichkeit ein. Eine nur auf der logischen Definition des Bildes beruhende Behandlung dieses Zentralbestandteils der Frühphilosophie Wittgensteins wird der Multiplizität seiner Entstehung nicht gerecht.

Der nicht einseitige Bildbegriff weist aber noch eine Facette auf, mit der sich dieses Kapitel im Detail beschäftigen wird. Es handelt sich dabei um die Bedeutung von „Bild“ als „Gleichnis“, die in der *Logisch-philosophischen Abhandlung* neben der logisch-figurativen Definition auch eine Rolle spielt. Während die angedeuteten Quellen des Bildbegriffs im Prinzip kein Problem für die Kohärenz der Terminologie Wittgensteins darstellen, verhält es sich anders mit der Gleichstellung zwischen Bild und Gleichnis, denn sie setzt eine Mehrdeutigkeit des tractarianischen Bildbegriffs voraus. Diese Mehrdeutigkeit wird herkömmlich übersehen und somit nicht untersucht. Dies mag daran liegen, dass von Anfang an eine bestimmte Annäherung an Wittgensteins erste Publikation, nach der seine Ideen und Begriffe von exklusivem Interesse innerhalb der sog. Bildtheorie der Sprache geblieben sind, popularisiert wurde. Für jene Perspektive scheint ausschließlich die logische Erklärung der Sprache bei Wittgenstein wichtig zu sein. Russell und Frege sind sicherlich die ersten, die überwiegend das Gewicht auf diesen Aspekt seiner Arbeit legen. Die Rezeption des Buches durch den Wiener Kreis folgt demselben Weg. Es ist merkwürdig, dass diese Perspektive in gewisser Weise heute immer noch vorherrscht. Die Nachhaltigkeit dieser Auffassung lässt sich teilweise dadurch erklären, dass jene Ansicht in der *Logisch-*

*philosophischen Abhandlung* selbst enthalten ist. Wittgensteins Buch präsentiert sich als eine Art logischer Bau, der ganz schnell den Eindruck von wissenschaftlicher Perfektion und logischer Konsistenz vermittelt. Allein der Titel des Buches verleitet den Leser zur Suche nach wissenschaftlicher Genauigkeit. Derselbe Aspekt ist bereits im Vorwort vorhanden, nämlich durch die Erwähnung Russells und Freges, deren Werke von der Suche nach logischer Genauigkeit geprägt sind, sowie die lapidare Bemerkung: „Dagegen scheint mir die Wahrheit der hier mitgeteilten Gedanken unantastbar und definitiv.“ Selbst aber das Motto des Buches: „...und alles, was man weiß, nicht bloß rauschen und brausen gehört hat, läßt sich in drei Worten sagen“ und die Darstellung des Textes durch eine dezimal nummerierte Anordnung der Bemerkungen gehen in die gleiche Richtung. Wittgenstein ist der Meinung, dass sein Buch weder inhaltliche noch formelle Lücken enthält. Diese Stellungnahme kann man als eine dogmatische Selbstüberzeugung betrachten, nämlich eine, die erst dann wegfallen wird, wenn Wittgenstein klar sieht, dass es in seinem Buch keine totale Konsistenz gibt und dass auch seine Arbeit, genauso wie die von Russell und Frege, konzeptuelle Probleme aufweist.<sup>51</sup>

In diesem Kapitel wird versucht zu zeigen, dass der tractarianische Bildbegriff weitere Aspekte, die eine Aufweichung in der Auffassung des logischen Bildes der Wirklichkeit implizieren, aufweist. Es soll hier eine alternative Verwendung des Bildbegriffs untersucht werden, nämlich als „Gleichnis“. Dabei wird versucht, die in der *Logisch-philosophischen Abhandlung* verwendeten Gleichnisse als eine Instanz des Zeigens zu erklären.

<sup>51</sup> Wahrscheinlich ist Frege der Erste, der diese konzeptuellen Probleme bemerkt, wenn er die Doppeldeutigkeit von bestimmten Ausdrücken in Wittgensteins Buch verwirft. Frege schreibt in einem Brief vom 28.6.1919: „Gleich zu Anfang treffe ich die Ausdrücke „der Fall sein“ und „Tatsache“ und ich vermute, dass der Fall sein und eine Tatsache sein dasselbe ist. Die Welt ist alles, was der Fall ist und die Welt ist die Gesamtheit der Tatsachen. Ist nicht jede Tatsache der Fall und ist nicht, was der Fall ist, eine Tatsache? Ist nicht dasselbe, wenn ich sage, A sei eine Tatsache, wie wenn ich sage, A sei der Fall? Wozu dieser doppelte Ausdruck?“

## 3.2 Ein alternativer Gebrauch von „Bild“

Im Gegensatz zu den traditionellen Ansichten über die *Logisch-philosophische Abhandlung* wird in der vorliegenden Arbeit der Versuch unternommen, eine umfassendere Bedeutung des Bildbegriffs zu zeigen. In diesem erweiterten Gebrauch wird „Bild“ auch als ein Gleichnis bzw. eine Analogie zu verstehen sein. Ausgehend von der Überprüfung der Konsistenz des tractarianischen Bildbegriffs in allen Bemerkungen, in denen er vorkommt, stellt man an drei Stellen eine Nichtübereinstimmung der Bedeutung von „Bild“ als logisches Modell fest. In zwei dieser Fälle wird diese Nichtübereinstimmung durch die Untersuchung von den jeweiligen Frühversionen dieser Bemerkungen in den vortractarianischen Tagebüchern bestätigt. Diese Manuskripte zeigen, dass in den ursprünglichen Versionen jener Stellen der Bildbegriff tatsächlich nicht verwendet wurde. Anstatt dessen kommt dort der Begriff „Gleichnis“ vor. Es steht also fest, dass es in der *Abhandlung* neben dem Standardgebrauch als logisches Modell noch einen gut identifizierbaren Gebrauch des Bildbegriffs als „Gleichnis“ gibt.

### 3.2.1 Ein Bild zur Erklärung

Die erste alternative Verwendung von „Bild“ in der *Logisch-philosophischen Abhandlung* stellt man in der folgenden Bemerkung fest:

- 4.063 Ein Bild zur Erklärung des Wahrheitsbegriffes: Schwarzer Fleck auf weißem Papier; die Form des Fleckes kann man beschreiben, indem man für jeden Punkt der Fläche angibt, ob er weiß oder schwarz ist. Der Tatsache, daß ein Punkt schwarz ist, entspricht eine positive – der, daß ein Punkt weiß (nicht schwarz) ist, eine negative Tatsache. Bezeichne ich einen Punkt der Fläche (einen Frege’schen Wahrheitswert), so entspricht dies der Annahme, die zur Beurteilung aufgestellt wird, etc. etc.



Um aber sagen zu können, ein Punkt sei schwarz oder weiß, muss ich vorerst wissen, wann man einen Punkt schwarz und wann man ihn weiß nennt; um sagen zu können, „p“ ist wahr (oder falsch), muss ich bestimmt haben, unter welchem Umständen ich „p“ wahr nenne, und damit bestimme ich den Sinn des Satzes.

Der Punkt an dem das Gleichnis hinkt, ist nun der: Wir können auf einen Punkt des Papiers zeigen, auch ohne zu wissen, was weiß oder schwarz ist; einem Satz ohne Sinn aber entspricht gar nichts, denn er bezeichnet kein Ding (Wahrheitswert), dessen Eigenschaften etwa „falsch“ oder „wahr“ heißen; das Verbum eines Satzes ist nicht „ist wahr“ oder „ist falsch“ – wie Frege glaubte –, sondern das, was „wahr ist“, muss das Verbum schon enthalten.

Zu Beginn dieser Bemerkung wird „Bild“ nicht in dem Sinne verwendet, in dem dieser Begriff in der *Logisch-philosophischen Abhandlung* definiert wurde. In 4.063 gibt Wittgenstein ein Gleichnis, eine Analogie, um den Wahrheitsbegriff zu illustrieren bzw. zu verdeutlichen. Nach diesem Gleichnis ähnelt die Beschreibung von Tatsachen der Beschreibung eines schwarzen Fleckes auf einem Stück weißen Papier. In der Sprache dieses Gleichnisses gilt dann, dass auf diesem Papier wahre Sätze, d. h. wahre Beschreibungen von Tatsachen, *wie* schwarze Punkte, während falsche Sätze, d. h. falsche Beschreibungen von Tatsachen, *wie* weiße Punkte zu verstehen sind. Im ersten Teil dieser Bemerkung wird dann mit dem Ausdruck „ein Bild zur Erklärung“ diese Analogie gemeint und nicht ein logisches Modell.

Die Bedeutung von „Bild“ als Gleichnis stellt im Deutschen einen vollkommen ordnungsgemäßen Gebrauch des Bildbegriffs dar. Das Wörterbuch der Gebrüder Grimm definiert diesen Begriff folgendermaßen: „in bild liegt die vorstellung eines unter der schaffenden, gestaltenden, knetenden, stozenden, schnitzenden, hauenden, gieszenden hand hervorgegangnen werks. der schöpfer, meister, figulus hat es nach etwas anderm, das schon da ist, gemacht [...] bild aber geht fort auf bild, es ist abbild, ebenbild, nachbild, vorbild, εἰκῶν

von ἔοικα, imago, similitudo, forma, exemplum, gleichnis, beispiel.“ (Grimm 2002)<sup>52</sup> Neben der primären darstellenden Funktion eines Bildes enthält diese Definition auch die Bedeutung von „Bild“ als Gleichnis und Beispiel. Dieser von den materiellen Bildern stammende Gebrauch des Bildbegriffs ist charakteristisch für die Spätphilosophie Wittgensteins. Für die Philosophie der *Logisch-philosophischen Abhandlung* ist er jedoch nicht nur unkonventionell, sondern auch problematisch, zumindest in Bezug auf den Standardgebrauch von Bild als logisches Modell, der die sprach-philosophische Auffassung des frühen Wittgensteins voraussetzt.

Diese alternative Verwendung des Bildbegriffs als Gleichnis zu Beginn der Bemerkung 4.063 kann man auf zwei Weisen rechtfertigen. Erstens nennt Wittgenstein selbst in der dritten Subsektion der Bemerkung dieses Bild zur Erklärung ein „Gleichnis“ (vgl.: „Der Punkt an dem das Gleichnis hinkt, ist nun der [...]“). Zweitens wurde in einer Frühfassung dieser Bemerkung in den „Notes on Logic“ (1913) nur das Wort Gleichnis verwendet, wo jetzt in der *Logisch-philosophischen Abhandlung* die jeweiligen Wörter Bild und Gleichnis stehen. In der erhaltenen Fassung der „Notes on Logic“ (TS201A1), der sog. Russell-Fassung, wird an der Stelle der beiden deutschen Wörter „Bild“ und „Gleichnis“ nur das englische Wort *analogy* verwendet. Diese Übersetzung stammt von Russell, der zu Beginn des Jahres 1914 das sogenannte „Birmingham Typoskript“ Wittgensteins ins Englische übersetzte.<sup>53</sup> Dieses Dokument bezieht sich auf ein

<sup>52</sup> Oliver Scholz (2009, 11f) charakterisiert die Bedeutung des Bildes als Gleichnis folgendermaßen: „Ferner hat man bestimmte Formen der Rede, besonders Vergleiche, Gleichnisse und verwandte Erscheinungen, als Bilder bezeichnet. „Eikon“, „imago“, „Bild“ und ihre Äquivalente entwickelten sich so auch zu rhetorischen und poetologischen Fachausdrücken für Formen sprachlicher Veranschaulichung. So wurden schon Homers vielgerühmte Vergleiche als Bilder (eikones) beschrieben; und Platon charakterisiert im „Staat“ manche seiner Gleichnisse ebenfalls als Bilder.“

<sup>53</sup> Die Wittgenstein-Forscher stimmen darin überein, dass die vier Teile bzw. „Manuskripte“, aus denen die „Notes on Logic“ bestehen, Übersetzungen des in Birmingham diktierten Typoskripts sind (beispielsweise Biggs 1996, 8). Potter (2011, 265f) vertritt die kritische Meinung, dass nur die Manuskripte 1, 3 und 4 Übersetzungen des „Birmingham Typoskripts“ sind. Das Manuskript 2 wäre hingegen eine Transkription Russells von einem im Englischen verfassten Manuskript Wittgensteins.

im Deutschen verfasstes Typoskript, welches Wittgenstein 1913 in Birmingham für Russell herstellen ließ (vgl. Potter 2011, 264; Pinsent 1994, 150). Dieses frühe Typoskript, genauso wie die Manuskripte, aus denen das „Birmingham Typoskript“ stammt, sind heute verschollen und es ist nicht mehr möglich zu erfahren, welche deutschen Ausdrücke an beiden Stellen des Wortes *analogy* in Russells Übersetzung ursprünglich von Wittgenstein verwendet wurden. In Russells Fassung der „Notes on Logic“ stellt man dennoch fest, dass Russell zu Beginn des dritten Manuskripts, wo die Frühfassung der Bemerkung 4.063 der *Logisch-philosophischen Abhandlung* zu finden ist, ursprünglich das Wort *comparison* anstatt das jetzt vorhandene Wort *analogy* schreiben wollte. Dieses Schwanken wird an folgendem Faksimile der „Notes on Logic“ deutlich<sup>54</sup>:

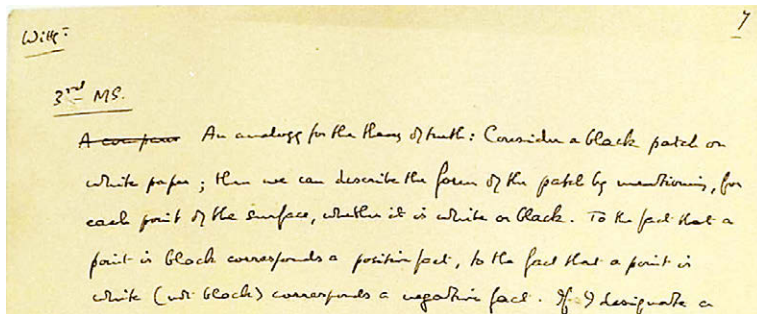


Abbildung 6: Exzerpt Faksimile-Seite aus TS201A1, B7

Russells Unentschlossenheit ist hier entscheidend, denn sie legt nahe, dass in Wittgensteins Original „Gleichnis“ anstatt „Bild“ geschrieben sein sollte, da die Bedeutung von Gleichnis und nicht von Bild der Bedeutung der beiden englischen Ausdrücke *comparison* und *analogy* entspricht.<sup>55</sup> Diese Lesart findet ihre Rechtfertigung, wenn man eine weitere Gelegenheit, in der diese Bemerkung übersetzt wurde,

<sup>54</sup> Dieses Dokument befindet sich im Besitz des Bertrand Russell Archivs in der McMaster University Library, Canada. Ich bedanke mich herzlich für die Veröffentlichungsgenehmigung.

<sup>55</sup> In der deutschen Version Joachim Schultes, „Aufzeichnungen über Logik“, steht in beiden Fällen dieser Bemerkung zutreffend „Gleichnis“ (vgl. Wittgenstein 2006, 197).

betrachtet. In der Bemerkung 4.063 im englischen Korrektorexemplar der *Logisch-philosophischen Abhandlung* korrigiert Wittgenstein Ogdens Vorschlag „image“ auf „illustration“ (siehe Graßhoff & Lampert 2004, 340). Diese zwei weiteren unterschiedlichen Wörter erklären sich dadurch, dass es sich dabei um eine Übersetzung der Version in der *Logisch-philosophischen Abhandlung*: „Ein Bild zur Erklärung des Wahrheitsbegriffes“ handelt und nicht der Fassung: „ein *Gleichnis* zu Erklärung des Wahrheitsbegriffes“, wie im Fall der Übersetzung Russells. An dieser Stelle, in der sich die grundlegende Mehrdeutigkeit des tractarianischen Bildbegriffs gut zeigt, verwendet Wittgenstein also „Bild“ gezielt als Synonym für ein Gleichnis und nicht als logisches Modell der Wirklichkeit.

Der Gebrauch des Bildbegriffs als Gleichnis kommt erstmals in den „Notes on Logic“ vor. Hier wird jedoch die Konsistenz des Bildbegriffs noch nicht infrage gestellt, denn die Abbildkonzeption der Sprache und damit die logische Definition von „Bild“ sind in diesen Notizen nicht vorhanden.

### 3.2.2 Die Flecken in unserem Bild

Eine weitere Bemerkung, die die Doppeldeutigkeit des Bildbegriffs zeigt, ist 6.35. Wittgenstein schreibt hier:

Obwohl die Flecke in unserem Bild geometrische Figuren sind, so kann doch selbstverständlich die Geometrie gar nichts über ihre tatsächliche Form und Lage sagen. Das Netz aber ist *rein* geometrisch, alle seine Eigenschaften können *a priori* angegeben werden. Gesetze, wie der Satz vom Grunde, etc., handeln vom Netz, nicht von dem, was das Netz beschreibt.

In diesem zweiten Fall ist die Bedeutung von „Bild“ als „Gleichnis“ in der Formulierung „in unserem Bild“ nicht unmittelbar erkennbar. Zum Teil basiert diese Schwierigkeit darauf, dass sich 6.35 auf eine Bemerkung fünf Stellen vorher bezieht. Die Ausdrücke „Die Flecken“ sowie „die geometrischen Figuren“ in 6.35 beziehen sich auf

die Bemerkung 6.341, in der ein Beispiel, nämlich die Newtonsche Mechanik, für eine „mögliche Formgebung der Sätze der Wissenschaft“ (LPA 6.34) gegeben wird. In 6.341 sagt Wittgenstein:

Die Newtonsche Mechanik z. B. bringt die Weltbeschreibung auf eine einheitliche Form. Denken wir uns eine weiße Fläche, auf der unregelmäßige schwarze Flecken wären. Wir sagen nun: Was für ein Bild immer hierdurch entsteht, immer kann ich seiner Beschreibung beliebig nahe kommen, indem ich die Fläche mit einem entsprechend feinen quadratischen Netzwerk bedecke und nun von jedem Quadrat sage, daß es weiß oder schwarz ist. Ich werde auf diese Weise die Beschreibung der Fläche auf eine einheitliche Form gebracht haben. Diese Form ist beliebig, denn ich hätte mit dem gleichen Erfolge ein Netz aus dreieckigen oder sechseckigen Maschen verwenden können. Es kann sein, daß die Beschreibung mit Hilfe eines Dreiecks-Netzes einfacher geworden wäre; das heißt, daß wir die Fläche mit einem gröberem Dreiecks-Netz genauer beschreiben könnten als mit einem feineren quadratischen (oder umgekehrt) usw. Den verschiedenen Netzen entsprechen verschiedene Systeme der Weltbeschreibung. [...]

An dieser Stelle kommt auch der Bildbegriff vor, nämlich in der Formulierung „Was für ein Bild immer hierdurch entsteht“, obgleich sich „Bild“ in diesem Fall zweifellos auf das von schwarzen Flecken entstandene Bild bezieht. Diese Bemerkung stellte aufgrund der Mehrdeutigkeit des Bildbegriffs gewisse Schwierigkeiten bei der Übersetzung des Buches ins Englische. In einem Brief an Ogden vom 23.4.1922 schreibt Wittgenstein: “6.341 “Whatever kind of picture appears I can...” This is not clear. It must be something like: “Whatever kind of picture these [the spots] give...” or “Whatever kind of picture thereby appears on the white surface...” or something of that sort.” Es ist aber eben diese Bedeutung des Bildbegriffs als visuelles Bild, also jener Aspekt, der laut Wittgenstein in der logisch-figurativen Erklärung des Satzes „Der Satz ist ein Bild der Wirklichkeit“ explizit interveniert, was in der Bemerkung 6.35 jedoch nicht zutrifft bzw. nicht gemeint ist. In 6.35 bezieht sich „Bild“ auf die Analogie,

nach der die Weltbeschreibung gleichsam als ein geometrisches Netz aufgefasst wird. Das kann durch die Ersetzung der jeweiligen Bedeutungen des Bildbegriffs, die hier zur Verfügung stehen, deutlich gezeigt werden. Angenommen „Bild“ bezieht sich im Satz: „Obwohl die Flecke in unserem Bild geometrische Figuren sind“ auf das von schwarzen Flecken auf weißem Papier entstehende Bild, sozusagen auf das gezeichnete Bild, so würde sich folgende unsinnige Lesart ergeben: i) „Obwohl die Flecke in unserem *von schwarzen Flecken auf weißem Papier entstandenen Bild* geometrisch Figuren sind [...]“. Diese Lesart trifft deswegen nicht zu, weil das Bild auf dem weißen Papier eben aus den Flecken entsteht. Mit „Bild“ wird hier hingegen in der Formulierung „die Flecke in unserem Bild“ die Analogie eines geometrischen Netzes als eine Weltbeschreibung gemeint. Die Ersetzung dieser Bedeutung von „Bild“ in der Bemerkung 6.35 ergibt folgende Lesart: ii) „Obwohl die Flecke in unserer *Analogie* geometrische Figuren sind [...]“. <sup>56</sup>

Ein Beleg, der die Bedeutung des Bildbegriffs als Gleichnis an dieser Stelle bestätigt, findet sich in der Urfassung der Bemerkung 6.35. Hier war die jetzige Formulierung „in unserem Bild“ nicht vorhanden. Anstatt dessen gab es dort eine unumstrittene Andeutung zu dem Gleichnis der Physik als ein Netz. Diese Frühversion findet sich im MS102, 61rf. Wittgenstein schreibt hier: „Zu dem Netz-Gleichnis der Physik: Obwohl die Flecke Geometrische Figuren sind so kann uns doch selbstverständlich die Geometrie gar nichts über ihre Form & Lage sagen. Das Netz aber ist rein geometrisch alle seine Eigenschaften können à priori angegeben werden.“ Das hier angedeutete „Netz-Gleichnis der Physik“ befindet sich im MS102 auf den Seiten 48r-53r, was den Querverweis-Charakter der Bemerkung auf Seite 61rf erklärt. Im Bearbeitungsprozess zur *Logisch-philosophischen Abhandlung* ersetzt Wittgenstein an dieser Stelle den Hinweis „Zu

<sup>56</sup> Wohl gemerkt ist dieses Referenzproblem an weiteren Stellen nicht zu bemerken. In der Bemerkung 6.342 dieser Sektion ist z. B. deutlich, dass sich „Bild“ in der Formulierung „Daß sich ein Bild, wie das vorhin erwähnte, durch ein Netz von gegebener Form beschreiben läßt, sagt über das Bild *nichts* aus“ auf das von schwarzen Flecken auf weißem Papier entstehende Bild bezieht.

dem Netz-Gleichnis der Physik“ durch den jetzt vorhandenen Ausdruck „in unserem Bild“, womit die Referenz auf den Kontext der Bemerkung verloren gegangen ist.

### 3.2.2.1 Die Sektion 6.34–6.35 der *Abhandlung* im MS104

Die Umformulierung der Bemerkung 6.35 kommt erstmals im MS104 (S. 74) vor und zwar als deutlicher Ersatz jener frühen Andeutung der Analogie der Physik als ein Netz. Die Sektion 6.34–6.35 der *Logisch-philosophischen Abhandlung* zeigt in diesem Manuskriptband noch einen relevanten Aspekt in Bezug auf den Bildbegriff auf. Aus der frühen Anordnung der Bemerkungen in diesem Manuskript stellt man fest, dass die Reihenfolge 6.34–6.35 den jetzigen Bemerkungen 6.342–6.35 der *Abhandlung* entspricht. Folgende Tabelle zeigt diese Sektion in der *Logisch-philosophischen Abhandlung* und im MS104 im Vergleich:

<i>Logisch-philosophische Abhandlung</i>	MS104 Bemerkung	MS104 Seite
6.34	6.33	71
↳ 6.341 („was für ein Bild“)	↳ 6.331	72
↳ 6.342 („vorhin erwähntes Bild“)	6.34	73
↳ 6.343	↳ 6.341	73
↳ 6.3431	↳ 6.3411	87
↳ 6.3432	↳ 6.3412	98
6.35 („in unserem Bild“)	6.35	74

Tabelle 2: Sektion 6.34–6.35 der *Abhandlung* im MS104

Wie die Stichpunkte in Klammern in der LPA-Spalte zeigen, sind in dieser Sektion unterschiedliche Bedeutungen des Bildbegriffs gemeinsam vorhanden, nämlich als graphisch-visuelles Bild (6.341 und 6.342) und als analogisches Bild (6.35). Beide Bedeutungen stimmen mit dem Standardgebrauch des Bildbegriffs als logisches Modell nicht überein. Wittgenstein hat das bemerkt. Er nutzt hier mit voller Bewusstheit seine Terminologie. Die Sektion 6.34–6.35 der *Abhandlung* war im MS104 irreführend. Die Neuordnung in der *Logisch-phi-*

*logischen Abhandlung* scheint der Verbesserung dieses Referenzproblems des Wortes „Bild“ in der Bemerkung 6.35 zu entsprechen. Im MS104 war die Referenz für den Ausdruck „in unserem Bild“ in der Bemerkung 6.35 nicht deutlich genug. Wie die folgende Tabelle mit der Verwendung des Bildbegriffs in dieser Sektion zeigt, enthält die Bemerkung 6.34, in der im Prinzip nach der Referenz für einen Ausdruck in 6.35 gesucht werden sollten, den Bildbegriff in visuellem Sinne:

[...]	
↳	6.331 („Was immer «immer» für ein Bild «~immer» hiedurch entsteht“)
6.34	(„ein Bild, wie das vorhin erwähnte“)
↳	[...]
	↳ [...]
	↳ [...]
6.35	(„Obwohl die Fl[ä e]c[h k]e in unserem Bild geometrische Figuren sind [...])“)

Tabelle 3: Graphische Darstellung Bildsektion im MS104

Mit dieser Verschiebung gelingt es Wittgenstein jene zwei Verwendungsfälle von „Bild“ im graphischen Sinne, nämlich in 6.341 und 6.342, auf die gleiche argumentative Ebene zusammenzubringen: beide kommen als Bemerkungen zu 6.34 vor. Doch das Referenzproblem des Ausdrucks „in unserem Bild“ wird damit nur teilweise gelöst. In der LPA-Fassung beseitigt Wittgenstein die Missdeutung des Bild- bzw. Gleichnisbegriffs in 6.35 als ein visuelles Bild. Damit folgt er jedoch nicht mehr konsistent der Reihenfolge seiner Bemerkungen, wie sie in der Fußnote zu Beginn des Buches erklärt wurde.

Nach dieser Erklärung sollte 6.341 im Kontext der Bemerkung 6.34 gelesen werden. Die Bemerkung 6.35 widerspricht aber diesem Prinzip.<sup>57</sup>

<sup>57</sup> Interessant ist hier die Tatsache, dass die Fassung dieser Bemerkung in der *Logisch-philosophischen Abhandlung* dieselbe Sequenz wie die Urfassung im MS102 (vgl. 48r-52r) aufweist. Hier hat Wittgenstein im MS104 eine alternative Anordnung ausprobiert, letztendlich aber doch die ursprüngliche verwendet.



### 3.2.3 Ein lebendes Bild

Eine dritte Instanz der Verwendung des Bildbegriffs im nicht logischen Sinne in der *Logisch-philosophischen Abhandlung* findet man in der Bemerkung 4.0311. Hier bietet Wittgenstein folgenden Vergleich, um den darstellenden Aspekt der Sprache zu illustrieren: „Ein Name steht für ein Ding, ein anderer für ein anderes Ding und untereinander sind sie verbunden, so stellt das Ganze – wie ein lebendes Bild – den Sachverhalt vor.“

Oliver Scholz bemerkt, dass der Ausdruck „lebendes Bild“ in der Bedeutung einer Verkörperung von positiven Eigenschaften seit Langem bekannt ist. Das klassische Beispiel dafür findet man in der Formulierung Senecas über die Kennzeichnung von Cato als ein lebendes Bild der Tugenden „Cati ille, virtutum viva imago“ (Scholz 2009, 12). In der *Logisch-philosophischen Abhandlung* kommt dieser Ausdruck jedoch eher mit einer modernen Konnotation vor. Zur Verfassungszeit des Buches wird der Ausdruck „lebendes Bild“ mit einer präzisen Bedeutung im Kunstbereich verwendet. „Lebende Bilder“ sind Darstellungen von berühmten Gemälden durch lebendige Menschen. In ihrem Buch *Lebende Bilder. Körperliche Nachahmung von Kunstwerken in der Goethezeit* charakterisiert Birgit Jooss diese Repräsentationen, die bereits seit dem 18. Jahrhundert in Theaterstücken bekannt sind, folgendermaßen: „Allgemein gefaßt handelt es sich um eine Bilddarstellung, die lebende Personen ausführen: ein dreidimensionales Bild, das von einer kurze Zeitbewegungs- und wortlos gestaltet und von anderen durch Betrachtung rezipiert werden.“ (Jooss 1999, 19)<sup>58</sup> Diese Art von Darstellungen waren Wittgenstein mit Sicherheit aus der Wiener Kultur Anfang des 20. Jahrhunderts bekannt.

<sup>58</sup> Für eine Darstellung früherer Formen von lebenden Bildern siehe Jooss 1999, 25–41. Eine Definition dieser Kunstwerkform, damals bekannt unter der französischen Benennung „Tableaux vivants“, gibt Goethe in seinem „Proserpina“: [...] tableaux: die Nachbildung eines gemalten Bildes durch wirkliche Personen. Sie fingen in Klöstern, bei Krippchen, Hirten und Drei-Königen an und wurden zuletzt ein gleichfalls für sich bestehender Kunstzweig, der manchen Liebhaber reizt und beschäftigt, auch sich einzeln schon auf dem Theater verbreitet hat [...]“ (Zitiert nach Folie 2002, 189).

Im MS102 kommt der Vergleich des Satzes mit einem lebenden Bild als eigentliche Antwort auf die Frage: „Wie repräsentiert das Bild einen Sachverhalt?“ (MS102, 18r) Ist also ein Satz ein Bild, so repräsentiert er nicht wie ein Bild im Sinne einer Photographie, sondern vielmehr wie eine Art Theaterdarstellung. Durch diesen Vergleich erweitert Wittgenstein nochmals seine Grundanalogie zwischen Satz und Bild, wie er bei Waismann 1931 diesen Punkt ausdrückt:

Als mir das Gemeinsame von Satz und Bild zum ersten Mal klar wurde, habe ich in immer neuen Wendungen darauf hingewiesen und den Satz mit einem lebenden Bild verglichen, ein andermal mit einem Modell, oder ich sagte: Der Satz stellt dar, er zeigt, wie es sich verhält usw. (McGuinness 1984, 185f. Siehe oben 2.4.1)<sup>59</sup>

In der Bemerkung 4.0311 steht im Gegensatz zu den zwei anderen Fällen von Bildern im nicht logischen Sinne (4.063 und 6.35) der Gleichnisbegriff nicht unmittelbar zur Debatte. Das Verhältnis zwischen „Bild“ und „Gleichnis“ besteht hier jedoch darin, dass der Vergleich des darstellenden Aspektes der tractarianischen Sprachauffassung mit einem lebenden Bild selbst ein Gleichnis *ist*. Wozu tendiert aber dieses Gleichnis? Eine kritische Betrachtung dieser Bemerkung lässt erkennen, dass der Vergleich zwischen Sprache und lebenden Bildern kein genauer ist. Die Charakterisierung der Beziehung Sprache-Welt bzw. Name-Ding aufgrund eines lebenden Bildes, nämlich „Ein Name steht für ein Ding, ein anderer für ein anderes Ding und untereinander sind sie verbunden [...]“ kann genauso aus einer Photographie ausgeführt werden. Wittgenstein selbst kritisiert in der Tat den Vergleich mit lebenden Bildern. Seiner späten Ansicht nach ist ein lebendes Bild keine eindeutige Repräsentation dessen, was es darstellen

---

<sup>59</sup> Ohne eine genaue Erklärung im oben angedeuteten Sinne ist der Sinn des Ausdrucks „lebendes Bild“ nicht deutlich genug. Das sieht man vor allem in der ersten englischen Übersetzung der *Logisch-philosophischen Abhandlung*, in der diese Stelle wortwörtliche als „living picture“ übertragen wurde (vgl. Wittgenstein 1985, Ogdens Übersetzung). In ihrer späten Übersetzung lesen Pears und McGuinness diese Stelle zutreffend, wenn sie „lebendes Bild“ als „tableau vivant“, die französische Bezeichnung dieser Kunstdarstellung, übersetzen (vgl. Wittgenstein 1963)

sollte. Der Grund dafür ist, dass um ein lebendes Bild zu verstehen, man erstmals wissen muss, was dadurch dargestellt wird:

└ Ich denke mir es würde jemand, etwa ein kleiner Bub gefeiert & man stellt durch ein lebendes Bild dar was er einmal als Mann machen wird. Sieht man die Vorstellung & den Buben so weiß man noch nicht was das Ganze bedeutet. Man muß wissen wie die Vorstellung gemeint ist. Das weiß man aber wenn man sie mit dem gegenwärtigen Stand, dem Knaben wie er jetzt ist, vergleichen kann.

Wenn ich sagen kann daß er jetzt noch nicht so groß ist so habe ich schon das Bild als Bild ~~der~~ «seiner» Zukunft aufgefaßt.

Wie aber bringt man dem der die Vorstellung sieht sie aber nicht versteht die *Absicht* bei? Indem man sie ihm sagt! (MS108, 223)

Wäre Wittgenstein dieser Punkt bereits in der *Logisch-philosophischen Abhandlung* klar gewesen, so hätte er aber auch zugeben müssen, dass sich dieselbe Art Schwierigkeit aus den normalen Bildern ergibt. Darauf wurde schon hingewiesen, als eine Kritik an die Figur von zwei fechtenden Menschen im MS101, 28rf ausgeführt wurde (siehe oben 2.4.2.1f). Nach dieser Kritik braucht man auch für Bilder im gewöhnlichen Sinne vorher wissen, was damit dargestellt wird. So sind lebende Bilder nicht weniger mehrdeutig als normale Bilder.

Die Gegenüberstellung der lebenden Bilder zu Bildern im Sinne von Photographien und Gemälden, die Wittgenstein „tote Bilder“ nennt, bestätigt sich an anderen späten Stellen des *Nachlass*, in denen Wittgenstein auch noch einen weiteren Aspekt hinzufügt. So z. B. in dieser ca. 1944 entstandenen Bemerkung:

// Denke Dir statt Momentaufnahmen«photographien» unserer Bekannten benützten wir eine Art kinematographischer Bilder, die eine ganz kleine Bewegung wiedergäben. Und das nannten wir «̄ bloß» ein lebendes Bildnis, im Gegensatz zu einem toten, & faßten es nicht als Bild einer Bewegung, «̄ einer Lageveränderung» auf. (MS129, 130)<sup>60</sup>

Lebende Bilder sind also Bilder *mit* Bewegung oder wie es Wittgenstein sagt: „eine Art kinematographischer Bilder“. Wittgenstein führt seine Auffassung dieser Art kinematographischer Bilder nicht weiter aus und gibt auch kein Beispiel dafür. Es ist aber wohl möglich, dass er damit an etwas ganz Konkretes denkt. Eine der Leidenschaften Wittgensteins war die Photographie. Er hat selbst gerne fotografiert und auch photographische Experimente durchgeführt (vgl. Nedo 2011/2012). Das Bekannteste dieser Experimente ist das sog. Kompositphoto, das in den 20er Jahren von Moritz Nähr unter Wittgensteins Anweisungen und nach dem Galtonschen Prinzip hergestellt wurde (vgl. Nedo 2012, 268).<sup>61</sup> Eine weitere Gelegenheit, bei der Wittgenstein seine philosophischen Gedanken durch die Photographie illustriert bzw. bei der seine philosophischen Gedanken durch die Photographie inspiriert werden, ist eine Reihe von Bildern, die er um

<sup>60</sup> Übernommen mit Varianten ins TS228, 81f („Bemerkungen I“) und TS230, 9 („Bemerkungen II“). In diesem letzten Typoskript ergänzt Wittgenstein die Bemerkung mit dem Satz: „Das vibrierende Leben der Worte“, der gut den Sinn der Idee eines lebenden Bildes auffasst.

<sup>61</sup> Im „Vortrag über Ethik“ beschreibt Wittgenstein diese photographische Methode als eine Analogie seiner philosophischen Methode: “And to make you see as clearly as possible what I take to be the subject matter of Ethics I will put before you a number of more or less synonymous expressions each of which could be substituted for the above definition, and by enumerating them I want to produce the same sort of effect which Gallstone produced when he took a number of photos of different faces on the same photographic plate in order to get the picture of the typical features they all had in common. And as by showing to you such a collective photo I could make you see what is the typical — say — chinese face; so if you look through the row of synonyms which I will put before you, you will, I hope, be able to see the characteristic features they all have in common and these are the characteristic features of Ethics.” (TS207, 2)

1922 von sich selbst an einem Photoautomaten machte (vgl. Nedo 2012, 206f). Aus diesen Bildern, in denen Wittgenstein mit offenen und geschlossenen Augen vorkommt und gezielt in verschiedene Richtungen schaut, suggeriert Michael Nedo die Herstellung eines Daumenkinos (vgl. Nedo 2011/2012), das die Bedingungen eines lebenden Bildes, wie sie in der oben zitierten Bemerkung aus MS129 skizziert wurden, erfüllt. Es sind also Momentaufnahmen, die eine kleine Bewegung wiedergeben. Es ist einleuchtend, dass mit jener Art kinematographischen Bildern ein kinematographisches Verfahren, wie das eines Daumenkinos, angedeutet wird.

### 3.3 Ein verwandter Begriff: Gleichnis

Wie in den Bemerkungen 4.063 und 6.35 festgestellt wurde, wird der Bildbegriff in der *Logisch-philosophischen Abhandlung* nicht immer in der Bedeutung eines logisch-abbildenden Modells verwendet. Hingegen zeigt sich in diesen Bemerkungen ein Gebrauch des Bildbegriffs als Gleichnis bzw. Analogie. Dieser Gebrauch setzt eine ganz unterschiedliche Bedeutung vom üblichen tractarianischen Bildbegriff voraus, denn Gleichnisse können nicht mit logischen Modellen identifiziert werden. Es ist sehr merkwürdig, dass in der Forschung zur Frühphilosophie Wittgensteins der entscheidende Begriff des Gleichnisses nicht die gleiche Aufmerksamkeit erlangt, wie bei seinem Spätwerk. Was hier übersehen wird, ist nicht nur, dass „Gleichnis“ genauso wie „Bild“ ein Zentralbegriff in den frühen Überlegungen Wittgensteins über die Sprache ist, sondern auch, dass diese beiden Begriffe in enger Beziehung zueinander stehen.

Im Kapitel „Der Satz als Bild“ wurde eine relevante Stelle aus dem Manuskriptband 154 (15vf) diskutiert, wo Wittgenstein das Kennzeichen seiner Philosophie in der Erfindung neuer Gleichnisse sieht. Diese Bemerkung vom Jahr 1932 zeigt deutlich die Stärkung einer Perspektive, die als ein charakteristisches Merkmal der philosophischen Tätigkeit Wittgensteins seit 1929 verstanden werden kann, denn seine Rückkehr zur Philosophie ist von einer genaueren Beschäftigung mit der Rolle von Gleichnissen in der Entstehung und Lösung

von sprach-philosophischen Problemen geprägt. Wie lässt sich nun diese Wendung in der Auffassung der Gleichnisse erklären? Es ist eine einleuchtende Vermutung, dass diese neue Perspektive aus der kritischen Betrachtung eines Grundaspekts seines ersten Werkes entstanden ist. Neben der Kritik zu Beginn der Dreißigerjahre an inhaltlichen, technischen Elementen der *Logisch-philosophischen Abhandlung*, wie beispielsweise „Gegenstand“ oder „Elementarsatz“<sup>62</sup>, spielt die Tatsache, dass Wittgenstein einige Konsequenzen daraus zieht, dass jene erste Auffassung ganz auf einem Gleichnis beruht, eine große Rolle in der Umformulierung der Philosophie der *Abhandlung*. Das letzte Kapitel der vorliegenden Arbeit wird sich diesen Konsequenzen im Detail widmen. Im Folgenden soll die Rolle des Gleichnisbegriffs in Wittgensteins erster Publikation untersucht werden. Dafür ist es aber erstmals notwendig folgende Frage zu beantworten: War Wittgenstein der analogische Charakter des Grundpostulats des Satzes *als* Bild in der *Logisch-philosophischen Abhandlung* nicht klar? Es ist schwer zu glauben, dass einem Philosophen bzw. Logiker, der über die Grenze der Sprache die einflussreichste Abhandlung des 20. Jahrhunderts geschrieben hat, dieser Aspekt nicht deutlich war. Wie sich bis jetzt gezeigt hat, ist der Begriff des Gleichnisses seit den ersten Schriften Wittgensteins mit dem Bildbegriff eng verbunden. Eine offenbare Thematisierung des Bildbegriffs mit der Bedeutung eines Gleichnisses findet man bereits im ersten erhaltenen Manuskriptband des *Nachlasses* aus dem Jahr 1914. Dort begreift Wittgenstein die Beziehung der Elemente des Satzes zu ihren Bedeutungen *als* Fühler und das Verallgemeinern eines Satzes *als* das Einziehen dieser Fühler. Gleichzeitig aber stellt sich Wittgenstein an dieser Stelle die Frage nach der Angepasstheit dieses Gleichnisses:

---

<sup>62</sup> Vgl. den Brief an M. Schlick vom 20.11.1931: „vielleicht den Hauptunterschied zwischen der Auffassung des Buches & meiner jetzigen ist, daß ich einsah, daß die Analyse des Satzes nicht im Auffinden verborgener Dinge liegt, sondern im Tabulieren, in der übersichtlichen Darstellung, der Grammatik, d. h. des grammatischen Gebrauchs, der Wörter. Damit fällt alles Dogmatische, was ich über „Gegenstand“, „Elementarsatz“ etc. gesagt habe. Will man z.B. das Wort „Gegenstand“ verstehen, so sehe man nach wie es tatsächlich gebraucht wird.“

Ich habe hier die Beziehungen eines der Satz-elemente zu ihren Bedeutungen gleichsam als Fühler betrachtet ~~wodurch~~ «<sup>-</sup>welche» der Satz mit der außenwelt in Berührung steht; und das veralgemeinern eines Satzes gleicht dann dem [e|E]inziehen der Fühler; bis endlich der ganz allgemeine Satz ganz isoliert ist. Aber stimmt dieses Bild? (Ziehe ich wirklich einen Fühler ein wenn ich statt  $\varphi(a)$ ,  $(\exists x)$ .  $\varphi(x)$ , sage?). (MS101, 46r)

Allein die Frage „Aber stimmt dieses Bild?“ am Ende dieser Bemerkung deutet zweifellos darauf hin, dass Wittgenstein mit klarer Bewusstheit von der Figürlichkeit seiner Ausdrucksweise zur Beziehung zwischen Satz-Elementen und Bedeutung vorgeht. Er stellt an dieser Stelle keine Frage zum bildlichen, analogischen Charakter der Auffassung dieser Beziehung, sondern nur zur Angemessenheit *dieser* Analogie im Konkreten. Diese Frage suggeriert also, dass es möglich wäre, eine weitere, bessere Analogie zu finden, wenn dieses vorgeschlagene Bild nicht stimmen sollte. Sie suggeriert aber nicht, dass die Figürlichkeit der Erklärung aufzugeben ist. Wittgenstein hält also 1914 diesen analogischen Charakter nicht für problematisch.

Wenn er aber bewusst vom bildlichen Charakter seiner tractarianischen Philosophie ausgeht, stellt sich die Frage, welche Rolle Gleichnisse in seinem frühen Werk spielen können. Die folgenden Sektionen beschäftigen sich mit diesen Themen. Dabei wird in Kürze gezeigt, dass die sog. Lehre des Zeigens hier eine wichtige Rolle spielt.

### 3.3.1 Das tractarianische Zeigen

Als Bertrand Russell 1919 erstmals das Typoskript der *Logisch-philosophischen Abhandlung* las, blieben ihm einige Punkte unklar. Am 13.8.1919 schreibt er an Wittgenstein einen Brief mit einigen Fragen. Wittgenstein antwortet am 19.8.1919 Folgendes:

As to your queries, I can't answer them now. For firstly I don't know allways what the numbers refer to, having no copy of the M.S. here. Secondly some of your questions want a very lengthy answer

& you know how difficult it is for me to write on logic. That's also the reason why my book is so short, and consequently so obscure. But that I can't help. – Now I'm afraid you haven't really got hold of my main contention, to which the whole business of logical props is only a corollary. The main point is the theory of what can be expressed (gesagt) by props – i.e. by language – (&, which comes to the same, what can be thought) and what can not be expressed by props, but only shown (gezeigt); which, I believe, is the cardinal problem of philosophy. –<sup>63</sup>

Dieser Brief enthält neben einer gewissen Relativierung des logischen Beitrags des Buches, nach der seine logischen Aspekte als „only a corollary“ verstanden werden, eine klare Stellungnahme in Bezug auf *ein* Zentralproblem der Philosophie, nämlich den Unterschied zwischen dem, was durch Sätze gesagt werden kann und dem, was nur gezeigt werden kann. In der *Logisch-philosophischen Abhandlung* selbst, wo fast ausschließlich von „Problemen der Philosophie“ im Plural die Rede ist, fehlt jene überwiegende Positionierung der Unterscheidung zwischen Sagen und Zeigen als Zentralproblem der Philosophie. Ist Wittgenstein erst nachträglich zu der zentralen Rolle dieser

<sup>63</sup> In demselben Brief an Russell schreibt Wittgenstein seinem Buch Sparsamkeit und Dunkelheit aufgrund dessen zu, dass er große Schwierigkeiten hat, über Logik zu schreiben. So könnte man sagen, es gibt einiges Ungeschriebenes in der *Abhandlung*, das nicht mit einem mystischen Unsagbaren verbunden ist, sondern einfach mit einer Schwierigkeit des Ausdrucks. Es gibt also in der *Abhandlung* einen nicht geschriebenen Teil, der ganz konkret mit jener Schwierigkeit seines Autors zu tun hat. Dieser nicht geschriebene Teil des Buches unterscheidet sich vom jenem ethisch nicht geschriebenen Teil, auf den sich Wittgenstein später bei von Ficker beziehen wird, nämlich insofern, dass das erste Nicht-Geschriebene jedoch ausgesagt werden kann. Wittgenstein betont in diesem Brief, dass seine Schwierigkeiten Schreibschwierigkeiten sind. Am Ende dieses Briefes schlägt Wittgenstein, der sich immer noch im Gefangenenlager in Montecassino befindet, ein Treffen entweder in Holland oder in der Schweiz vor, um sein Buch mit Russell zu diskutieren. Dieses Treffen fand tatsächlich im Dezember 1919 in Den Haag statt (vgl. Monk 1991, 181). Es ist denkbar, dass bei dieser Gelegenheit tatsächlich eine „very lengthy“ Antwort auf manche Fragen Russells gegeben wurde, und zwar mündlich. Diese Annahme deutet darauf hin, dass solche Antworten doch gegeben werden können, nur eben nicht *schriftlich*.



Unterscheidung gekommen? Das mag möglich sein, auch wenn diese Alternative nicht erklären kann, warum diese Auffassung im Buch nicht vorhanden ist, denn es wird noch zwei Jahre bis zur Veröffentlichung des Buches dauern, eine Zeit in der Wittgenstein weitere Korrekturen und Ergänzungen hätte unternehmen können.

In der *Logisch-philosophischen Abhandlung* 4.1212 schreibt Wittgenstein: „Was gezeigt werden *kann*, *kann* nicht gesagt werden.“ Diese Bemerkung präsentiert eine Unterscheidung zwischen den darstellenden Eigenschaften der Sprache, womit sich das Sagen identifizieren lässt und einer Grenze der Sprache, an der ihre darstellenden Eigenschaften nicht mehr gültig sind. Dieser Bereich entspricht dem des Zeigens. Die Auffassung des Zeigens wird in der *Abhandlung* ausschließlich als Gegensatz zu den sagenden Aspekten der Sprache charakterisiert. Wittgenstein führt diese Konzeption in keiner konstruktiven Weise aus, sondern beschränkt sich nur darauf, diese Grenze festzustellen. Dieser Begriff des Zeigens weist in der *Abhandlung* einige verwandte Aspekte auf, die kurz thematisiert werden, bevor auf die Beziehung zwischen Gleichnis und Zeigen eingegangen werden soll.

Das tractarianische Zeigen bezieht sich auf eine nicht logisch-darstellende Charakteristik der Sprache. Dieses Merkmal wurde von Wittgenstein schon früh identifiziert. In den sog. „Moores Aufzeichnungen“ (1914) sollte eine Unterscheidung zwischen dem, was in einer Sprache gesagt und gezeigt werden kann, die Schwierigkeiten mit der Russellschen „Theory of Types“ lösen:

This same distinction between what can be shewn by the language but not said, explains the difficulty that is felt about types — e.g. « as to difference between » between things, facts, properties, relations. That ~~so & so~~«M» is a thing can't be said: it is nonsense: but something is shewn by the symbol M. In same way that a prop. is a subject-predicate prop. can't be said: but it is shewn by the symbol.

[Therefore] a theory of types is impossible. It tries to say something about the types, when you can only talk about the symbols.  
(TS301, 3f)

In seinem ersten erhaltenen Tagebuch drückt Wittgenstein dieses Prinzip sehr lakonisch aus: „Der Satz muß zeigen was er sagen will.“ (MS101, 67r) In den ein Jahr zuvor entstandenen „Notes on Logic“ ist die sog. Lehre des Zeigens zumindest als solche noch nicht vorhanden (vgl. Potter 2011, 194). Dennoch erkennt Wittgenstein hier bereits eine wichtige Rolle des Zeigens für eine richtige sprachliche Notation: “What is essential in a correct apparent « $\bar{\ }-variable$ » notation is this:— (1) it must mention a type of propositions; (2) it must show which components of a proposition of this type are constants.” (TS201A1, A7) Sowohl diese Bemerkung als auch die in den „Moore's Aufzeichnungen“ stehen für Charakterisierungen eines symbolischen Zeigens. Wittgenstein spricht aber auch von einem mystischen Zeigen. Diese Auffassung befindet sich in der Bemerkung 6.522 der *Logisch-philosophischen Abhandlung*: „Es gibt allerdings Unausprechliches. Dies *zeigt* sich, es ist das Mystische.“ Das Mystische hat seinen Ursprung, wie es in einem Tagebuch aus dem Jahr 1915 heißt, aus einem unbefriedigenden Gefühl durch die Wissenschaft:

Der Trieb zum Mystischen kommt von der Unbefriedigtheit unserer Wünsche durch die Wissenschaft. Wir wissen fühlen daß selbst, wenn alle möglichen Wissenschaftlichen Fragen beantwortet sind unser Problem noch gar nicht berührt ist.

Freilich bleibt dann eben keine Frage mehr; und eben dies ist die Antwort. (MS102, 107r)

Während der Unterschied Sagen-Zeigen von Anfang an eine symbolische Eigenschaft der Sprache betont, wie in folgender Bemerkung des frühen MS101 (43r): „Die Tautologie zeigt was sie zu sagen scheint, die Contradiction zeigt das Gegenteil von dem was sie zu sagen scheint“, entspricht die Identifizierung des Sagens mit dem Mystischen einer Umstellung des ursprünglich logisch-sprachlichen Niveaus des Zeigens aufs transzendente Niveau. Wittgenstein

erkennt tatsächlich eine solche Wendung seiner philosophischen Tätigkeit, wenn er im MS103 (S. 40r; August 1916) schreibt: „Ja, meine Arbeit hat sich ausgedehnt von den Grundlagen der Logik zum Wesen der Welt.“ Man sieht den Unterschied zwischen symbolischem und mystischem Zeichen deutlicher, wenn man bemerkt, dass das Symbolische ganz klar umfasst, was durch die Zeichen gezeigt wird. So zeigt nämlich der Satz seinen Sinn (4.022), die logische Form der Wirklichkeit (4.121) oder eine Struktur (4.1211). Das Mystische zeigt hingegen das Unausprechliche selbst.

Neben diesen zwei Auffassungen bzw. Konnotationen des Zeigens in der *Logisch-philosophischen Abhandlung* gibt es noch eine dritte, die sich anhand der darin verwendeten Gleichnisse, Analogien und Vergleiche verstehen lässt. Diese Sprachmittel, wie in den folgenden Sektionen diskutiert wird, übernehmen bei Wittgenstein eine figurliche Funktion in seiner Philosophie, die auch als eine Art und Weise des Zeigens aufgefasst werden kann.

### 3.3.2 Gleichnis und Unsinn

Dass Gleichnisse eine Zeigen-Funktion in der *Logisch-philosophischen Abhandlung* übernehmen können, wird deutlich, wenn man bemerkt, dass sie die Bedingungen der tractarianischen sinnvollen Sprache nicht erfüllen. Vor allem verfehlen diese Sprachmittel die Bedingung der Übereinstimmung mit der Wirklichkeit, die logische Bilder charakterisiert (LPA 2.222). Es ist nicht möglich, von einer Analogie zu behaupten, sie sei richtig oder falsch, zumindest nicht in dem Sinne, wie dies von einem Satz gesagt werden kann. Diese Unmöglichkeit der tractarianischen Übereinstimmung im Fall von Gleichnissen basiert ihrerseits auf dem Verfehlen des Prinzips, nach dem ein Name für ein Ding stehen soll (4.0311). Betrachtet man ein Gleichnis wie: „Gott ist ein Vater“ (vgl. MS103, 10r), so wird deutlich, dass Gleichnisse nicht wie Sätze behandelt werden können. Das heißt aber nicht, dass Gleichnisse bei Wittgenstein rein rhetorische Elemente sein sollen, denn sie bilden den Kern seiner Philosophie und das nicht nur in seiner ersten Publikation. Genauso falsch wäre, die bildliche

Rede im ersten Werk Wittgensteins mit dem im Buch enthaltenen Kitsch, auf den sich Wittgenstein in einer späten Rückbetrachtung der *Logisch-philosophischen Abhandlung* bezieht, zu identifizieren. Diesbezüglich schreibt Wittgenstein gegen Mai 1939: „Mein Buch die log.phil. Abhandlung enthält neben gutem & echtem auch Kitsch d.h. Stellen mit denen ich Lücken ausgefüllt habe und sozusagen in meinem eigenen Stil. Wie viele solche Stellen von dem Buch solche Stellen sind weiß ich nicht & es ist schwer es jetzt gerecht zu schätzen.“ (MS183, 30f). Diese sehr strittige Meinung wird von Michael Potter vertreten. Laut Potter sei Kitsch in der *Logisch-philosophischen Abhandlung* selbst die Analogie des Satzes als Bild (vgl. Potter 2011, 227). Wie aber in Wittgensteins Bemerkung deutlich zu sehen ist, bezeichnet er bestimmte Stellen des Buches, mit denen er Lücken im Buch ausgefüllt hat, als Kitsch. Die Analogie des Satzes als Bild ist hingegen ein Grundbestandteil der *Abhandlung* mit einer Zentralrolle und ihr sollte folglich keinen peripherischen Wert zugeschrieben werden.

Wenn man nach einem Grundunterschied in der *Logisch-philosophischen Abhandlung* sagen möchte, Gleichnisse seien – dadurch, dass sie nicht zur sinnvollen Sprache gehören – unsinnig, würde man damit jedoch die philosophische Rolle der Gleichnisse innerhalb der *Abhandlung* ungenau auffassen. Wittgenstein unternimmt in seinem im Jahr 1929 entstandenen „Vortrag über Ethik“ erstmals den Versuch, Klarheit über die Rolle von Gleichnissen in der der Philosophie zu gewinnen. Hier wird das Verhältnis zwischen Gleichnis und Unsinn diskutiert. Der Ausgangspunkt dieses Vortrags ist die Idee, dass sowohl in ethischen als auch in religiösen Ausdrücken ständig unsinnige Sätze verwendet werden, durch die die Sprache missbraucht wird. Um diesen Punkt zu erläutern, greift Wittgenstein auf einen Unterschied zwischen relativem und absolutem Wert zurück und illustriert diesen Unterschied mit typischen Situationen, in denen man dazu neigt, Ausdrücke mit absolutem Wert zu verwenden. Bei solchen Situationen, wo Sätze einen absoluten bzw. ethischen Wert ausdrücken wollen, z.B. “I wonder at the existence of the world”, gilt laut Wittgenstein, dass der sprachliche Ausdruck, den wir solchen Erfah-

rungen geben, unsinnig ist, sodass “If I say “I wonder at the existence of the world”) I am misusing language.” (TS207, 7) Wittgenstein argumentiert, dass der Satz „sich über etwas wundern“ nur dann einen Sinn hat, wenn es möglich ist, dass auch das Gegenteil der Fall sein kann. Das oben stehende Beispiel ist also deswegen unsinnig, weil man nicht denken kann, dass die Welt nicht existiert. Diese Art vom Missbrauch der Sprache läuft laut Wittgenstein durch *alle* ethischen und religiösen Ausdrücke.

In diesem Vortrag charakterisiert Wittgenstein *eine* Art sprachlichen Missbrauch, der auf Grund einer Verwechslung zwischen relativem und absolutem Wert entsteht.<sup>64</sup> Durch ethisch-religiöse Ausdrücke missbraucht man die Sprache, weil sie einen absoluten Wert auszudrücken versuchen. Diese Aufgabe durchzuführen, gelingt aber der sinnvollen Sprache nicht. Die Sprache kann, so Wittgenstein 1929, ausschließlich einen relativen Wert ausdrücken. Es ist nun für ethische und religiöse Ausdrücke charakteristisch, dass sie nur *prima facie* Gleichnisse zu sein *scheinen*: “All these expressions seem, *prima facie*, to be just similes.” (TS207, 8) Der anfänglich gleichnishafte Charakter solcher Ausdrücke erklärt sich aus einer gewissen Ähnlichkeit zwischen absoluten und relativen Redeweisen:

[W]hen we are using the word right in an ethical sense, although, what we mean, is not right in its trivial sense, it’s something similar, and when we say “this is a good fellow”, although the word good here doesn’t mean what it means in the sentence “this is a good football player” there seems to be some similarity. And when we say “this man’s life was valuable” we don’t mean it in the same sense in which we would speak of some valuable jewelry but there seems to be some sort of analogy. (TS207, 8)

<sup>64</sup> Wittgenstein legt hier implizit nahe, dass es auch weitere Formen des Sprachmissbrauchs geben kann: “Now I want to impress on you that *a* certain characteristic misuse of our language runs through all ethical and religious expressions.” (TS207, 7f) Uns. Hervorhebung.

Wittgenstein bemerkt, dass, wenn wir ein Wort wie „gut“ im ethischen Sinne verwenden, es eine gewisse Ähnlichkeit mit dem trivialen Sinne von „gut“ zu geben scheint, obwohl eben dieser triviale Sinn nicht gemeint wird (vgl. TS207, 8). Der scheinlichhafte Charakter der Sätze in der Religion und in der Ethik versteckt aber die richtige Natur derartiger Ausdrucksweisen. Ein Gleichnis, so Wittgenstein, muss ein Gleichnis für *etwas* sein. Mit dieser Stellungnahme hebt Wittgenstein einen Unterschied zwischen Gleichnis und Unsinn hervor und damit eine Methode, um sowohl Gleichnisse als auch Unsinn zu erkennen:

But a simile must be the simile for something. And if I can describe a fact by means of a simile I must also be able to drop the simile and to describe the facts without it. Now in our case as soon as we try to drop the simile and simply to state the facts which stand behind it, we find, that there are no such facts. And so, what at first appeared to be a  $\boxplus$  simile, now seems to be mere nonsense. — (TS207, 8)

Lässt eine gleichnishafte Ausdrucksweise die Paraphrase ihres Inhalts zu, dann handelt es sich dabei um ein echtes Gleichnis. Zeigt sich die Anwendung dieser Methode nicht möglich, ist man vor einem Scheingleichnis bzw. einem Gleichnis *prima facie*. Nur aber diese letzten Ausdrücke sind Unsinn. In der Tat legt die Paraphrasierungsmöglichkeit nahe, dass echte Gleichnisse Sinn haben können, denn es ist eben der Sinn, der paraphrasiert wird. Wittgenstein betont diese Punkte gegen Ende des Vortrags nochmals, wenn er schreibt: “I see now that these nonsensical expressions were not nonsensical because I had not yet found the correct expressions, but that their nonsensicality was their very essence.” (TS207, 10)

### 3.3.3 Gleichnis und Zeigen

Man kann die Methodik, die hinter Wittgensteins Gebrauch von Gleichnissen in der *Logisch-philosophischen Abhandlung* steckt, folgendermaßen erläutern: An der Stelle, wo keine Erklärung mehr möglich ist, wird etwas durch die Verwendung eines Gleichnisses *gezeigt*. Das, was gezeigt wird, ist eben die Grenze der Sprache bzw. das Aufhören der Erklärungen. Man kann dann sagen, Gleichnisse und Analogien kommen bei Wittgenstein vor, wenn die Erklärung eines Themas aufhört bzw. aufhören muss, weil – in seiner eigenen Terminologie – die Grenze der Sprache erreicht worden ist. Diese Position trägt zum Verständnis bei, inwiefern bei Wittgenstein „Gleichnis“ und „Bild“ verwandte Begriffe sind: Ein Gleichnis soll, genauso wie ein Bild, etwas zeigen. So wird im Fall der Bemerkung 4.063 durch die analogische Erläuterung des Wahrheitsbegriffs *gezeigt, wie* der Wahrheitsbegriff innerhalb der Abbildkonzeption der Sprache zu verstehen ist. Die Bemerkung 4.063 enthält somit keine Erklärung des Wahrheitsbegriffs, sondern nur seine bildliche Erläuterung.

Der Grund für die Verwendung eines Gleichnisses an jener Stelle hängt gleichfalls damit zusammen, dass in der *Logisch-philosophischen Abhandlung* keine Theorie der Wahrheit im herkömmlichen Sinne vertreten wird. Diese starke These lässt sich von mehreren Seiten begründen. Zunächst durch die Tatsache, dass die frühe Ausdrucksweise „Theorie der Wahrheit“, die in den “Notes on Logic” im Kontext dieser Bemerkung vorhanden ist, in der *Abhandlung* nicht übernommen wird. Wittgensteins Auffassung des Theoriebegriffs sowie des Wahrheitsbegriffs ist von den “Notes on Logic” hin zur *Logisch-philosophischen Abhandlung* präziser geworden. Er entscheidet sich hier für eine graphische Illustration des Wahrheitsbegriffs, die dem theoretischen Status der Wahrheit nicht verpflichtet ist. Diese analogische Erläuterung des Wahrheitsbegriffs hängt aber mit einem weiteren Aspekt zusammen, nämlich mit der Kritik des theoretisch-wissenschaftlichen Status der Philosophie. Hier gilt, was bereits für den Theoriebegriff und Wittgensteins Auffassung der Philosophie angedeutet wurde, nämlich, dass die Philosophie keine Lehre ist, sondern

eine Tätigkeit, die die logische Klärung der Gedanken anstrebt, es aber nicht Zweck des Philosophen ist, Theorien aufzustellen.

Man könnte den Einwand erheben, es sei in der *Logisch-philosophischen Abhandlung* neben dem Gleichnis in 4.063 doch eine nicht analogische Erklärung des Wahrheitsbegriffs vorhanden. Die Bemerkung 2.222 behauptet nämlich: „In der Übereinstimmung oder Nichtübereinstimmung seines Sinnes [des Bildes] mit der Wirklichkeit besteht seine Wahrheit oder Falschheit.“ Diese Erklärung des Wahrheitsbegriffs als Übereinstimmung bzw. Nichtübereinstimmung des Bildsinnes mit der Wirklichkeit ist mit aller Klarheit keine analogische Antwort auf die Frage, woraus die Wahrheit bestehe. Doch selbst diese Antwort beruht auf einer weiteren Analogie, nämlich dem Grundgleichnis der *Logisch-philosophischen Abhandlung*, nach dem der Satz ein Bild ist. Das Gleichnis des Satzes als Bild ist mit Wittgensteins Wahrheitsauffassung eng verbunden, wie folgende Bemerkungen aus dem Jahr 1914 zeigen:

Die Schwierigkeit vor meiner Theorie der logischen Abbildung war die, einen ~~bedeutende Beziehung~~ «Zusammenhang» zwischen einem ~~Complex von~~ «~~̄~~Bleistift» Strichen «~~̄~~den Zeichen» auf Papier & einem ~~beliebigen~~ Sachverhalt «~~̄~~draußen» in der Welt zu finden.

Ich sagte immer die Wahrheit ist eine Beziehung zwischen dem Satz & dem Sachverhalt konnte aber niemals eine solche Beziehung ausfindig machen. (MS101, 64rf)

Die Schwierigkeit, eine Wahrheitsbeziehung ausfindig zu machen, wird eben durch die logische Abbildkonzeption der Sprache beseitigt. Das heißt, dass diese Schwierigkeit nur *vor* der „Theorie der logischen Abbildung“ bestand. Diese Konzeption erläutert *gleichzeitig* den Wahrheitsbegriff, indem sie die Beziehung Satz-Welt erklärt, sodass es überflüssig wäre, dazu eine Wahrheitstheorie aufzubauen. In demselben Manuskriptband findet man einen Beleg für diese Ansicht. Wittgenstein erkennt hier, dass sich aus seiner Abbildkonzeption der Sprache unmittelbar das Wesen der Wahrheit ergeben *muss*:



Im Satz wird eine Welt probeweise zusammengestellt. (Wie wenn im Pariser Gerichtssaal ein Automobilunglück mit Puppen etc demonstriert dargestellt wird.

Daraus muß sich (wenn ich nicht blind wäre) sofort das Wesen der Wahrheit ergeben. Das Wesen der Wahrheit. (MS101, 28r)

Einige Tage vor diesen Bemerkungen finden sich einige Eintragungen, die den initialen Kontext für Wittgensteins Überlegungen des Wahrheitsbegriffs in der *Logisch-philosophischen Abhandlung* darstellen. Wittgenstein stellt hier die Frage: „wie ist eine Zuordnung von Relationen möglich“ als identisch mit dem „Wahrheits-Problem“. Seine Begründung dafür basiert auf der Feststellung, dass eine Zuordnung von Relationen nichts anders besagt als eine Zuordnung von Sachverhalten (vgl. MS101, 26r). An diesen Stellen sieht man noch deutlicher, dass Wittgensteins Behandlung des Wahrheitsbegriffs von Anfang an von einem weiteren philosophischen Problem abhängig war, nämlich dem einer Zuordnung von Relationen, wobei der Wahrheitsbegriff als eine Zuordnung zwischen Bild und Abgebildetem verstanden wird. Wittgenstein ist also der Meinung, dass seine Abbildkonzeption der Sprache „einen Aufschluss über das Wesen der Wahrheits-Beziehung“ gibt (MS101, 52). Und das muss in dem Sinne verstanden werden, dass keine weitere Theorie nötig ist, um den Wahrheitsbegriff extra zu erklären.

Aus diesen Bemerkungen geht letztendlich keine besondere Thematisierung des Wahrheitsbegriffs hervor. Wittgensteins Auffassung der logischen Abbildung durch die Sprache gilt gleichzeitig als eine Erläuterung des Begriffs der Wahrheit, nämlich als Übereinstimmung zwischen Bild und Wirklichkeit. Wittgensteins Gedanke, dass sich aus dieser Konzeption „sofort das Wesen der Wahrheit ergeben“ muss, zeigt, dass es innerhalb seiner Sprachauffassung kein *tertium* zwischen seiner Sprach- und Wahrheitskonzeption gibt. Die Abbild-

konzeption der Sprache bietet somit eine grundlegende Gelegenheit, um den Wahrheitsbegriff zu erläutern bzw. verschwinden zu lassen.<sup>65</sup>

Diese Ansicht setzt nun voraus, dass Begriffe in der *Logisch-philosophischen Abhandlung* einmal analogisch und einmal nicht analogisch behandelt werden. Das sollte aber nicht überraschen. Diese doppel-seitige Behandlung eines Begriffs wurde auch für die Darstellung des Satzbegriffs selbst festgestellt. Der Satz wird von Wittgenstein sowohl als Bild als auch als Wahrheitsfunktion charakterisiert, wobei die Auffassung des Satzes als Bild als eine analogische Erklärung gilt, die des Satzes als Wahrheitsfunktion dagegen nicht.

### 3.4 Gleichnisbegriff und figürliche Rede

Zu Beginn dieses Kapitels wurden zwei Bemerkungen der *Logisch-philosophischen Abhandlung* betrachtet, die einen Gebrauch des Bildbegriffs im Sinne von Gleichnis zeigen. Eine Charakterisierung des Gleichnisbegriffs blieb aber bis jetzt aus. Dieser Begriff, der wie schon angedeutet sehr wenig Aufmerksamkeit unter Wittgenstein-Forschern erregt, wird in der Zeit der Komposition des Materials für die *Abhandlung* mit der gewöhnlichen Konnotation einer Analogie verwendet. Diese Bedeutung von „Gleichnis“ stellt einen der Standardgebräuche dieses Begriffs in deutscher Sprache dar. Diesbezüglich findet man im *Wörterbuch* der Gebrüder Grimm folgende Definition:

---

<sup>65</sup> Ein weiterer Grund, der das Gleichnis der Bemerkung 4.063 erklärt, ist, dass darin Freges Auffassung der Wahrheit kritisiert wird. Frege selbst verwendet dieses Gleichnis in seinen *Grundgesetzen* und Wittgenstein kritisiert ihn mit seiner eigenen Formulierung. Michael Potter vertritt diese Meinung. Nach Potter wurde Wittgenstein dieses Gleichnis durch eine Analogie in Freges eigenem Werk suggeriert: “In *Grundgesetze* Frege had objected, against one formalist account of arithmetic, that it was like defining signs to be white if they belong to white objects. This is illegitimate because it only makes sense if we already know what the word ‘white’ means, in which case we are not free to define afresh what it is for a *sign* to be white. To make the point vivid, Frege noted that if the definition were in good order, we could make a black patch on a sheet of paper white by the simple device of agreeing to use it as a sign for a white sheet of paper.” (Potter 2011, 88f)

die bedeutung von gleichnis als einer vergleichenden oder bildlichen rede, die im gegenwärtigen sprachgebrauch vorherrscht, erscheint an einer stelle (s. u. 1) bereits im ahd., verbreitet erst im mhd. des späten 13. und des 14. jh. und drängt seit dem älternhd. die übrigen bedeutungen des wortes mehr und mehr zurück. so verschieden die formen des gleichnisses als einer figürlichen rede sein mögen, so liegt doch in jedem fall als maszgebende voraussetzung zugrunde, dasz zwischen zwei größen oder sinnzusammenhängen ein verhältnis der gleichheit besteht, das den akt der vergleichung ermöglicht. (Grimm 2002)

Die Auffassung der Gleichnisse als bildliche bzw. figürliche Rede stellt nun einige Fragen in Bezug auf die Rolle dieser Sprachmittel innerhalb der *Logisch-philosophischen Abhandlung*. Die nächsten Sektionen diskutieren diese Thematik kritisch.

### 3.4.1 Trennung zwischen bildlicher und eigentlicher Rede?

Die Figürlichkeit der Denkweise Wittgensteins, die sich anhand der Verwendung analogischer Sprachmittel offenbart, führt zur Annahme, dass, während eine bildliche Rede durch Gleichnisse ausgedrückt ist, eine direkte, nicht-analogische Redeweise nicht in diesem Stil ausgeführt wird. Eine solche Meinung vertritt z. B. Christian Erbacher in seinem Kirchberg-Beitrag aus dem Jahr 2009. Er charakterisiert den Bildgebrauch als Gleichnis in LPA 4.063 und das „lebende Bild“ in 4.0311 als „literarische Bilder“ bzw. als ein bildliches Sprechen und fragt nach der Beziehung eines solchen Bildes zu Wittgensteins Standardbildbegriff.<sup>66</sup> In seinen Worten: „Wittgenstein verwendet zur

<sup>66</sup> In einem früheren Beitrag erkennt Erbacher zutreffend in der Bemerkung 4.0311 eine Wendung im Gebrauch des Bildbegriffs: „Für die Frage, inwiefern im *Tractatus* durchgängig eine Theorie der isomorphen Repräsentation von Sinn formuliert wird, ist die Betrachtung einer Stelle aufschlussreich, in der von Bild nicht mehr im mathematischen Sinn gesprochen wird. Das „gewöhnliche Verständnis“ des Begriffs erscheint mit der Beschreibung der Verkettung von einfachen Zeichen zu Elementarsätzen.“ (Erbacher 2008, 83) Die hier gemeinte Stelle ist die Bemerkung 4.0311, in der Wittgenstein den Satz mit einem leben-

Erläuterung der Ganzheitlichkeit von Elementarsätzen also das, was gemeinhin als Vergleich, bildliches Sprechen oder literarisches Bild bezeichnet wird.“ (Erbacher 2009, 114) Seiner Ansicht nach sollten diese „literarischen Bilder“ von einer eigentlichen Rede in der *Logisch-philosophischen Abhandlung* getrennt werden: „Wittgenstein verwendet in der LPA zur Klärung durch Erläuterung literarische Bilder, die sich von einem eigentlichen begrifflich-theoretischen Text unterscheiden lassen.“ (Erbacher 2009, 116).

Mit „literarischen Bildern“ werden Analogien, Vergleiche, Metaphern, *i. e.* das, was in der vorliegenden Arbeit unter dem Gleichnisbegriff aufgefasst wird, gemeint. Die Ausdrucksweise „literarisches Bild“ soll jedoch kritisch betrachtet werden. Zunächst trifft zu, dass Sprachmittel wie Analogien, Vergleiche, etc. oft in literarischen Texten vorkommen. Dennoch gehören sie nicht ausschließlich der Literatur. Philosophische und wissenschaftliche Texte greifen genauso oft auf solche Mittel zurück. Wittgensteins Interesse konzentriert sich in der Tat auf die Rolle jener Art von Bildern innerhalb dieser letzten zwei Bereiche. Es ist eben in der Philosophie und der Wissenschaft, wo ein Gleichnis „irreführend“, „falsch“, „hinkend“, „tyrannisierend“, etc. sein kann. Diese Charakterisierungen der Gleichnisse hätten nun in literarischen Texten keine Gültigkeit, denn hier wäre es sozusagen sprachlich erlaubt, dass gewisse Analogien dem Leser in die Irre führen.

Aus seiner Unterscheidung dieser Sprachmittel von einem *eigentlichen*, nicht-bildlichem Text zieht Erbacher den Schluss, dass nicht alles Gesagte in Wittgensteins Frühwerk als bildliches Sprechen gelten

---

den Bild vergleicht. Wie diesem Zitat zu entnehmen ist, schließt Erbacher in dieser Bemerkung von den mathematischen und visuellen Sinn von „Bild“ nur den mathematischen Aspekt dieses Begriffs aus, da seiner Auffassung nach, die gewöhnliche graphisch-visuelle Bedeutung von „Bild“ in 4.0311 involviert ist. Im ersten Kapitel wurde jedoch gezeigt, dass der gezeichnete Charakter des Bildes, der in den Vorbereitungsphasen der *Abhandlung* deutlich war, in der Endversion des Buches nicht mehr vorkommt. Beruhend auf der Annahme in diesem zweiten Kapitel, dass der Ausdruck „lebendes Bild“ eine präzise Konnotation im Bereich des Theaters besitzt, sollte man nun an dieser Stelle ebenfalls den graphisch-visuellen Aspekt von „Bild“ in 4.0311 ausschließen.

soll (vgl. Erbacher 2009, 115). Dieser Unterschied ist nun eine Tatsache innerhalb der *Logisch-philosophischen Abhandlung*. Wie Erbacher selbst zutreffend bemerkt, gibt es eine „lexikalische Abhebungen vom Text“, die durch Wörter wie „wie“, „gleichsam“, „sozusagen“, etc. eine indirekte Form der Rede markieren (vgl. Erbacher 2009, 115f). Diesbezüglich sollte jedoch die eigentliche Frage sein, ob diese Trennung überhaupt als eine fixe Unterscheidung zu verstehen ist. Ist es z. B. möglich mit Sicherheit zu sagen, was in der *Logisch-philosophischen Abhandlung* bildlich und nicht bildlich ist? Was ist eigentlich die Beziehung und die Konsequenz für das Verständnis der *Abhandlung* zwischen diesen zwei Redeweisen? Folgende Sätze der *Abhandlung* illustrieren diese Schwierigkeiten. Es ist zunächst klar, dass bei einem Beispiel wie „Die Welt ist alles, was der Fall ist“ deutlich gesagt werden kann, es handelt sich dabei um einen Ausdruck in direkter Rede. Bei einem Fall wie „Die Sprache verkleidet den Gedanken“ müssten wir hingegen sagen, die Wörter dieser Ausdrucksweise werden figürlich gemeint.

Für solche Fälle kann man im Prinzip sagen, es sei eine Unterscheidung zwischen direkter und figürlicher Rede sinnvoll. Das dies in Wittgensteins Buch nicht immer ganz einfach zu bestimmen ist, kann man anhand folgender Bemerkungen zeigen: „Die Tatsachen im logischen Raum sind die Welt.“ Hier werden in derselben Bemerkung analogische („logischer Raum“) und nicht analogische („Tatsache“) Ausdrücke zusammen verwendet, um eine Charakterisierung der Welt zu geben. Dieser Satz bildet in der *Logisch-philosophischen Abhandlung* keinen Einzelfall. Zahlreiche Bemerkungen zeigen ein ähnliches Verfahren. Dabei sind andere bereits hingedeutete Fälle, wie die Definitionen der Satz- und Wahrheitsbegriffe, in denen für denselben Erklärungsbereich sowohl analogische als auch nicht-analogische Erklärungen gegeben werden, entscheidender. Solche Beispiele zeigen, dass in der *Logisch-philosophischen Abhandlung* diese zwei Redeweisen problemlos koexistieren können und, dass sie nicht unmittelbar getrennt verstanden werden sollten. Ein paradigmatischer Fall, mit dem diese Position illustriert werden kann, ist nochmals der des Satzes als Bild. Wenn man figürlich sagt, der Satz sei ein Bild, kann

man nicht einfach annehmen, dass das, was auf diesem Grundvergleich ruht, nicht figürlich gemeint sei und, dass, wenn man z. B. sagt: „Den Gegenständen entsprechen im Bilde die Elemente des Bildes“, man damit eine Aussage in direkter Rede hervorbringt. Wittgensteins Sprachauffassung in der *Abhandlung* ist ein kontinuierlicher Versuch die Grundanalogie des Satzes als Bild zu erweitern und es ist klar, dass, was auf dieser Analogie ruht, denselben analogischen Charakter besitzt wie jene Analogie selbst. Dieser Punkt wird in der Auffassung, die hier kritisiert wird, nicht deutlich genug dargestellt. In seiner Tabelle zur Klassifizierung der sog. „literarischen Bilder“ der *Abhandlung* kennzeichnet Erbacher z. B. als ein solches Bild den „Maßstab“ der Bemerkung 2.1512 (vgl. Erbacher 2009, 116). Was durch das „literarische Bild“ des „Maßstabs“ erklärt wird, ist der Begriff „Bild“ selbst, als ob dieser zweite Begriff kein bildliches Element wäre. Dasselbe Verfahren sieht man auch bei seiner Charakterisierung der Bemerkung 4.463, wo „fester Körper“ und „begrenzter Raum“ als bildliche Ausdrücke für die *eigentlichen* Begriffe „Satz“, „Bild“ und „Modell“ präsentiert werden. Dass selbst „Bild“ und „Modell“ bildliche Ausdrucksweise sind, wird hier übersehen.

Es lässt sich in folgedessen nicht so schnell entscheiden, ob bei Wittgenstein eine direkte Rede, abgesehen von ihrer lexikalischen Markierung im Text, trennbar und wesentlich unterscheidbar von der figürlichen Rede sein sollte. In der Tat lässt sich auch nicht feststellen, ob die tractarianische direkte Rede eine überwiegende Rolle im Vergleich zur figürlichen haben könnte. Was man jedoch mit Sicherheit sagen kann, ist, dass die figürliche Rede der *Logisch-philosophischen Abhandlung* ein anderes Ziel verfolgt als die direkte. Es entspricht einem rein philosophischen Ziel, nämlich dem des Zeigens.

### 3.4.2 Gleichnis und Bildhaftigkeit

Die expliziten Aussagen Wittgensteins über den Gleichnisbegriff in der Logisch-philosophischen Abhandlung sind nicht eindeutig. Es ist z. B. unklar, ob „Gleichnis“ in der Abhandlung im oben genannten figürlichen Sinne oder in einem technischen Sinne gebraucht

wird. In den folgenden Fällen scheint sich eine stärkere Bedeutung des Gleichnisbegriffs zu zeigen, die mit der gewöhnlichen Bedeutung von Gleichnis als Analogie nicht übereinstimmt:

- 4.012 Offenbar ist, daß wir einen Satz von der Form „aRb“ als Bild empfinden. Hier ist das Zeichen offenbar ein Gleichnis des Bezeichneten.
- 4.015 Die Möglichkeit aller Gleichnisse, der ganzen Bildhaftigkeit unsere Ausdrucksweise, ruht in der Logik der Abbildung.

Der erste hervorstechende Aspekt ist, dass sich diese zwei Bemerkungen auf der gleichen argumentativen Ebene befinden. Beide sind der Bemerkung 4.01 „Der Satz ist ein Bild der Wirklichkeit. Der Satz ist ein Modell der Wirklichkeit, so wie wir sie uns denken“ untergeordnet. Diese Stelle ist zugleich eine untergeordnete Bemerkung zu 4, „Der Gedanke ist der sinnvolle Satz.“ Graphisch dargestellt:

<p>4 Gedanke – sinnvoller Satz</p> <ul style="list-style-type: none"> <li>↳ 4.01 Satz ist ein Bild/Modell der Wirklichkeit           <ul style="list-style-type: none"> <li>↳ [...]</li> <li>↳ 4.012 Gleichnis des Bezeichneten               <ul style="list-style-type: none"> <li>↳ [...]</li> <li>↳ 4.015 Möglichkeit aller Gleichnisse                   <ul style="list-style-type: none"> <li>↳ [...]</li> </ul> </li> </ul> </li> </ul> </li> </ul>
---

Tabelle 4: Graphische Darstellung Sektion 4 im MS104

In dieser Sektion stellt sich heraus, dass Wittgenstein versucht die Bildhaftigkeit der Sprache mit seiner Abbildkonzeption in Verbindung zu bringen. Die erste Bemerkung dieser Sektion (4.011) setzt sich mit dem Einwand, der Satz scheint kein Bild der Wirklichkeit zu sein, auseinander. Wittgenstein artikuliert eine Antwort darauf, indem er als Gegenbeispiel den Vergleich mit der Noten- und mit der Buchstabenschrift, die sich auf den ersten Blick auch nicht als Bilder der Musik bzw. der Lautsprache begreifen lassen, anführt. Diese Zeichensprachen lassen sich – so Wittgenstein – als Bilder im gewöhnlichen Sinne verstehen. Diese Ansicht ist jedoch problematisch. Zunächst ist unklar, inwiefern Zeichen in Notenschrift als

Bilder im gewöhnlichen Sinne verstanden werden könnten. Wenn man z. B. eine Partitur betrachtet, stellt sich die Frage, inwiefern die Zeichen „♩“, „♪“, etc. im gewöhnlichen Sinne Bilder eines Musikstücks sein können. Dies ist natürlich nicht der gleiche Fall, wie wenn man von einem Portrait sagt, es sei das Bild von jemandem. Die Notenschrift ist eine aus willkürlichen Zeichen entstandene schriftliche Repräsentation der Musik, während bei einem Portrait nicht alles willkürlich sein kann. Diese Überlegung gilt ebenfalls für den Fall der Buchstabenschrift, denn die Zeichen sind darin ebenso eine willkürliche Bestimmung dessen, was sie darstellen sollen. Sie bilden logisch ab, was sie repräsentieren wollen, wie Wittgenstein in 4.013 sagt, jedoch nicht wie Bilder im gewöhnlichen Sinne.

Die zweite Bemerkung dieser Sektion (4.012), in der erstmals der Gleichnisbegriff in der Abhandlung vorkommt, versucht die Idee, nach der ein Satz ein Bild ist, dadurch zu rechtfertigen, dass es offenbar ist, dass ein Satz als Bild empfunden wird. Wittgenstein denkt hier etwa an Sätze wie „auf dem Tisch steht eine Lampe“, die auch visuell bzw. graphisch dargestellt werden können. Dass aber nicht jeder Satz so repräsentiert werden kann, bildet einen übersehenen Aspekt der Sprache in der Logisch-philosophischen Abhandlung, über den erst später Klarheit gewonnen wird. In den Philosophischen Untersuchungen wird in Form einer Kritik an sein erstes Werk der Einwand artikuliert, dass ein Satz wie „Es verhält sich so und so“, mit dem Wittgenstein das Wesen des Satzes erklären wollte, selbst ein Satz, und zwar ein deutscher Satz ist. Im Fall dieses Satzes wäre aber unsinnig zu sagen, er stimme mit der Wirklichkeit (oder nicht) überein (vgl. TS227a, §134). Wenn es nun unsinnig ist, über diesen Satz zu sagen, er stimme oder stimme nicht mit der Wirklichkeit überein, so ist klar, dass dieser Satz kein Bild der Wirklichkeit sein kann, und auch kein Bild im gewöhnlichen Sinne. Es ist also nicht möglich, sich von diesem Satz eine graphisch-visuelle Repräsentation zu machen.



Wenn nun der Ausdruck „aRb“ für einen Satz steht, so steht das von ihm Bezeichnete für einen Sachverhalt.<sup>67</sup> Dies impliziert, dass in dieser Bemerkung nichts anderes als eine alternative Formulierung für die Abbildauffassung der Sprache involviert ist. Das Zeichen „aRb“ ist als logisches Bild ein Gleichnis des Bezeichneten, womit hier „Gleichnis“ als Synonym für logisches Bild gebraucht wird. Wird an dieser Stelle die Gleichsetzung bzw. Synonymität zwischen logischen Modellen (Bildern) und Gleichnissen nicht beachtet, so könnte man irrtümlicherweise zur Ansicht kommen, dass Gleichnisse im gewöhnlichen Sinne (i. e. als Analogien) auch logische Modelle sind. Diese Schlussfolgerung würde eine noch stärkere Konsequenz ergeben: Wenn die Beziehung zwischen Zeichen und Bezeichnetem auf einer Gleichnisauffassung beruhen soll, setzt man damit zwischen analogen Sprachmitteln und ihren Bezeichneten eine Ähnlichkeitsbeziehung voraus. Wittgenstein insistiert hingegen von Anfang an darauf, dass zwischen Zeichen und Bezeichnetem eine logische Beziehung besteht. So an dieser Stelle aus dem Jahr 1914:

Die «Logische» Identität [a|v]on Zeichen & Bezeichnetem besteht darin daß man im Zeichen nicht mehr & nicht weniger  $\Leftrightarrow$  w[er] |i| edererkennen darf als im Bezeichneten.

/ Wären Zeichen & Bezeichnetes nicht ihrem vollen logischen Inhalte nach identisch dann müßte es noch etwas fundamentaleres geben als die Logik. (MS101, 18r)

Der Bemerkung 4.012 liegt der Versuch zugrunde, die tractarianische Logik auf weitere Bereiche der Sprache, die die Bedingungen der sinnvollen Sprache im Prinzip nicht erfüllen, anwenden zu wollen. Konkret sieht man an dieser Stelle, dass Wittgenstein die Sprachlogik der Abhandlung zu Gleichnissen zu erweitern versucht, indem die Grundbeziehung zwischen Zeichen und Bezeichnetem mit einer Gleichnisbeziehung identifiziert wird. Dieses Projekt wird in der

<sup>67</sup> Dieser Punkt war im MS102 viel deutlicher dargestellt. Wittgenstein schreibt dort: „daß wir den Elementarsatz als das Bild eines Sachverhalts empfinden“ (MS102, 12r).

zweiten Bemerkung zum Gleichnisbegriff in der Logisch-philosophischen Abhandlung (4.015), in der auf Basis aller Gleichnisse – und Wittgenstein betont: „der ganzen Bildhaftigkeit unserer Ausdrucksweise“ – die Logik der Abbildung behauptet wird, deutlich festgelegt:<sup>68</sup>

4.014 Die Grammophonplatte, der musikalische Gedanke, die Notenschrift, die Schallwellen, stehen alle in jener abbildenden internen Beziehung zueinander, die zwischen Sprache und Welt besteht.

Ihnen allen ist der logische Bau gemeinsam.

(Wie im Märchen die zwei Jünglinge, ihre zwei Pferde und ihre Lilien. Sie sind alle in gewissem Sinne Eins.)<sup>69</sup>

4.0141 Daß es eine allgemeine Regel gibt, durch die der Musiker aus der Partitur die Symphonie entnehmen kann, durch welche man aus der Linie auf der Grammophonplatte die Symphonie und nach der ersten Regel wieder die Partitur ableiten kann, darin besteht eben die innere Ähnlichkeit dieser scheinbar so ganz verschiedenen Gebilde. Und jene Regel ist das Gesetz der Projektion, welches die Symphonie in die Notensprache projiziert. Sie ist die Regel der Übersetzung der Notensprache in die Sprache der Grammophonplatte.

Die erste Bemerkung enthält die Ansicht Wittgensteins, dass alle Instanzen, in denen ein Musikstück eine Form annehmen kann, durch eine abbildende interne Beziehung wie diejenige, die es zwischen Satz und Welt gibt, zu erklären sind und situiert dementsprechend die folgenden Beziehungen auf dem gleichen Niveau und zwar als Abbildungen oder Projektionen:

<sup>68</sup> In 4.015 wird mit „Bildhaftigkeit“ nicht nur die tractarianische figurative Sprache gemeint, sondern alle anderen Formen von Bildhaftigkeit. An dieser Stelle kommt „Gleichnis“ als übergeordneter Begriff vor, der alle Bildhaftigkeiten umfasst, darunter auch diejenige der logisch abbildenden Sprache.

<sup>69</sup> Es handelt sich dabei um das Märchen „Die Goldkinder“ (Grimm 1985, 369–374).

Aus	Durch	Projektion
Partitur (Notensprache)	→ Gesetz der Projektion →	Symphonie
Grammophonplatte	→ Gesetz der Projektion →	Symphonie
Symphonie	→ Gesetz der Projektion →	Partitur
Notensprache (Partitur)	→ Gesetz der Projektion →	Grammophonplatte

Tabelle 5: Gesetz der Projektion in der Musik

Während seine Auffassung der Abbildung ohne weitere Probleme die Ableitung der Symphonie aus der Partitur erklären kann, kann man aber im Falle der Symphonie nicht sagen, sie sei ein Bild der Linie auf der Grammophonplatte. Korrekt wäre es zu sagen, sie sei vielmehr ihre Wiedergabe. Hier wirkt in der Tat ein physikalischer und kein logischer Prozess mit. Dieselbe Kritik gilt auch für den Fall der „Übersetzung“ von der Notensprache in die Sprache der Grammophonplatte, in der auch ein physikalischer Prozess zwischen der Symphonie (Schall) und des audiosensiblen Materials der Grammophonplatte interveniert.

#### 3.4.2.1 Eine doppeldeutige Bildhaftigkeit

Wie man sieht, ist der Versuch, Gleichnisse mit der in der Logisch-philosophischen Abhandlung charakterisierten sinnvollen Sprache zu identifizieren, misslungen. Wird „Gleichnis“ als Synonym für logische Bilder gebraucht, so ist es eindeutig zu verstehen, dass die Möglichkeit von so verstandenen Gleichnissen auf der Logik der Abbildung beruht, wie dieses Prinzip in 4.015 lautet. Das impliziert aber nicht, dass Gleichnisse im gewöhnlichen Sinne auch als logische Bilder gelten können. Da sich Gleichnisse im gewöhnlichen Sinne nicht auf die Welt beziehen, wie die Bedingung für die sinnvolle Sprache in der *Logisch-philosophischen* Abhandlung voraussetzt, können sie daher letzten Endes nicht auf der Logik der Abbildung ruhen.

Das Problem einer richtigen Einordnung des Gleichnisbegriffs in eine logische oder analogische Auffassung ist im englischen Korrektorexemplar der *Logisch-philosophischen Abhandlung* deutlich zu sehen. Wittgensteins handschriftliche Korrektur bietet eine interessante Gelegenheit, um Klarheit über seine Auffassung des Gleichnisbegriffs zu gewinnen. An den Bemerkungen 4.013 und 4.015 dieses Typoskripts übersetzt Ogden jeweils das deutsche Wort „Bildhaftigkeit“ als „pictorial nature“. Wittgenstein zeigt sich einverstanden mit dieser Übersetzung für den Fall der Bemerkung 4.013, denn sie wird nicht korrigiert, im Gegensatz zu 4.015, bei der er das englische Wort „imagery“ vorschlägt (siehe Graßhoff und Lampert 2004, 336). In einem im Zusammenhang mit dieser Korrektur entstandenen Brief an Ogden, insistiert Wittgenstein mit seinem Vorschlag:

4.015 Here instead of likenesses the plural form of “simile” would – I think – be better. This prop. in english seems to me very awkward and unclear but I can’t mend it. Would it perhaps be better to put instead of “...of the whole pictorial nature...” “of all the imagery of our language”? (23.4.1922)

Es ist jedenfalls deutlich, dass 1922 zwei Auffassungen der „Bildhaftigkeit“ vorhanden sind, einerseits als logische Bildhaftigkeit („pictorial nature“) und andererseits als „imagery“, wobei nur die erste den logisch-abbildenden Eigenschaften der Sprache entspricht. Im Englischen hebt das Wort *imagery* eine Art Sprache hervor, die nicht mit der tractarianischen abbildenden Sprache identifiziert werden darf.<sup>70</sup> Weitere Verwendungen des Wortes *imagery* im *Nachlass* bestätigen seine nicht logisch-abbildende Konnotation. „*Imagery*“ steht z. B. für die Einbildung hypothetischer Fälle.<sup>71</sup> Dieses Schwanken in

<sup>70</sup> In einem Oxford-Wörterbuch findet sich folgende Definition dieses Begriffs: “visually descriptive or figurative language, especially in a literary work.” <http://oxforddictionaries.com/definition/english>

<sup>71</sup> So z. B. im sog. “Blauen Buch”: “Consider this argument: “How can we wish that this paper were red if it isn’t red? Doesn’t this mean that I wish that which doesn’t exist at all? Therefore my wish can only contain something similar to the paper’s being red. Oughtn’t we therefore to use a different word instead of ‘red’ when we talk of wishing that something were red? The imagery of the wish surely shows us something less definite, something hazier, than the reality of the paper being red.” (D309, 100f)

der Auffassung der tractarianischen Bildhaftigkeit der Sprache kann gut an dem Versuch liegen, andere Formen von Sprache unter der logisch-abbildenden erfassen zu wollen. Dieser Versuch impliziert Folgendes: Erstens die Anerkennung von anderen Formen von Sprache außer einer logisch-abbildenden und zweitens die Reduzierung dieser anderen Sprachformen zur logisch-abbildenden.

Die Doppeldeutigkeit der tractarianischen Bildhaftigkeit bestätigt sich an weiteren Stellen im *Nachlass*. Im MS114ii, 152f findet man z. B. die logische Bildhaftigkeit der *Logisch-philosophischen* Abhandlung, diesmal aber kritisch betrachtet:

v ~~Was macht uns glauben~~ Statt « $\bar{}$ Harmonie,» Übereinstimmung der «von» Gedanken mit der «&» Wirklichkeit könnte man hier ruhig sagen: Bildhaftigkeit der Gedanken. Ist aber die Bildhaftigkeit eine Übereinstimmung? In der Abhandlung hatte ich so etwas gesagt wie: sie ist eine Übereinstimmung der Form. Das ist aber irreführend. Alles

Alles kann ein Bild von allem sein: wenn wir den Begriff des Bildes entsprechend ausdehnen. Und sonst müssen wir eben sagen «erklären», was wir ein Bild von etwas nennen, & damit auch, was wir noch die Übereinstimmung der Bildhaftigkeit, die Übereinstimmung der Formen nennen wollen. [...]

Im MS115, 171f wird die analogische Bildhaftigkeit im Kontext einer Analyse von irreführenden Fragen explizit in Verbindung mit Gleichnissen und Analogien gebracht:

[...] [u | U]nserer Sprache läßt eben Fragen zu, «zu denen es keine Antwort gibt.» & «Und» «sie» verleitet uns zu ihnen durch ihre «die» Bildhaftigkeit des Ausdrucks diese Fragen zu stellen: durch die Bildhaftigkeit des Ausdrucks. Eine Analogie ~~nimmt~~ «hat» unser Denken gefangen & zieht es «genommen & schleppt es unwiderstehlich» mit sich fort. [...] <sup>72</sup>

<sup>72</sup> Zu bemerken ist am Ende dieses Zitats die Formulierung „Eine Analogie ~~nimmt~~ «hat» unser Denken gefangen & zieht es «genommen.“ In den *Philosophischen*

### 3.4.3 Gleichnis und Wahrheit

Neben den zwei gerade diskutierten Bemerkungen 4.012 und 4.015, gibt es in der *Logisch-philosophischen Abhandlung* auch folgende Stelle, in der der Gleichnisbegriff vorkommt:

- 5.5563 Alle Sätze unserer Umgangssprache sind tatsächlich, so wie sie sind, logisch vollkommen geordnet. — Jenes Einfachste, was wir hier angeben sollen, ist nicht ein Gleichnis der Wahrheit, sondern die volle Wahrheit selbst.  
(Unsere Probleme sind nicht abstrakt, sondern vielleicht die konkretesten, die es gibt.)

Eine frühere Fassung dieser Bemerkung ist in den erhaltenen vortractarianischen Manuskriptbänden nicht vorhanden, sodass in diesem Fall ein Vergleich mit ihrem ursprünglichen Kontext nicht möglich ist. Ohne diese Möglichkeit ist diese Bemerkung der Abhandlung sehr schwer verständlich, denn sie enthält durch den Ausdruck „jenes Einfachste“ einen Hinweis auf eine unbestimmte, im Buch nicht übernommene Stelle. Höchstwahrscheinlich handelt es sich bei den drei Sub-Sektionen dieser Bemerkung um Einfügungen bzw. um eine Zusammensetzung von drei separaten Bemerkungen in eine einzige. Das lässt sich durch den Gebrauch des Gedankenstrichs und der Klammer behaupten.<sup>73</sup>

---

*Untersuchungen* (§115) wird das heißen: „Ein *Bild* hielt uns gefangen.“ Wittgenstein hatte in den Dreißigerjahren anscheinend vor, die Bildhaftigkeit der Sprache aus neuen Perspektiven systematisch zu betrachten. Im TS213, 198v (Rückseite handschriftlich geschrieben) findet sich folgende Notiz: „Zusammenhang der Grammatik mit der Bildhaftigkeit der «einer» Sprache.“

<sup>73</sup> Dieses Verfahren lässt sich in der Tat für mehrere Bemerkungen der Abhandlung nachweisen. Für den Fall von Klammerbemerkung siehe die Einleitung. Im Fall des sog. Gedankenstriches gibt es in der *Abhandlung* drei gut differenzierbare Verwendungen dieses Zeichens. Einerseits wird es mit der Funktion einer Klammer oder eines Kommas, z. B. als Ergänzung einer Idee, wie in den Bemerkungen 2.17: „Was das Bild mit der Wirklichkeit gemein haben muß, um sie auf seine Art und Weise – richtig oder falsch – abbilden zu können, ist seine Form der Abbildung“, oder für das Schreiben von Nebensätzen, wie in 2.0233: „Zwei Gegenstände von der gleichen logischen Form sind – abgesehen von ihren externen Eigenschaften – von einander nur dadurch unterschieden, daß sie verschieden sind“, verwendet. Neben diesen Verwendungsweisen des

Im MS102 befindet sich ein guter Hinweis, der die Referenz des Ausdrucks „jenes Einfachste“ erklären könnte. Wittgenstein schreibt dort: „Unser Einfaches ist: das einfachste was wir kennen. — Das Einfachste zu dem unsere Analyse vordringen kann — es braucht nur als Urbild, als Variable in unseren Sätzen zu erscheinen — dies ist das Einfache welches wir meinen und suchen.“ (92r) Wenn man in diesem Kontext die Referenz für „jenes Einfachste“ in der Bemerkung 5.5563 interpretiert, so lässt sich sagen, es bezieht sich „jenes Einfachste“ auf ein Urbild. Solche Urbilder entsprechen beispielsweise einem Satz oder einem Ding (vgl. LPA 5.5351). Es wären also diese Elemente, von denen man nicht sagen könnte, sie seien Gleichnisse, sondern entsprechen der vollen Wahrheit selbst. Das heißt

---

Gedankenstrichs, die dem üblichen Gebrauch im Deutschen entsprechen, lässt sich jedoch noch eine überwiegendere Verwendung dieses Zeichens in Wittgensteins Buch feststellen. Wittgenstein gebraucht sehr idiosynkratisch den Gedankenstrich, nämlich für ganze Bemerkungen bzw. Subbemerkungen. In diesem Fall, der allerdings nicht ganz systematisch wie der der Klammerbemerkungen durchgeführt wird, steckt jedoch die gleiche Art von Markierung des Bearbeitungsprozesses eines Textes. Durch die folgenden Fälle kann man diese Prozedur belegen: Die Bemerkung 5.4731: „Das Einleuchten, von dem Russell so viel sprach, kann nur dadurch in der Logik entbehrlich werden, daß die Sprache selbst jeden logischen Fehler verhindert. — Daß die Logik *a priori* ist, besteht darin, daß nicht unlogisch gedacht werden kann.“, sah im sog. Prototractatus folgendermaßen aus: „5.30631 Das Einleuchten, von dem Russell so viel sprach, kann nur dadurch in der Logik entbehrlich werden, daß die Sprache selbst jeden logischen Fehler verhindert. — Die Apriorizität der Logik besteht darin, daß nicht unlogisch gedacht werden kann.“ Der Strich zu Beginn der zweiten Sektion dieser Bemerkung markiert eine Späteinfügung zur ursprünglichen Formulierung im MS101, in dem sie folgendermaßen lautet: „Das „Einleuchten“ von dem Russell so viel sprach kann nur dadurch in der Logik entbehrlich werden daß die Sprache selbst jeden logischen Fehler verhindert. Und es ist klar daß jenes „Einleuchten“ immer gänzlich trügerisch ist & war.“ (21r) Der letzte Teil dieser Bemerkung wurde im sog. Prototractatus weggelassen und an seiner Stelle die Strichbemerkung hinzugefügt. Ein weiteres Beispiel ist die Bemerkung 6.31: „Das sogenannte Gesetz der Induktion kann jedenfalls kein logisches Gesetz sein, denn es ist offenbar ein sinnvoller Satz. — Und darum kann es auch kein Gesetz *a priori* sein.“ Diese Bemerkung findet sich im sog. Prototractatus ebenso mit dem Strich: „+6\*12112 Das sogenannte Gesetz der Induction kann jedenfalls kein logisches Gesetz sein, denn es ist offenbar ein sinnvoller Satz. — Und darum kann es auch kein Gesetz *a priori* sein.“ Jedoch ohne den Strich im MS102, 84r, in dem der Teil der Bemerkung mit dem Strich fehlt: „Das sogenannte Gesetz der Induktion kann jedenfalls kein logisches Gesetz sein, denn es ist offenbar ein [s|S]atz.“

nun, dass die Begriffe des Satzes und des Dinges nicht als darstellende Elemente verstanden werden sollten. Kommen diese Begriffe in einem Satz vor, so ergeben sich unsinnige Ausdrücke. Diesen Punkt äußert Wittgenstein in der oben angedeuteten Bemerkung 5.5351 in Verbindung mit einer Kritik an Russell:

5.5351 Es gibt gewisse Fälle, wo man in Versuchung gerät, Ausdrücke von der Form „ $a = a$ “ oder „ $p \text{ C } p$ “ u. dgl. zu benutzen. Und zwar geschieht dies, wenn man von dem Urbild: Satz, Ding, etc. reden möchte. So hat Russell in den „*Principles of Mathematics*“ den Unsinn „ $p$  ist ein Satz“ in Symbolen durch „ $p \text{ C } p$ “ wiedergegeben und als Hypothese vor gewisse Sätze gestellt, damit deren Argumentstellen nur von Sätzen besetzt werden könnten.

(Es ist schon darum Unsinn, die Hypothese  $p \text{ C } p$  vor einen Satz zu stellen, um ihm Argumente der richtigen Form zu sichern, weil die Hypothese für einen Nicht-Satz als Argument nicht falsch, sondern unsinnig wird, und weil der Satz selbst durch die unrichtige Gattung von Argumenten unsinnig wird, also sich selbst ebenso gut, oder so schlecht, vor den unrechten Argumenten bewahrt, wie die zu diesem Zweck angehängte sinnlose Hypothese.)

Pirmin Stekeler-Weithofer interpretiert die Bemerkung 5.5563 als ein Hinweis auf den Grundirrtum der Logisch-philosophischen Abhandlung. Seiner Ansicht nach „beschreibt [Wittgensteins Buch] eben nicht unseren Umgang mit der Sprache, sondern entwirft bloß ein ‘Gleichnis’, eine ideale Beziehung zwischen einer ‘idealen’ (oder: ‘ideal analysierten’) Sprache und der durch sie (angeblich) konstruierten ‘Welt’“ (Stekeler-Weithofer 1986, 180). Das Problem mit dieser Interpretation ist, dass Wittgenstein seine philosophische Auffassung in der *Logisch-philosophischen* Abhandlung nicht als bloßes Gleichnis begreift, sondern als eine Art volle Wahrheit, wie er im Vorwort schreibt: „Dagegen scheint mir die Wahrheit der hier mitgeteilten Gedanken unantastbar und definitiv.“ Was sich hier zweifellos feststellen lässt, ist, dass der Gleichnisbegriff im Ausdruck



„ein Gleichnis der Wahrheit“ durch den Vergleich mit einer „vollen Wahrheit“ eine negative Konnotation enthält. So versteht sich „ein Gleichnis der Wahrheit“ gegenüber der „vollen Wahrheit selbst“ sozusagen nur als eine Teilwahrheit. Ebenso kann man feststellen, dass es sich dabei nicht um Wahrheit im logischen Sinne bzw. um Übereinstimmung mit der Wirklichkeit handelt, sondern um einen verbreiteten Gebrauch dieses Wortes. Es geht hier um den gleichen Gebrauch des Wortes Wahrheit, den man bereits im ersten Kriegstagebuch feststellen kann, wenn Wittgenstein schreibt: „Wenn man sich vor der Wahrheit fürchtet (wie ich jetzt) so ahnt man nie die volle [w|W]ahrheit.“ (MS101, 46r)<sup>74</sup> In der *Logisch-philosophischen* Abhandlung wiederholt sich diese nicht logische Variante des Wahrheitsbegriffs in der oben zitierten Stelle aus dem Vorwort, in dem Wittgenstein die Wahrheit seiner Gedanken als unantastbar und definitiv betrachtet und in der Bemerkung 5.62, in der auch der Solipsismus eine Wahrheit genannt wird.<sup>75</sup>

<sup>74</sup> Weitere Kontexte im *Nachlass*, in denen der Ausdruck „volle Wahrheit“ gebraucht wird, bestätigen sowohl eine nicht-logische Verwendung des Wahrheitsbegriffs als auch die negative Konnotation dieses Ausdrucks. Z. B.: „\ (Der [S|s]chwierigste «schwerste») Standpunkt in der Logik ist der des gesunden Menschenverstandes.) Denn er verlangt zur Rechtfertigung seiner Meinung die volle Wahrheit & hilft uns nicht durch die geringste Konzession (oder Konstruktion).“ (MS109, 151). Siehe auch MS137, 44a: „J Einer kann sich auch verstellen, indem er die volle Wahrheit spricht, von der er aber weiß, daß sie der Andre mißversteht.“

<sup>75</sup> Eine weitere Möglichkeit ist die Interpretation dieser Stelle als eine Anspielung auf die Bemerkung 4.063, in der ein Bild bzw. Gleichnis zur Erläuterung des Wahrheitsbegriffs dargeboten wird. Folgt man diesem Weg, so wäre das Gleichnis zum Wahrheitsbegriff in 4.063 als reine Abstraktion zu betrachten, die dem tractarianischen Standard der vollen Wahrheit selbst nicht entsprechen kann. Dies würde nochmals zeigen, dass im Fall des Wahrheitsbegriffs diese gesuchte volle Wahrheit selbst nicht angegeben werden kann.

### 3.4.4 Analogie und Philosophie

Der *Nachlass*-Manuskriptband 102, in dem erstmals die Bildhaftigkeit der Sprache, zumindest mit dieser Bezeichnung, thematisiert wird, weist eine mehr oder weniger konstante Beschäftigung mit analogen Aspekten der Sprache auf. Als Erstes stellt man in diesem Tagebuch fest, dass Wittgensteins initiale Annäherung an die Auffassung des Verhältnisses zwischen Satz und Beschreibung durch eine Analogie bestimmt ist:

/ Analogie zwischen Satz & Beschreibung:  $\boxminus$  Der Complex welcher mit diesem Zeichen congruent ist. (genau so in der graphischen Darstellung.

Nur kann man eben nicht sagen dieser Complex ist mit jenem congruent (oder dergleichen) sondern dies zeigt sich. Und daher nimmt auch die Beschreibung einen anderen Charakter an. (MS102, 5rf)

Die Analogie des Satzes *als* Beschreibung wurde erst im MS101 erfasst. Wittgenstein schreibt dort: „Der Satz muß zeigen was er sagen will. — Er muß sich zu seiner Bedeutung *ähnlich* verhalten *wie* eine Beschreibung zu ihrem Gegenstand [...]“ (MS101, 67r; uns. Hervorhebung). Dieser Vergleich findet sich später im MS102 auch in einer Variante in direkter Rede: „Der Satz ist eben nur die Beschreibung eines Sachverhalts. (Aber das ist alles noch an der Oberfläche)“ (MS102, 33r). Dieser Versuch einer Charakterisierung des Satzes in direkter Rede kommt jedoch in Verbindung mit der Anerkennung, dass dies noch keine relevante Feststellung zur Bestimmung der wesentlichen Natur des Satzes darstellt. Wittgenstein lässt hier seine Unzufriedenheit mit dieser Auffassung bzw. mit dieser Formulierung klar erkennen, indem er sie als oberflächlich kennzeichnet. Inwiefern ist aber diese Aussage eine oberflächliche Auffassung? Es liegt nahe, dass hinter dieser Betrachtungsweise die Tatsache steckt, dass es Wittgenstein nicht gelingt, sich vom analogen Charakter seiner Gedanken zu trennen. Eine Analogie der Beziehung zwischen Satz und Beschreibung wäre noch keine richtige Auffassung dieser Beziehung. Die Suche nach einer wesentlichen Eigenschaft des Satzes, Wittgen-

steins Ziel in seinem frühen philosophischen Projekt, findet also in dieser Analogie noch kein sicheres Fundament.

Dass der analogische Charakter Wittgensteins Ausdrucksweise in dieser Phase der Entwicklung der Philosophie der *Logisch-philosophischen* Abhandlung ein wichtiges Problem darstellt, wird wieder im MS102 ersichtlich. Wittgenstein findet hier eine Rechtfertigung, die im Fall der Beziehung zwischen Satz und Beschreibung die analogische Annäherung an diese Thematik legitimiert: „Der Vergleich zwischen Satz & Beschreibung ist rein logisch und muß daher weiter geführt werden.“ (MS102, 62r)<sup>76</sup> Inwiefern ein Vergleich dennoch „rein logisch“ sein kann, verrät er uns aber nicht. Wichtig ist jedoch zu bemerken, dass an dieser Stelle ein Unterschied zwischen einer analogischen und einer logischen Erklärung erkannt wird.<sup>77</sup> Wenn *dieser* Vergleich rein logisch ist, dann wäre anzunehmen, dass es auch Vergleiche gibt, die nicht rein logisch sind. Letztere kommen für Wittgensteins frühes philosophisches Projekt nicht infrage, während die Ersten mit Recht weiter geführt werden dürfen.

Dieselbe Art von Schwierigkeit mit dem figürlichen Charakter seiner Gedanken findet sich im MS102 auch in Bezug auf die Auffassung des logischen Ortes. Wittgenstein betrachtet hier den Fall eines wahren Satzes „ $\varphi(a)$ “ und fragt dazu: „Was heißt es zu sagen  $\sim\varphi a$  ist möglich? ( $\varphi a$  ist selber gleichbedeutend mit  $\sim(\sim\varphi a)$ )“ Seine Antwort beruht auf der Auffassung des logischen Ortes. Nur wie soll dieser Ort verstanden werden? Wittgenstein schreibt: „Es handelt sich da

<sup>76</sup> Wiederum sieht man hier, indem sich Wittgenstein deutlich auf den „Vergleich“ zwischen Satz und Beschreibung bezieht, dass er sich mit voller Bewusstheit von der Figürlichkeit seiner Gedanken ausdrückt.

<sup>77</sup> In der *Abhandlung* 4.023 heißt diese Analogie: „[...] Der Satz ist die Beschreibung eines Sachverhaltes. Wie die Beschreibung einen Gegenstand nach seinen externen Eigenschaften, so beschreibt der Satz die Wirklichkeit nach ihren internen Eigenschaften [...].“ Hier wird diese Auffassung nicht explizit als Analogie behandelt, doch die Wörter in dieser Formulierung betonen trotzdem den Vergleichscharakter dieser Auffassung: „*Wie* die Beschreibung [...], *so* beschreibt der Satz [...].“ Eine Konsequenz dieser Feststellung ist, dass die Bemerkung 5.4711 „Das Wesen des Satzes angeben, heißt, das Wesen aller Beschreibung angeben, also das Wesen der Welt“ auch als eine Analogie verstanden werden sollte.

immer nur um die Existenz des logischen Ort's. Was — zum Teufel — ist aber dieser „logische Ort“!?“ (MS102, 34r) Dieser logische Ort, der bei Wittgenstein eine gewisse Aufregung verursacht, ist eine Metapher.<sup>78</sup> Die Beruhigung kommt hier wieder durch eine logische

Ansicht des Problems: „Der Satz & die logischen Koordinaten: das ist der logische Ort.“ (MS102, 35r) Ebenso verhält es sich in Bezug auf den projektiven Charakter des Satzes: „Das Bild muß nun wieder seinen Schatten auf  $\langle \Rightarrow \rangle$  die Welt werfen“ (MS102, 22r). Wittgensteins Unzufriedenheit mit dieser Formulierung lässt sich kaum zehn Seiten später im Manuskript wahrnehmen. Auf Seite 33r schreibt er zu dieser Analogie: „Jener Schatten ~~den~~  $\square$  welchen das Bild gleichsam auf die Welt wirft: Wie soll ich ihn exakt fassen? Hier ist ein tiefes Geheimnis.“

Diese Beispiele belegen den Prozess, durch den ursprünglich unbefriedigende Analogien durch Umformulierungen in einer nicht analogischen Redeweise ausgedrückt werden. Das deutet im Prinzip darauf hin, dass in dieser anfänglichen Phase der Philosophie der Abhandlung das Ausschließen einer figürlichen Sprache zugrunde liegen würde. Dafür spricht der Versuch, zumindest in den letzten Beispielen deutlich, analogische Ausdrucksweisen durch rein logische Erklärungen zu beseitigen. Auf die Frage, was der logische Ort sein sollte, antwortet er – wie schon angedeutet – mit dem Satz und den logischen Koordinaten, während das tiefe Geheimnis der *exakten* Fassung der Schatten des Bildes auf die Welt mit dem „Geheimnis der Negation“ identifiziert wird.<sup>79</sup>

<sup>78</sup> Jerry Gill (1981) identifiziert fünf Hauptmetaphern in der *Logisch-philosophischen* Abhandlung, von denen die Wichtigste die des logischen Raumes wäre. Die anderen jener Hauptmetaphern sind: logische Bilder, das Ich als Grenze, die Welt als Netz und der Wert als außerhalb der Welt.

<sup>79</sup> Vgl. MS102, 33r: „/ Es ist das Geheimnis der Negation: Es verhält sich nicht so, und doch können wir sagen wie es sich nicht verhält. –“

### 3.4.5 Gleichnisse und logische Manipulationen

Ein weiteres Merkmal der Problematik in Bezug auf die analogischen Aspekte der Sprache vor der Verfassung der *Logisch-philosophischen Abhandlung* ist, dass in den frühesten Phasen der Entwicklung dieser Publikation bestimmte Sprachmissbräuche in Wittgensteins Betrachtungen zur Sprache nicht völlig ausgeschlossen zu sein scheinen. Dies lässt sich vor allem in seiner noch nicht ganz elaborierten sprach-philosophischen Konzeption im MS102 erkennen. Hier schreibt Wittgenstein:

Der Negative Satz schließt die Wirklichkeit aus.

Wie kann die allumfassende, weltspiegelnde Logik so spezielle  $\boxminus$  Haken & Manipulationen gebrauchen?! Nur indem sich alle diese zusammen zu Einem unendlich feinen netzwerk, zu dem großen Spiegel verknüpfen! (MS102, 65r)

Mit „so speziellen Haken“ bezieht sich Wittgenstein konkret auf den Negationsstrich, der hier im Kontext der negativen Sätze thematisiert wird.<sup>80</sup> Wittgenstein äußert sich in der *Logisch-philosophischen Abhandlung* ausführlich über den Zeichencharakter der Negation, sodass man denken kann, es in diesem Fall gelingt, den Negationsstrich innerhalb der tractarianischen Auffassung der Sprache zufriedenstellend übereinstimmen zu lassen.<sup>81</sup> Insofern könnte man das

<sup>80</sup> Vgl. z. B. folgende Bemerkung einige Seiten vorher in diesem Manuskriptband: „ $\sim p$ “ ist wahr wenn  $p$  falsch ist. Also, in dem wahren Satz „ $\sim p$ “ ist der Bestand[e] Teil ein falscher Satz. Wie kann ihn nun der haken „ $\sim$ “ mit der Wirklichkeit zum Stimmen bringen? Wir haben freilich schon gesagt daß es nicht der Haken „ $\sim$ “ allein ist sondern alles was den verschiedenen Verneinungszeichen gemeinsam ist. Und was diesen allen Gemeinsam ist muß offenbar aus der Bedeutung der Verneinung selbst hervorgehen. Und so muß sich also in dem  $\boxminus$  Negationszeichen doch seine eigene Bedeutung spiegeln.“ (MS102, 45rf). In der Bemerkung 5.511 der *Abhandlung*, in der die Stelle aus dem MS102, 65r übernommen wird, zeigt der Kontext wieder die Verbindung dieser Bemerkung mit dem Thema der Negation. Vgl. 5..5 und 5.51. Die hier zitierte Bemerkung findet man als Sub-Bemerkung in 5.512.

<sup>81</sup> Siehe nochmals 5.512: „[...] Das, was in „ $\sim p$ “ verneint, ist aber nicht das „ $\sim$ “, sondern dasjenige, was allen Zeichen dieser Notation, welche  $p$  verneinen,

Zeichen „–“ als einen Teil unserer willkürlichen Notation auffassen. Doch von logischen Manipulationen ist in der *Logisch-philosophischen Abhandlung* nicht mehr die Rede. Ein Beispiel für eine solche logische Manipulation gibt Wittgensteins im MS102, nämlich die „Personifizierung der Zeit!“ (MS102, 93r). Damit meint er höchstwahrscheinlich eine Art Verdinglichung, sogar Vergöttlichung der Zeit, wie diejenige, auf die er anfangs der Dreißigerjahre wieder zurückgreift:

Die alles gleich machende Gewalt der Sprache, die sich am krassesten im Wörterbuch zeigt, & die es möglich macht, daß die Zeit personifiziert werden konnte; was nicht weniger merkwürdig ist, als es wäre, wenn wir Gottheiten der logischen Constanten hätten. (MS113, 143r)

Diese Personifizierung der Zeit wird in dieser Bemerkung als Ergebnis der Gewalt der Sprache charakterisiert. Diese negative Konnotation ist allerdings allein durch die Bezeichnung „Manipulation“ bereits im MS102 enthalten. Welches Verhältnis besteht nun zwischen dieser Art Missbrauch der Sprache zur allumfassenden Logik? Wittgenstein gibt auf diese Frage keine Antwort. Er beschränkt sich ausschließlich auf die problematische Aussage: „Die Möglichkeit aller Gleichnisse, der Ganzen Bildhaftigkeit unserer Ausdrucksweise, ruht in der Logik der Abbildung.“ (MS102, 99r) Bei dieser Bemerkung, die in der *Logisch-philosophischen Abhandlung* als zweite Bemerkung zum Gleichnisbegriff vorkommt, handelt es sich nochmals um den Zentralpunkt des Verhältnisses zwischen Gleichnis und Logik, was hier nicht weiter ausgeführt wird. Als Rechtfertigung der Idee der logischen Bildhaftigkeit aller Gleichnisse fügt Wittgenstein folgende Bemerkung hinzu, in der die Beziehung zwischen Gleichnis und logischen Manipulationen klar dargestellt wird:

Wir können sogar einen in Bewegung begriffenen Körper, und zwar mit seiner Bewegung zusammen als Ding auffassen. So bewegt sich, der um die Erde ~~rotierende~~ sich drehende Mond, um die Sonne

---

gemeinsam ist. Also die gemeinsame Regel, nach welcher „-p“, „--p“, „-p v -p“, „-p. -p“, etc. etc. (ad inf.) gebildet werden. [...]“

Hier scheint es nun klar daß in dieser Verdinglichung nichts als eine logische Manipulation vorliegt — deren Möglichkeit übrigens « $\exists \exists \exists \exists$ » höchst bedeutungsvoll sein mag.

Oder betrachten wir Verdinglichungen wie: eine Melodie, ein Gesprochener Satz. (MS102, 99r)

Dem Beispiel bzw. Gleichnis vom um die Erde drehenden Mond, der sich gleichzeitig um die Sonne bewegt, *als* Ding liegt wieder eine logische Manipulation zugrunde, die auf einer Verdinglichung der Bewegung dieser Gegenstände basiert. Der wichtigste Aspekt dieser Bemerkung ist, dass Wittgenstein darin erkennt, dass die Möglichkeit solcher logischen Manipulationen höchst bedeutungsvoll sein kann. Wittgensteins Behandlung von dem, was er logische Manipulationen nennt, d. h. von einer Art Missbrauch der Sprache, weist bis zu dieser frühen Phase keine negative Auffassung solcher Sprachmittel auf. Deutlich erkennt er wieder ihre Bedeutsamkeit an folgender Stelle:

Trotzdem scheint nun der Unendlich komplexe Sachverhalt ein Uding zu sein!

Aber auch das scheint sicher, daß wir  $\exists \exists$  die Existenz einfacher Gegenstände nicht aus der Existenz bestimmter Einfacher Gegenstände schließen, sondern  $\exists$  sie vielmehr als Endresultat einer Analyse —, sozusagen durch die Beschreibung —, durch einen zu Ihnen führenden Prozess, kennen.

Deswegen, weil eine Redewendung unsinnig ist, kann man sie noch immer gebrauchen — siehe die letzte Bemerkung. (MS102, 104rf)

Diese letzten Bemerkungen legen die Vermutung nahe, dass Wittgenstein unter allen Umständen versucht, solche Sprachmittel in seine Auffassung miteinzubeziehen und kann nicht die Tatsache verkennen, dass ein Gleichnis wie z. B. dasjenige der Personifizierung der Zeit *auch* zur Sprache gehört. An einer weiteren Stelle betrachtet Wittgenstein kritisch folgenden Einwand: „„Aber könnte es nicht

etwas geben « $\bar{\text{was}}$ » durch einen Satz sich nicht ausdrücken läßt (und auch kein Gegenstand ist):<sup>44</sup> „Seine Antwort legt hier nahe, dass es einen solchen Bereichen nicht gibt: „Das ließe sich eben dann durch die Sprache nicht ausdrücken; und wir können auch nicht darnach fragen.“ (MS102, 110r) Trotzdem besteht er auf der Beschränktheit seiner eigenen Auffassung und fragt erneut:

Aber ist die Sprache, die einzige Sprache?

Warum soll es nicht eine Ausdrucksweise geben mit der ich über die Sprache reden kann, so daß [sie | diese] mir in Coordination mit etwas [a | A]nderem erscheinen kann?

Nehmen wir an die Musik wäre eine solche Ausdrucksweise: [d | D]ann ist jedenfalls charakteristisch für die Wissenschaft, daß in ihr keine musikalischen Themen verwendet werden « $\bar{\text{vorkommen}}$ ».

Ich selbst schreibe hier nur Sätze hin. Und warum? (MS102, 111rf)

Diese Bemerkungen zeigen, dass in dieser Frühphase der Philosophie Wittgensteins eine erweiterte Auffassung der Sprache, nach der es möglich wäre, über die Sprache selbst zu *reden*, nicht ganz ausgeschlossen war und ist in der Tat nicht ganz ausgeschlossen geblieben. Denn durch die verwendeten Gleichnisse in der *Logisch-philosophischen Abhandlung* gelingt es Wittgenstein doch, sich über die Sprache zu äußern.



### 3.5 Gleichnisse in der *Logisch-philosophischen Abhandlung*

Ein wesentliches Merkmal der Philosophie Wittgensteins ist die Tatsache, dass sie sich durch Gleichnisse, Analogien, und weitere figürliche Mittel ausdrückt. Wittgenstein richtet (beispielsweise im MS102) seine Aufmerksamkeit anfänglich auf die Verortung solcher Sprachmittel in seiner logisch-philosophischen Auffassung. Es gelingt ihm aber letztendlich nicht, sie zufriedenstellend darin miteinzubeziehen.

Obwohl Wittgenstein die Figürlichkeit seiner Gedanken schon früh erkennt, was er in der ersten Phase seiner Philosophie nicht zu beachten scheint, ist der Einfluss, den Gleichnisse im eigenen Philosophieren haben. Eine genaue Aufmerksamkeit auf die philosophischen Wirkungen dieser Sprachmittel ist hingegen ein charakteristisches Merkmal seiner Spätphilosophie. Erst hier wird der gleichnishafte Charakter des Fundaments der *Logisch-philosophischen Abhandlung* klar aufgefasst, wie diese Bemerkung aus dem Jahr 1931 zeigt:

Ich sagte, der Satz wäre wie ein Maßstab an die Wirklichkeit angelegt: Aber der Maßstab ist, wie alle richtigen Gleichnisse des Satzes, ein *spezieller Fall des Satzes*. Und auch er bestimmt nichts, solange man nicht mit ihm mißt. Aber Messen ist Vergleichen (und muß heißen Übersetzen) (MS109, 272)

Diese Bemerkung impliziert die Anerkennung, dass die sprachphilosophische Konzeption der *Logisch-philosophischen Abhandlung* auf einem Gleichnis beruht. In diesem Kapitel wurde festgelegt, dass Gleichnisse als eine Instanz des Zeichens funktionieren, in dem Sinne, dass an dem Punkt, wo keine *Erklärung* mehr möglich ist, etwas durch ein Gleichnis *gezeigt* wird. Diese philosophische Dimension der Gleichnisse spielt im ganzen Buch eine zentrale Rolle, obwohl sie nicht – oder vielleicht gerade deshalb – als Teil des thematischen Bereichs des Buches vorkommt. Zur Übersicht der Figürlichkeit einiger Bemerkungen in der *Logisch-philosophischen Abhandlung* steht

die folgende Tabelle zur Verfügung. Sie listet die im Buch verwendeten Gleichnisse auf und macht keinen Unterschied zwischen Gleichnissen, Analogien, Vergleichen oder Metaphern:

2.0212	Sätze über die Welt zu äußern ist <i>wie</i> Bilder zu entwerfen
2.03	Die Gegenstände hängen im Sachverhalt ineinander <i>wie</i> die Glieder einer Kette
2.1512	Das Bild ist <i>wie</i> ein Maßstab an die Wirklichkeit angelegt
2.1515	Die Zuordnungen der Elemente des Bildes und der Sachen sind <i>gleichsam</i> die Fühler der Bildelemente, mit denen das Bild die Wirklichkeit berührt
3.144	Namen gleichen Punkten, Sätze Pfeilen
4.01	Der Satz ist <i>wie</i> ein Bild der Wirklichkeit
4.0311	Der Satz stellt <i>wie</i> ein lebendes Bild den Sachverhalt vor
4.014	Die Sprache steht in einer abbildenden internen Beziehung zur Welt <i>wie</i> im Märchen die zwei Jünglinge, ihre zwei Pferde und ihre Lilien
4.063	Ein Bild zur Erklärung des Wahrheitsbegriffes [...]
4.1221	Eine interne Eigenschaft einer Tatsache ist ein Zug dieser Tatsache <i>wie</i> Gesichtszügen interne Eigenschaften eines Gesichts sind
4.461	Tautologie und Kontradiktion sind sinnlos <i>wie</i> der Punkt, von dem zwei Pfeile in entgegengesetzte Richtungen auseinandergehen

4.463	Der Satz, Bild, Modell sind <i>wie</i> ein fester Körper, der die Bewegungsfreiheit der anderen beschränkt.
5.633	Das metaphysische Subjekt und die Welt sind <i>wie</i> ein Auge und das Gesichtsfeld.
6.341	Die Beschreibung der Welt <i>als</i> ein quadratisches Netzwerk Die Prinzipien der Mechanik sind <i>wie</i> Bausteine Die Naturwissenschaft ist <i>wie</i> ein Gebäude
6.35	Obwohl die Flecke in unserem Bild/Gleichnis.
6.53	Die <i>Logisch-philosophischen Abhandlung</i> ist <i>wie</i> eine Leiter Ihre Bemerkungen sind <i>wie</i> Stufen

Tabelle 6: Liste der Gleichnisse in der *Logisch-philosophischen Abhandlung*

## 4 Bild und Gleichnis in der Spätphilosophie Wittgensteins

### 4.1 Bild: ein gleichnishafter Begriff

Im Kapitel „Das Bild als Gleichnis“ wurde eine Stelle aus dem MS114ii (S. 153) „Philosophische Grammatik“ (1933) zitiert, in der sich Wittgenstein auf eine gewisse Ausdehnung des Bildbegriffs bezieht: „Alles kann ein Bild von allem sein: wenn wir den Begriff des Bildes entsprechend ausdehnen.“ Diese Angabe steht für eine explizite Verdeutlichung des Charakters *ad-hoc* der tractarianischen Auffassung des Bildbegriffs, die an dieser Stelle des MS114ii kritisch betrachtet wird. Die Kritik an Grundelementen der Philosophie der *Logisch-philosophischen Abhandlung* ist ein Kennzeichen der philosophischen Tätigkeit Wittgensteins zu Beginn der Dreißigerjahre. In Bezug auf den Bildbegriff führt diese Kritik zu einer Anerkennung der Mehrdeutigkeit dieses Begriffs. Diese Charakteristik stellt jedoch keinen Grund dar, um den Bildbegriff zu verwerfen. Wittgenstein verwendet ihn tatsächlich weiter in seiner Spätphilosophie, jedoch in einer Art und Weise, die seiner Mehrdeutigkeit gerecht wird.

Die Hauptverwendung des Bildbegriffs in Wittgensteins Spätphilosophie umfasst figürliche, analogische Elemente der Sprache und drückt sich in Synonymwörtern wie „Gleichnis“ und „Analogie“ aus. Hier charakterisiert Wittgensteins Gebrauch von „Bild“ eine Spezifizierung des Verhältnisses zwischen diesem Begriff und dem des Gleichnisses. Diese zwei Begriffe, wie die ersten Kapitel dieser Arbeit gezeigt haben, sind seit den ersten Schriften Wittgensteins sehr eng miteinander verbunden, obwohl die Konsequenzen dieser Verwandtschaft hier nicht die entsprechende Aufmerksamkeit bekommen haben. Von 1929 ab gilt hingegen, dass den Gleichnissen nicht nur ihr sprachlicher Status anerkannt wird, sondern auch, dass genau untersucht wird, inwiefern sie sowohl negativ als auch positiv in der Philosophie wirken.

Von dem Distanzierungsprozess der rigiden Bildauffassung der *Logisch-philosophischen Abhandlung* lassen sich jedoch bereits Mitte der Zwanzigerjahre, also in jener Zeit, in der sich Wittgenstein mit Philosophie nicht beschäftigt, wichtige Spuren finden. Ein wichtiges Dokument aus dem Jahr 1925 soll hier diese Position belegen: das „Geleitwort“ zum *Wörterbuch für Volksschulen*.

## 4.2 Eine nicht-philosophische Perspektive der Sprache

Nach der Vollendung der *Logisch-philosophischen Abhandlung* beschäftigt sich Wittgenstein bis 1929 offiziell nicht mehr mit Philosophie. 1919, ein Jahr nach der Verfassung des Buches beginnt er eine Ausbildung als Volksschullehrer. Diesen Lehrberuf übte er bis 1926 in verschiedenen Gemeinden Niederösterreichs aus (siehe Wittgenstein 1993, 12; Monk 1991, Kap. 8–9). Noch im selben Jahr wurde im Kontext dieser Lehrtätigkeit sein *Wörterbuch für Volksschulen*, ein kleines Lexikon, das als Hilfsmittel zur Verbesserung der Rechtschreibung konzipiert wurde, veröffentlicht. Diese Publikation, keine philosophische Arbeit wohlgerneht, weist selbstverständlich einen ganz anderen Hintergrund als die *Logisch-philosophische Abhandlung* auf und verfolgt somit einen unterschiedlichen Zweck. Dennoch zeigt sich in dieser dritten Publikation zu Lebzeiten Wittgensteins immer wieder sein charakteristisches Interesse an der Sprache. So handelt es sich dabei um ein Wörterbuch für den Sprachunterricht und nicht etwa um ein Lehrbuch zum Unterrichten der Mathematik, ein Fach, das Wittgenstein als Volksschullehrer ebenso lehren musste und auf welches er den größten Wert legte.<sup>82</sup>

Zu diesem Wörterbuch verfasst Wittgenstein 1925 ein „Geleitwort“. Dieses wurde nicht für die Schüler, die das Lexikon verwenden sollten, etwa als Vorwort geschrieben, sondern für das Gremium, das

---

<sup>82</sup> Vgl. Monk 1991, 195: “The emphasis [Wittgenstein] placed on the teaching of mathematics led ihm to devote the first two hours of each morning to the subject.”

dieses Werk als geeignetes Unterrichtsmaterial zulassen sollte.<sup>83</sup> Das „Geleitwort“ enthält die Argumentation Wittgensteins über die Notwendigkeit seines Wörterbuchs im Rechtschreibunterricht. Es sollte jedoch nicht überraschend sein, dass in diesem Text gewisse Aussagen vorkommen, die in Übereinstimmung mit einigen seiner charakteristischen philosophischen Elemente stehen. Möchte man diese Aussagen einer der zwei Hauptphasen seiner Philosophie einordnen, so lässt sich seine Argumentation im Kontext der seit Ende der Zwanzigerjahre entwickelten Philosophie im Wesentlichen gut dadurch verstehen, dass Wittgenstein hier das aufweist, was man eine klare Bewusstheit von der Multiplizität der Sprache nennen kann.

Wittgenstein hätte in der Bemerkung 23 der *Philosophischen Untersuchungen* auch das Schreiben eines Wörterbuchs, das Suchen eines Eintrags darin, sowie das Erlernen der Rechtschreibung als Beispiel für die Mannigfaltigkeit der Sprachspiele erwähnen können. Gewiss zeigt sich 1925 diese Aufmerksamkeit auf verschiedene Aspekte der Sprache in einem außerphilosophischen Kontext. Aber genau diese Tatsache kann hier relevant sein, denn gerade diese Art außerphilosophischer Kontext hätte zu Wittgensteins neuer philosophischer Richtung entscheidend beigetragen können, in dem Sinne, dass ein wichtiger Teil seiner Spätphilosophie durch eine Alltagsperspektive gekennzeichnet ist. Die Schwierigkeiten von Volksschülern mit der Rechtschreibung sowie das daraus entstandene Projekt eines Wörterbuchs hätten also den Blick Wittgensteins auf eine weitere Art sprachlicher Probleme lenken können als die, die in der *Logisch-philosophischen* Abhandlung durch das Suchen des Wesens des Satzes untersucht worden sind.

Besonders gut zeigen sich solche mehrfachen Aspekte eines Sprachbereichs in der Auswahl und der Anordnung der Einträge innerhalb des Wörterbuchs. Der Auswahl der Wörter liegen fünf Kriterien zugrunde, die folgendermaßen zusammengefasst werden können:

<sup>83</sup> Siehe die Einleitung zur deutsch-englischen Fassung des Geleitworts in Wittgenstein 1993, 12. Im *Nachlass*-Katalog trägt das „Geleitwort“ die Klassifizierung TS205, Typoskript aus dem hier zitiert wird.

1) Kulturelle Zugehörigkeit (Wörter für österreichische Volksschüler), 2) Wichtigkeit, und nicht Einfachheit, der Wörter, 3) Zusammengesetzte Wörter nur im Fall einer nicht Erkennbarkeit als solche, 4) Gebräuchlichkeit von Fremdwörtern, 5) mündliche Ausdrücke mit Eingang in der gebildeten Sprache (vgl. TS205, 3f). Diese Anerkennung einer Multiplizität von involvierten Faktoren bei der Verfassung eines Wörterbuchs für Volksschüler impliziert einen Widerstand gegen ein einziges methodologisches Kriterium. Dies gilt ebenso für die Anordnung der Einträge im Wörterbuch. Auch hier wird der Versuch, die Sprache des Wörterbuchs durch ein einzelnes und starres Prinzip einzuordnen, kritisiert. Hauptsächlich erkennt man hier, dass die Anordnung der Wörter im Wörterbuch *mehreren* Prinzipien „ausser dem Grundsatz der alphabetischen Ordnung“ (TS205, 4) entsprechen kann. Dieser Widerstand gegenüber einer einseitigen methodologischen Perspektive wird außerdem durch eine Relativierung des heuristischen Wertes solcher Kriterien verstärkt. Wittgenstein drückt es folgendermaßen aus: „welches im gegebenen Fall das bestimmende Prinzip sein soll, hängt nicht selten von der subjektiven Auffassung des Verfassers ab.“ Die alphabetische Anordnung in einem Lexikon bildet also nur *eine* mögliche Form der Darstellung der Wörter. Diese kann für bestimmte Zwecke gut geeignet sein, für andere Zwecke kann sie aber eher hinderlich sein, wie eben in diesem Fall eines sich an Volksschüler gerichteten Lehrmaterials, wobei konkret die alphabetische Anordnung ans „Abstraktionsvermögen des Kindes zu hohe Anforderungen“ stellt (TS205, 5). Diese sei also „aus Gründen des Wortverständnisses und der — überaus wichtigen Raumerparnis oft nicht zu empfehlen.“ (TS205, 5)

Der gleiche Fall einer nicht unilateralen Perspektive zur Darstellung der Sprache im Wörterbuch zeigt sich ebenfalls in Bezug auf den Gebrauch von Fettdruck. Dieser wird nicht nur zur Hervorhebung der Stichwörter verwendet, sondern auch zur besonderen Auffälligkeit mancher Wörter oder einzelner Buchstaben (vgl. TS205, 5f). Mit diesem Kriterium appelliert Wittgenstein wieder an seine Idee, nach der methodologische Entscheidungen, die auf einem einzigen Prinzip beruhen, zu vermeiden sind. Wittgenstein selbst verdeutlicht

auch diesen Punkt: „Auch hier aber war es nicht angezeigt, nach einem Prinzip allein zu entscheiden, ob ein Wort oder Buchstabe fett zu drucken sei, oder nicht. (etwa alle Stammwörter fett zu drucken, die Ableitungen aber nicht).“ (TS205, 5f) In der gleichen Linie präsentiert sich auch die Wichtigkeit einer Art typographischer Übersichtlichkeit der Darstellung der Einträge im Wörterbuch. Wittgenstein empfiehlt darin eine Vorausstellung des Artikels vor das Stichwort, deren Grund ist, hervorzuheben, dass ein Wort darin als Hauptwort aufgelistet wird. Diese Umstellung darf nur nicht mit der „Übersichtlichkeit der Kolumne“ kollidieren (vgl. TS205, 6). Diese frühe Art Übersichtlichkeit der Sprachdarstellung fungiert also in diesem Fall als Hauptkriterium für methodologische Entscheidungen. Wittgenstein bemerkt, dass eine solche Modifizierung insofern von Wert ist, weil sie „das  $\cup_n[v|V]$ erständnis erleichtert und manchen Irrtümern vorbeugt.“ (TS205, 6) Die Umstellung der altherkömmlichen Position des Artikels in seinem Lexikon wird also von der Idee, die sich später in philosophischen Kontexten finden wird, gelenkt, dass eine gewisse übersichtliche Sprachdarstellung bestimmte Irrtümer vermeiden sollte.

#### 4.2.1 Richtiges und verschwommenes Bild

Wittgensteins Lexikon verfolgt den Zweck, dem Schüler Selbständigkeit zu vermitteln und ihn gleichzeitig vor „einer gewissen Denkfaulheit“ zu bewahren (vgl. TS205, 1). Auch dieser Anspruch auf selbständige Arbeit zeigt sich später mit einer philosophischen Konnotation unter dem Motto: die Arbeit an der Philosophie sei eine Arbeit an einem Selbst.<sup>84</sup> Neben dieser philosophischen Dimension,

<sup>84</sup> Diese Idee befindet sich erstmals im *Nachlass* im MS112, 24r (Oktober 1931): „\ Die Arbeit an der Philosophie ist — wie vielfach die Arbeit in der Architektur — eigentlich mehr die «eine» Arbeit an Einem selbst. An der eignen Auffassung. Daran, wie man die Dinge sieht. (Und was man von ihnen verlangt.)“ Diese Auffassung, die implizit eine kritische Betrachtung des Verfahrens in der *Logisch-philosophischen Abhandlung*, in der alles als bereits erklärt präsentiert wurde, enthält, befindet sich ebenso im Vorwort zu den *Philosophischen Untersuchungen*. Hier drückt sie Wittgenstein mit folgenden Worten aus: „Ich möchte nicht mit meiner Schrift Andern das Denken ersparen. Sondern, wenn es möglich wäre, jemand zu eigenen Gedanken anregen.“ (TS227, 4)



die im Jahr 1925 als solche nicht deutlich sein mag, enthält dieser Anspruch auf selbständige Arbeit einen methodologischen Wert für die Lehrtätigkeit, was mithilfe des Bildbegriffs zu erklären versucht wird:

Auch setzt nur die selbstständige Verbesserung den Lehrer in den Stand, sich ein richtiges Bild von den Kenntnissen und der Intelligenz des Schülers zu machen. Das Vertauschen der Hefte und gegenseitige Verbessern der Arbeiten liefert ein sozusagen verschwommenes Bild von den Fähigkeiten der Klasse. Aus der Arbeit des Schülers A will ich nicht zugleich erfahren, was der Schüler B kann, sondern das will ich aus der Arbeit des B ersehen. Und die gegenseitige Verbesserung gibt nicht einmal, wie manchmal behauptet wird, ein richtiges Bild über das allgemeine Niveau der Klasse (dazu müsste jeder Schüler die Arbeiten aller seiner Mitschüler verbessern), was natürlich nicht möglich ist). (TS205, 1f)

Die Tatsache, dass das „Geleitwort“ kein philosophisches Ziel verfolgt, sollte am besten zeigen, inwiefern der Bildbegriff auch als Teil des Sprachguts Wittgensteins zu verstehen ist. Der Ausdruck „sich ein Bild zu machen“, der an dieser Stelle des „Geleitworts“ vorkommt, ist im Deutschen ein gewöhnlicher Ausdruck in der Alltagssprache. Wittgenstein hat diese Charakteristik sogar selbst im Kontext der Philosophie der *Logisch-philosophischen* Abhandlung erkannt, wenn er an Ogden bezüglich seiner Übersetzung der Bemerkung 3.001 der *Abhandlung* in einem Brief vom 23.4.1922 schreibt: “I don’t know how to translate this. The German “Wir können uns ein Bild von ihm machen” is a phrase comonly used.”

Den nicht-philosophischen Bildbegriff des „Geleitworts“ geht Wittgenstein durch die Betrachtung richtiger und verschwommener Bilder an. Das verschwommene Bild, das sich ein Lehrer von den Fähigkeiten seiner Klasse machen kann, will Wittgenstein mithilfe seines Lexikons durch ein richtiges Bild ersetzen. Hier ist Folgendes zu bemerken: Erstens findet dieser Versuch zur Klarifizierung eines verschwommenen Bildes innerhalb eines nicht philosophischen Kontextes statt. Bei dieser Dekontextualisierung des philosophischen

Bildbegriffs liegt die Besonderheit darin, dass er nicht wie in der *Logisch-philosophischen* Abhandlung von logischen Kriterien abhängig ist, sondern von einer pädagogischen Methodologie. Zweitens ist hier wichtig, dass in diesem Zitat erstmals im *Nachlass* der Bezug auf ein verschwommenes Bild gemacht wird. Die Verschwommenheit von Bildern bzw. Begriffen spielt bekanntlich eine wichtige Rolle in den *Philosophischen Untersuchungen*, in denen die Möglichkeit einer scharfen Abgrenzung von Begriffen in Frage gestellt wird.<sup>85</sup> Wenn wir uns Bilder von den Tatsachen machen, so steht im „Geleitwort“ erstmals fest, dass wir uns auch verschwommene Bilder machen können. In der *Logisch-philosophischen* Abhandlung denkt Wittgenstein, es sei eine Aufgabe der Philosophie, „die Gedanken, die sonst, gleichsam, trübe und verschwommene sind, klar machen und scharf abgrenzen“ (LPA 4.112). Verschwommene Gedanken bzw. Bilder sind hier sozusagen als Zwischenfälle der Richtigkeit und Falschheit eines Bildes zu verstehen, d. h. Fälle, worüber man *noch nicht* sagen kann, ob es sich dabei um ein richtiges oder um ein falsches Bild handelt. Wittgenstein interessiert sich in der *Abhandlung*, im Gegensatz zum „Geleitwort“ und zu seiner Spätphilosophie im Allgemeinen, nicht für solche Zwischenfälle. In seiner ersten Publikation liegt das Gewicht darauf, dass ein Bild der Richtigkeit oder der Falschheit zugeordnet werden kann. Zuletzt lässt sich beim Gebrauch des Bildbegriffs im „Geleitwort“ feststellen, dass die Anspielung auf ein verschwommenes Bild eine Ähnlichkeit mit nicht gut gelungenen Photographien voraussetzt. Darin lässt sich noch ein Kennzeichen seiner Spätphilosophie sehen, denn nach seiner Rückkehr zur philosophischen Tätigkeit erlangen Bilder im gewöhnlichen Sinne eine immer wichtigere Rolle, insbesondere diejenigen der Photographie.

---

<sup>85</sup> Siehe TS227b, §71: „Man kann sagen, der Begriff ‘Spiel’ ist ein Begriff mit verschwommenen Rändern.— ‘Aber ist ein verschwommener Begriff überhaupt ein Begriff?’— Ist eine unscharfe Photographie überhaupt ein Bild eines Menschen?— Ja, kann man ein unscharfes Bild immer mit Vorteil durch ein scharfes ersetzen? Ist das unscharfe nicht oft gerade das, was wir brauchen?“

### 4.3 Gesichtsbild

Wittgensteins Wiedereinstieg in die Philosophie ist sehr stark von Auseinandersetzungen mit Mitgliedern des Wiener Kreises sowie mit dem englischen Philosophen und Mathematiker Frank Ramsey geprägt. Seine Arbeit in Cambridge im Jahr 1929 versteht er als Fortsetzung der im Jahr 1927 in Wien angefangenen Diskussionen mit Moritz Schlick (vgl. Nedo 1994, vii). In der Tat beginnt das MS105 des *Nachlasses*, erster Band der Reihe *Philosophische Bemerkungen* (1929) mit Diskussionsthemen, die dem Bereich des Wiener Kreises und der Phänomenologie von Mach Ernst zuzuordnen sind (vgl. Nedo 1994, viif).

Nach dem Aufgeben seiner Lehrtätigkeit in Niederösterreich 1926 verbringt Wittgenstein drei Jahre in Wien. Hier baut er zusammen mit seinem Freund Paul Engelmann das Haus für seine Schwester Margarete in der Kundmanngasse. In dieser Zeit kommt er auch in Kontakt mit einigen Mitgliedern des Wiener Kreises. Daraus entstehen in den folgenden Jahren intensive philosophische Diskussionen, die Ende 1929 von Friedrich Waismann in Notizen festgehalten wurden.<sup>86</sup> Wittgenstein ist langsam bereit, sich wieder mit Philosophie zu beschäftigen, wenn auch immer noch nicht in einer schriftlichen Form. Dies gelingt ihm erst als er wieder in Cambridge ist, wohin er am 18. Januar 1929 zurückkehrt (vgl. Monk 1991, 255). Kaum zwei Wochen nach seiner Ankunft fängt er an mit dem Niederschreiben von philosophischen Bemerkungen ins MS105 des *Nachlasses*. Die Reise nach Cambridge war eigentlich als Urlaub gedacht (vgl. Wittgenstein 1984, 17), dort angekommen, teilt Wittgenstein John Maynard Keynes jedoch seinen Wunsch mit, dauernd zu bleiben (vgl. Monk 1991, 255). Darüber berichtet er auch an einem am 18. Februar 1929 datierten Brief an Moritz Schlick: „Ich habe mich nämlich entschlossen ein paar Terms hier in Cambridge zu bleiben & den Gesichtsraum & andere Dinge zu bearbeiten.“ Die

<sup>86</sup> Siehe Wittgenstein 1984. Für Details bezüglich der Zusammenarbeit und Diskussionen mit dem Wiener Kreis siehe das Vorwort von Brian McGuinness zu dieser Publikation.

hier angesprochene Problematik des Gesichtsraumes weist also einen grundlegenden Charakter in Wittgensteins Neuanfang in der Philosophie auf, wobei es sich dabei eigentlich um ein altes Grundproblem handelt. In einer der ersten Bemerkungen des MS101 trägt Wittgenstein im September 1914 ein: „[...] ist ein Punkt in unserem Gesichtsbild ein „einfacher Gegenstand“, ein Ding? Solche Fragen habe ich doch bisher immer als die eigentlichen philosophischen angesehen [...]“ (MS101, 16r). Wittgensteins Rückkehr zur philosophischen Tätigkeit ist ganz sicher durch den Wiener Kreis und die Ideen Ramseys beeinflusst, jedoch nur insofern seine eigene philosophische Entwicklung als eigentliche Motivation dieses Prozesses fungiert.

Eine der ersten Bemerkungen im MS105, in der der Bildbegriff im Kontext der Diskussion um den Gesichtsraum erscheint, ist Folgende:

/ Man könnte glauben der Gesichtsraum sei aus minima visibilia zusammengesetzt etwa aus lauter kleinen Quadraten die man als unteilbare Flecke sieht. Aber dann ist die Wahl dieser  $\mathbb{F}$  Teile offenbar willkürlich. Ich könnte z.B. nicht sagen wie das Quadratnetz über ein bestimmtes Bild zu legen ist denn wenn man das  $\{\mathbb{N} | \mathbb{N}\}$ etz um weniger als eine Maschenweite verschiebt so «sind die» minima visibilia zwar in ganz anderen Orten aber das Bild sieht ganz gleich aus. (MS105, 7)

Hier beobachtet man, dass Wittgenstein 1929 auf jene visuelle Konnotation des tractarianischen Bildbegriffs zurückgreift, die im Kapitel „Das Bild als Gleichnis“ diskutiert wurde. Im Grunde genommen wird in dieser Bemerkung des MS105 die Position in der *Logisch-philosophischen Abhandlung* 6.341 angesprochen. Diese Bemerkung besagt, dass es möglich ist, durch ein feines quadratisches Netzwerk die Beschreibung einer Fläche auf eine einheitliche Form bringen zu können. Klassische mechanische Modelle, beispielsweise das Newtonsche, erforschen die Welt nach diesem Prinzip. Wittgensteins Interesse liegt in der *Abhandlung* daran, die Natur dieses Netzes, also die Natur einer Beschreibung zu untersuchen. In Übereinstimmung

mit seiner Ansicht, dass Modelle der Wirklichkeit *von uns* gemacht werden, lautet sein Schluss in seiner ersten Publikation, dass die Form dieses Netzes beliebig ist: man könnte für die Beschreibung einer Fläche anstatt eines quadratischen Netzes genauso ein dreieckiges verwenden. Dieses Netz, wie Wittgenstein es kennzeichnet, ist ein System der Weltbeschreibung. Das Bild, das dieses System zu beschreiben beabsichtigt, ist jedoch unabhängig von jenem System. Dieses Verhältnis zwischen dem zu beschreibenden Bild (Fleck) und dessen Bild als Beschreibung (Netz) wird in 6.342 klar dargestellt, wenn Wittgenstein schreibt, dass sich ein Bild so und so beschreiben lässt, „sagt über das Bild *nichts* aus“. Auf diesen Punkt richtet Wittgenstein seine Aufmerksamkeit in der oben zitierten Bemerkung des MS105. Die Betonung liegt jedoch hier nicht – wie in der *Logisch-philosophischen* Abhandlung – in der Beliebigkeit bzw. Willkürlichkeit der Bestandteile des Netzes, das ein Bild im Gesichtsfeld beschreiben soll, sondern darin, dass sich das Bild im Gesichtsraum nicht verändert, egal wie und was für ein Netz darauf gelegt wird.

Die Verwendung des Bildbegriffs im Kontext einer Diskussion um den Gesichtsraum erklärt sich durch die begrifflich-visuelle Natur dieser Untersuchung. Diesbezüglich bemerkt David Stern, dass die Beispiele, mit denen Wittgenstein seine Auffassung von primären Tatsachen, wie die des Gesichtsfeldes, illustriert, hauptsächlich visueller Art sind, da Wittgensteins Ansicht von einer primären Welt auf dem Modell des visuellen Raumes beruht:

Wittgenstein's examples of primary phenomena are predominantly visual; his conception of the primary world is based on the model of visual space. In part, that is simply because the visual field provides a wide and varied range of phenomena for analysis. But his choice of examples is also motivated by the visual metaphors to which he was drawn, metaphors that suggested a direct insight into the nature of things, unmediated by language. That deeper motivation is an elusive one, for it implies that the primary level of philosophy is a matter of insight which cannot be put into words. (Stern 1995, 11)

## 4.4 Filmstreifen- und Leinwandbilder: *laterna magica*

An einer weiteren relevanten Stelle des Bildbegriffs im MS105, die sich genauso wie die Diskussion um den Gesichtsraum mit der Möglichkeit einer primären bzw. phänomenologischen Sprache beschäftigt, greift Wittgenstein Bilder kinematographischer Art auf, um zwischen Tatsachen in einem ersten und einem zweiten System zu differenzieren. Zwischen Februar und März 1929 schreibt er:

/ Wenn ich die Tatsachen des ersten Systems mit den Bildern auf der Leinwand & die Tatsachen im zweiten System mit den Bildern auf dem Filmstreifen vergleiche, so gibt es auf dem Filmstreifen ein gegenwärtiges Bild, vergangene & zukünftige Bilder; auf der Leinwand aber ist nur die Gege[w|n]wart. (MS105, 84f)

Diese Bemerkung enthält die erste Anspielung auf das Gleichnis der *laterna magica* im Nachlass, eine rückläufige Analogie bei Wittgenstein ab 1929. Dabei handelt es sich jedoch eigentlich um „ein altes Gleichnis“, wie es im Dezember 1929 in einer auf einem Gespräch mit Wittgenstein beruhenden Notiz Friedrich Waismanns heißt (vgl. Wittgenstein 1984, 50). In den erhaltenen Nachlass-Dokumenten zwischen 1913 und 1929 findet man aber keinen weiteren Hinweis auf dieses Gleichnis. Jedoch weiß man, dass Wittgenstein bereits vor dem Ersten Weltkrieg diese Analogie verwendet haben soll. O. K. Bouwsma berichtet in seinem Buch *Wittgenstein: Conversations 1949–1951*, Wittgenstein habe ihm bekannt gegeben, erstmals in einem Gespräch mit Frege über das *cogito, ergo sum* diese Analogie gebraucht zu haben (Bouwsma 1986, 10; Stern 1995, 140f). Die Angabe von Bouwsma besitzt eine von den Forschern übersehene Relevanz. Besuche bei Frege fanden zwischen 1911 und 1913 statt.<sup>87</sup> Die Verwendung des Gleichnisses der *laterna magica* bereits vor der Kriegszeit positioniert diese Analogie als eine Art initiale, grund-

<sup>87</sup> Vgl. die Wittgensteins-Chronik in *Wittgensteins Gesamtbriefwechsel*. Man berichtet hier von drei Besuchen Wittgensteins bei Frege, im Sommer 1911, Winter 1912 und Sommer 1913.

legende Bildmetapher der Wittgensteinschen Philosophie, sogar vor der Analogie des Satzes als Bild in der Logisch-philosophischen Abhandlung und ihren zugrundeliegenden Manuskripten.<sup>88</sup> Es scheint also kein Zufall zu sein, dass an dieser Stelle des I. Bandes der Philosophischen Bemerkungen das Gleichnis der *laterna magica* diskutiert wird: Wittgenstein revidiert hier einen der Grundsteine seiner Frühideen.

Im ersten Kapitel wurde die Vermutung geäußert, dass hinter der tractarianischen Erklärung der Projektion eines Bildes nicht unbedingt die Auffassung James Clerk Maxwells, auf die Wittgenstein im MS102 hinweist, stecken muss. Es sei wohl auch möglich, dass hierbei eine eigenartige Auffassung der Projektion, die sich auf eine Art kinematographische Bildprojektion bezieht, die entscheidende Rolle spielt. Das Gleichnis der *laterna magica* legt eine solche Verbindung nahe, wenn Wittgenstein an einer weiteren Stelle schreibt: „/ Wir befinde[~~m~~ | n] uns mit unserer Sprache sozu sagen nicht i[~~n~~ | m] ~~der~~ ~~Region~~ Bereich des ~~Pr~~ projizierten Bildes sondern im ~~B~~ereich des Films. [...]“ (MS107, 2) Der Projektionsbegriff dieses Gleichnisses lässt eine direkte Anknüpfung an die logisch-philosophische Abhandlung zu. Hier legt Wittgenstein eine Trennung zwischen dem Satz und dem, was von ihm projiziert wird (seinem Sinn) fest: „Zum Satz gehört alles, was zur Projektion gehört; aber nicht das Projizierte. Also die Möglichkeit des Projizierten, aber nicht dieses selbst.“ (LPA 3.13) Wittgenstein betont in derselben Bemerkung, dass das, was der Satz noch nicht enthält, sein Sinn ist; er enthält nur die Möglichkeit des Ausdruckes seines Sinnes.

<sup>88</sup> Aus dieser Angabe lässt sich nochmals ersehen, dass die Rückkehr Wittgensteins in die Philosophie im Jahr 1929 ein gewisses Zurückkommen zu einem vortractarianischen Standpunkt repräsentiert. Wittgensteins neuer Anfang in der Philosophie geht nicht sozusagen von Null aus. Vielmehr scheint es, dass er zu einer Neubetrachtung von alten Ideen geführt wird. Zwar bildet die Logisch-philosophische Abhandlung einen irrümlichen Versuch, die Sprache philosophisch zu untersuchen, aber die Probleme und Grundintuitionen, die diesen Versuch ursprünglich motivierten, behalten zwanzig Jahre später denselben Reiz und das gleiche Gewicht.

Diese Trennung entspricht im Grunde genommen dem Unterschied zwischen dem Filmstreifen und seinem Korrelat auf der Leinwand: der Filmstreifen enthält Ausdrucksmöglichkeiten, wie vorherige, gegenwärtige und zukünftige Bilder, deren Sinn erst nur von einem jetzigen projizierten Bild auf der Leinwand fixiert werden kann. Diese Elemente sprechen nun dafür, dass Wittgenstein auch für diese Gedanken der Logisch-philosophischen Abhandlung das Gleichnis der *laterna magica* verwendet haben soll. So könnte er schon in seinem Frühwerk gesagt haben: zum Satz gehört der Filmstreifen, die Linsen, das Licht der *laterna*, etc., aber nicht das projizierte Bild auf der Leinwand.<sup>89</sup> Wenn es schließlich zutrifft, dass das Gleichnis der *laterna magica* hinter einigen tractarianischen Betrachtungen steckt, so scheint 1929 eine Nachprüfung der Basis dieser Metaphorik stattzufinden, deren Resultat – wie im Laufe dieses Kapitels gezeigt werden soll – wichtige Thesen der Spätphilosophie Wittgensteins mitträgt.

#### 4.4.1 Philologische Problematik

In der Einleitung zur vorliegenden Arbeit wurden einige Merkmale der *Nachlass*-Forschung skizziert. Die Bemerkung des Gleichnisses der *laterna magica* im MS105 ist ein sehr gutes Beispiel, um die Vorteile der *Nachlass*-Perspektive zu belegen, denn sie erfasst zwei der in der Einleitung skizzierten Charakteristiken. Diese Stelle offenbart die Rolle gewisser Markierungen in den Originalen Wittgensteins sowie die Notwendigkeit einer genaueren Untersuchung des Kontextes. Das wird ersichtlich, wenn man bemerkt, dass der Hinweis auf ein „erstes“ und „zweites System“ im MS105 an Kontextualisierung mangelt. Die bevorstehende Bemerkung: „Gibt es denn überhaupt Zeit im ersten System? Kann man von einem Ereignis oder «vielmehr von» einer Tatsache im System der Data sagen „es war“?“ fügt abrupt im MS105 eine Unterscheidung zwischen Tatsachen in einem ersten und zweiten System ein. Vor diesen beiden

<sup>89</sup> Weiter im MS107 insistiert Wittgenstein auf diesen Punkt: „/ Ich meine: was ich [≠|Z]eichen nenne muß das sein was man in der Grammatik Zeichen nennt, etwas auf dem Film nicht auf der Leinwand.“ (MS107, 176)



Bemerkungen gibt es im Manuskriptband keine weitere Stelle, die die Anspielung auf ein erstes und zweites System rechtfertigt. Aus der Formulierung mit bestimmtem Artikel „im ersten System“ in der  $\int$ -Bemerkung lässt sich aber ohne Zweifel schließen, dass hier eine Anspielung auf eine weitere Stelle gemacht wird.

Der Einschub kennzeichnet gleichzeitig eine gewisse Wandlung der Thematik des MS105, für die es tatsächlich in der Mitte der Seite 84, gleich vor der  $\int$ -Bemerkung, eine Markierung gibt:<sup>90</sup>

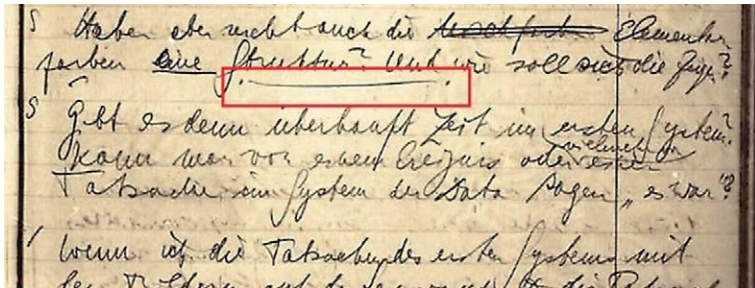


Abbildung 7: Exzerpt Faksimile-Seite aus MS105, 84<sup>91</sup>

Weitere Beispiele im *Nachlass* bestätigen die Rolle dieses Striches als Einschub einer neuen thematischen Sektion. So z. B. in der sog. Urfassung der *Philosophischen Untersuchungen* (MS142). Hier beobachtet man auf Seite 11 wieder eine solche Linie, diesmal aber mit einer expliziten Andeutung zur Rolle dieser Markierung:<sup>92</sup>

<sup>90</sup> Ähnliche Markierungen sind ebenso auf den Seiten 133f des MS105, also in der zweiten Arbeitsphase an diesem Manuskriptband, vorhanden.

<sup>91</sup> Dieser Manuskriptband genauso wie der des nächsten Exzerpts sind im Besitz der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien, mit derer freundlicher Genehmigung hier reproduziert werden. In beiden Fällen uns. Hervorhebung.

<sup>92</sup> Diese Art und Weise, eine kontextuelle Trennung zu markieren, ist bei Wittgenstein nicht neu. Im ersten Manuskriptband des *Nachlasses* findet sich zweimal dieses Zeichen (siehe MS101, 7r, 35r), das in beiden Fällen zur Unterscheidung des philosophischen Materials von Bemerkungen persönlicher Natur dient. Der Fall auf Seite 35r entspricht einem längeren, durch die ganze Seite gezogenen Strich. Wittgenstein hatte hier eine persönliche Bemerkung auf Seite 34v begonnen und wahrscheinlich fehlerhaft auf 35-Rekto fertig geschrieben. Um mit dem logischen Thema, nämlich „Funktion und Argument“ fortzufahren, zieht er eine waagerechte Linie durch die Seite zwischen den beiden Kontexten. (In

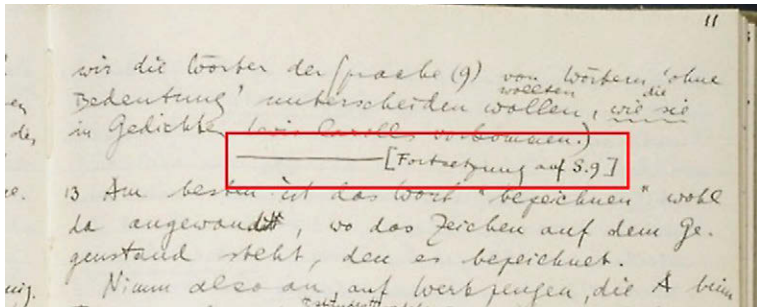


Abbildung 8: Exzerpt Faksimile-Seite aus MS142, 11

Der Einschub einer neuen thematischen Sektion wird im MS105 mit einem ähnlichen Strich am Schluss nicht markiert. Inhaltlich lässt sich aber das Ende dieser Sektion gut identifizieren. Bis vor dem Strich beschäftigt sich Wittgenstein mit dem Thema „Farbe“. Die letzte Bemerkung vor dem Strich lautet: „Haben aber nicht auch die ~~Mischfarben~~ Elementarfarben eine Struktur? Und wie soll sich die zeigen?“ Diese Diskussion um die Farbe ergibt sich aus der Auseinandersetzung mit der Natur des Gesichtsfeldes, das zu Beginn dieses Manuskriptbandes vorgenommen wird. Die Hauptfrage dieser Auseinandersetzung bezieht sich auf die Möglichkeit der Beschreibung des Gesichtsfeldes. Datiert am 05.02.1929 fragt Wittgenstein: „Kann man denn das Gesichtsfeld oder einen Teil des Gesichtsfeldes überhaupt beschreiben?“ (MS105, 5) Ein Aspekt dieser Frage bezieht sich auf die Behandlung eines einfarbigen Fleckes im Gesichtsfeld als einfach oder als zusammengesetzt. Wittgenstein behauptet hier: „/ Irgendwie scheint es mir als wäre jeder einfarbige Fleck im Gesichtsfeld einfach & als wäre se[~~n~~e] in]e Zusammengesetztheit

---

der BEE des *Nachlasses* wird der fortgesetzte Teil dieser persönlichen, kodierten Bemerkung auf Seite 35r irrtümlich nicht-kodiert transkribiert.) Wittgensteins bekannte Gewohnheit zur Zeit des Ersten Weltkrieges, die Rekto-Seiten seiner Tagebücher für philosophische Bemerkungen und die Verso-Seiten für kodierte, persönliche Eintragungen vorzubehalten, setzt sich auf den ersten Seiten dieses Bandes noch nicht ganz durch. So kommen sowohl kodierte als auch nicht kodierte Bemerkungen auf den Rekto-Seiten des Bandes vor. Die erste Bemerkung auf den Verso-Seiten erscheint erst auf Seite 16v des Bandes.

aus kleineren Teilen nur eine scheinbare.“ (MS105, 7)<sup>93</sup> Wittgenstein geht von hier an in Detail insbesondere auf eine Kritik der These, der Gesichtsraum bestehe aus *minima visibilia*, ein. Es ist gerade dieser Themenbereich, der auf Seite 84 abrupt unterbrochen und erst dann auf Seite 88 fortgesetzt wird. Die Bemerkung, mit der diese Diskussion weiter geführt wird, lautet:

└ In der richtigen Darstellung der Farben muß sich nicht nur zeigen daß wenn a rot ist es nicht zugleich grün sein kann, sondern alle jene internen Eigenschaften müssen sich zeigen die wir kennen wenn wir die Farben kennen. Also alles was sich auf die Verwandtschaft der einzelnen Farben zueinander & ihr Verhältnis zu Schwarz & Weiß bezieht. (MS105, 88)

In Bezug auf den Kontextmangel der Bemerkung auf Seite 84 gibt es zwei Möglichkeiten, die hier diskutiert werden sollen. Höchstwahrscheinlich handelt es sich bei dieser Sektion des MS105 um eine Einfügung aus einem unbestimmten Material, das von Wittgenstein selbst oder von jemand anderem stammt. Für die letzte Möglichkeit spricht ein im selben Jahr 1929 verfasstes und 1931 in R. B. Braithwaites Erstausgabe von *The Foundations of Mathematics* erschienenen Artikel Frank Ramseys namens „Theories“ (Park 1998, 7).<sup>94</sup> Ramsey fasst hier eine Theorie als eine Sprache zur Beurteilung der Tatsachen, die die Theorie erklären will, auf: “Let us try to describe a theory simply as a language for discussing the facts the theory is said to explain.” (Ramsey 2013, 212) Das Gebiet, in dem Tatsachen stattfinden, wird von Ramsey „erstes System“ genannt: “These [die Tatsachen] occur in a universe of discourse which we will call the *primary system*” (Ramsey 2013, 212), während das zweite System als theoretische Konstruktion, die die Tatsachen des ersten Systems erklären sollte, aufgefasst wird (Ramsey 2013, 214).

<sup>93</sup> Vgl. auch: „/ Stehen nicht Farbe & Gesichtsraum zu einander im Verhältnis wie Argument & Funktion Die Formen von Argument & Funktion müssen einander auch durchdringen.“ (MS105, 41)

<sup>94</sup> Park (1998, 5) deutet darauf hin, dass dieselbe Unterscheidung zwischen erstem und zweitem System auch in Rudolf Carnaps *Aufbau* (1928) vorhanden ist.

Ramsey wird von Wittgenstein tatsächlich oft in seinen Schriften erwähnt. Das erste Mal zu Beginn des MS105, in dem Wittgenstein Ramsey gewisse Anregungen zu verdanken hat: „Ich habe sehr genußreiche Diskussionen mit Ramsey über Logik etc. Sie haben etwas von einem kräftigen Sport & sind glaube ich in einem guten Geist geführt.“ (MS105, 4) Es ist aber auch gut möglich, dass die Unterscheidung zwischen zwei Systemen von Wittgenstein selbst stammt. Für diese Möglichkeit spricht die Tatsache, dass Wittgenstein, auch im Jahr 1929, auf eine ähnliche Konzeptualisierung zweier Systeme bzw. Ebenen zurückgreift, um zwischen tatsächlicher und scheinbarer Struktur von Elementarsätzen zu unterscheiden. In seinem Aufsatz „Some Remarks on Logical Form“ bietet Wittgenstein folgendes Gleichnis:

Let us imagine two parallel planes, I and II. On plane I figures are drawn, say, ellipses and rectangles of different sizes and shapes, and it is our task to produce images of these figures on plane II. Then we can imagine two ways, amongst others, of doing this. We can, first, lay down a law of projection – say that of orthogonal projection or any other – and then proceed to project all figures from I into II, according to this law. Or, secondly, we could proceed thus: We lay down the rule that every ellipse on plane I is to appear as a circle in plane II, and every rectangle as a square in II. (SRLF, 164)<sup>95</sup>

Wittgenstein bemerkt in Bezug auf die zweite Projektionsart, dass es nicht möglich wäre aus den Bildern in P.II, unmittelbar die exakte Form der Bilder in P.I abzuleiten; man könnte hier höchstens dazu sagen, es handelt sich bei Figuren in P.II entweder um eine Ellipse oder um ein Rechteck (vgl. SRLF, 164). Darin besteht die Ähnlichkeit dieses Gleichnisses mit der Umgangssprache, denn die projizierten Formen in P.II (z. B. Subjekt-Prädikat Sätze oder relationale Sätze der Umgangssprache) sind keine genaue entsprechende Repräsentation der Form der Tatsachen.<sup>96</sup> Daraus folgt, dass der Umgangs-

<sup>95</sup> Zitiert nach Angabe der Originalseitenzahl in Wittgenstein 1993, 29–35.

<sup>96</sup> Vgl. SRLF, 164: “The case of ordinary language is quite analogous. If the facts of reality are the ellipses and rectangles on plane I the subject-predicate and

sprache keine 1:1-Beziehung zur Welt, wie etwa diejenige einer orthogonalen Projektion zweier parallelen Flächen, entspricht. Die Beziehung Sprache-Welt entspricht eher so einem Fall, wo zwischen Bildern und Tatsachen nur eine gemeinsame Ähnlichkeit besteht. Diese bezieht sich nun auf die logische Form, nach der Wittgenstein in der *Logisch-philosophischen* Abhandlung sucht und die als Garantie für diese Beziehung fungiert. Diese Tatsache zeigt, dass der Hintergrund der Betrachtungsweise zweier Ebenen, die eine die Projektion der anderen, Wittgensteins tractarianische Auffassung der Beziehung Sprache-Welt steckt. So entspricht der Tatsachen enthaltenden Ebene I in "Some Remarks on Logical Form" die Welt, während sich die zweite Ebene, die von uns projizierten sprachlichen Formen enthält, auf unsere Sprache bzw. Umgangssprache bezieht.<sup>97</sup>

Wittgenstein hat den Mangel an Kontextualisierung an dieser Stelle höchstwahrscheinlich selbst bemerkt. Die hier kommentierte Bemerkung aus MS105, 84 wurde ins TS209 übernommen. Bei der handschriftlichen Korrektur dieses Typoskripts wird die Referenz auf ein erstes und zweites System in Klammer gesetzt und jeweils durch die Ausdrücke „unmittelbare Erfahrung“ und „Physik“ erläutert (vgl. TS209, 19). Beide hinzugefügte Ausdrücke sprechen für den Versuch, den ursprünglichen Mangel an Kontextualisierung der Ausdrücke „erstes“ und „zweites System“ im MS105 zu verbessern.

---

relational forms correspond to the circles and squares in plane II. These forms are the norms of our particular language into which we project in ever so many different ways ever so many different logical forms."

<sup>97</sup> Ebenso interessant ist noch ein gemeinsamer Punkt in „Theories“ und in SRLF. Eine Hauptcharakteristik der vorgeschlagenen Notation für das erste System in Ramseys „Theories“ ist, dass dieses auf Nummern und nicht auf Namen beruhen soll. Die Begründung dafür ist: "[...] the terms of our primary system have a structure, and any structure can be represented by numbers (or pairs or other combinations of numbers)." (Ramsey 2013, 214) Dieser Aspekt ist ebenso in Wittgensteins "Some Remarks on Logical Form" vorhanden: "And here I wish to make my first definite remark on the logical analysis of actual phenomena: it is this, that for their representation numbers (rational and irrational) must enter into the structure of the atomic propositions themselves." (SRLF, 165) Die Frage, wer letztendlich wen beeinflusst, die sich natürlich stellt, wird hier offen bleiben.

#### 4.4.2 Die Perspektive des Zuschauers und des Kinooperators

Mit „*laterna magica*“ meint Wittgenstein höchstwahrscheinlich nicht die klassische Variante dieses Gerätes, das nur mit Glasplatten als Bilderträger versehen ist, sondern eher eine Art Amateur-Kinematographen.<sup>98</sup> Dieses seit ca. 1910 populäres Hausgerät nimmt neben den Glasplattenbildern auch einen 35-mm Filmstreifen auf (vgl. Kemner/Eiser 2000, 26), was das charakteristische Element in Wittgensteins Gleichnis bildet. Das Gleichnis der *laterna magica* steht somit für eine Art kinematographisches Verfahren. Dieser Aspekt des Gleichnisses wird von Wittgenstein 1949 in einer weiteren Mitteilung an O. K. Bouwsma deutlicher ausgedrückt. Wittgenstein sagt dort in Bezug auf das cartesianische *cogito* – Thema auf dem ursprünglich die Anwendung des Gleichnisses der *laterna magica* beruht – Folgendes:

I always think of it as like the cinema. You see before you the picture on the screen, but behind you is the operator, and he has a roll here on this side from which he is winding and another on that side into which he is winding. The present is the picture which is before the light, but the future is still on this roll to pass, and the past is on that roll. It's gone through already. Now imagine that there is only the present. There is no future roll and no past roll. And now further imagine what language there could be in such a situation. One could just gape. This! (Bouwsma 1986, 13)

Die Perspektive Descartes' *cogito* ist die – so in dieser Darstellungsweise Wittgensteins – eines vor einer Leinwand sitzenden Philosophen, der nicht sieht bzw. nicht weiß, dass die Bilder, die er betrachtet, Projektionen einer hinteren Ebene sind. Dieser sehr naive Zuschauer, der mit den Gefangenen in Platons Höhlengleichnis ver-

---

<sup>98</sup> Beide Modelle können in Abbildungen in Kemner / Eiser 2000, 27 verglichen werden.

gleichbar ist, objektiviert die Prozesse auf der Leinwand.<sup>99</sup> Deswegen kann Descartes überhaupt auf eine Aussage wie „*cogito, ergo sum*“ kommen, die eine totale Unabhängigkeit von allem Existierendem, darunter von den Bildern auf dem Filmstreifen, voraussetzt. Diese Aussage ist auch aus dem Grund bedeutungslos, da der eigentliche Kontext für Aussagen über Vorgänge auf der Leinwand den allgemeineren Kontext des Filmstreifens miteinbeziehen sollte. Wittgensteins eigene Perspektive, wenn er das Gleichnis der *laterna magica* diskutiert, geht nicht von der Ansicht des Zuschauers aus. Sein Ausgangspunkt ist eine übersichtliche Perspektive, die sich mit der des Kinooperators, der sowohl die Leinwand- als auch die Filmstreifenbilder in Griff hat, identifizieren lässt.

#### 4.4.3 Neuer Aspekt eines alten Gleichnisses

Das Gleichnis der *laterna magica*, wohlgermerkt eine visuelle Metapher, verwendet Wittgenstein auch in einem auditiven Sinne. Neben dem Vergleich zwischen Sprache und Bilderstreifen findet man im *Nachlass auch* den Vergleich zwischen Sprache und Tonstreifen. So im Band „IX. Philosophische Grammatik“ (1931–1932):

(Wir befinden uns mit unserer Sprache (als physischer Erscheinung) sozusagen « nicht » im Bereich des projizierten Bildes auf der Leinwand, sondern im Bereich des Films der durch die Laterne geht. Und wenn ich zu dem Vorgang auf der Leinwand Musik machen will, muß das, was sie hervorruft, sich wieder im Gebiet des Films abspielen. ~~Das Ganze ist~~ Das gesprochene Wort im Sprechfilm das die Vorgänge auf der Leinwand begleitet, ist ebenso fliehend wie diese Vorgänge, & nicht das Gleiche wie der Tonstreifen. Der Tonstreifen begleitet nicht das Spiel auf der Leinwand.) (MS113, 125v)<sup>100</sup>

<sup>99</sup> Dadurch, dass die Gefangenen in Platons Gleichnis an Schenkeln und Hals gefesselt sind, können sie nur geradeaus vor sich hinsehen. Was sie dabei sehen und irrtümlich für das einzig Wahre halten, ist nur das Schattenspiel, das das dahinter liegende Feuer auf die Wand der Höhle wirft (vgl. Platon 2004, 269ff).

<sup>100</sup> In der BEE kommt diese Bemerkung ohne Klammer vor. Außerdem wird dabei irrtümlicherweise „flickend“ anstatt „fliehend“ transkribiert.

Wittgenstein legt hier einen Unterschied zwischen dem Bereich des Filmstreifens und dem der Leinwand fest, indem er die Position unserer Sprache im Gleichnis verdeutlicht: wir befinden uns mit unserer Sprache im Bereich des Filmstreifens. Zeitlich betrachtet enthält also unsere Sprache beispielsweise ein „vorher“, ein „jetzt“ und ein „nachher“, genauso wie der Filmstreifen vorherige, jetzige und zukünftige Bilder wiedergeben kann. Auf der Leinwand gibt es hingegen nur jetzige Bilder, also nur die Gegenwart. Das ist im Grunde genommen die Unterscheidung, die man in der Bemerkung im MS105, 84 findet. Während es jedoch in der ersten Erwähnung der *laterna magica* im MS105 nur um den Vergleich zwischen Bildern auf dem Filmstreifen und Bildern auf einer Leinwand geht, also um zwei Formen von Bildern, die eine eine Projektion der anderen, handelt es sich bei der Bemerkung im MS113 um eine Erweiterung dieses Grundgleichnisses in einem auditiven Sinne. Durch dieses neue Element kommt Wittgenstein zur Betrachtung des gesprochenen Wortes in einem Film.<sup>101</sup> Diese auf einem Sprechfilm beruhende Variante des Gleichnisses der *laterna magica* offenbart eine Wendung in der Metaphorik, die auf der Anerkennung der Vielgestaltigkeit der Sprache beruht. Wittgenstein geht diesen Punkt tatsächlich in einer Bemerkung gegen Ende 1933, in der neben der Bildersprache (also der Sprache der *Logisch-philosophischen* Abhandlung) auch die Wort- und Tonsprache als Sprache charakterisiert wird, an: „Denke an die Vielgestaltigkeit dessen was wir „Sprache“ nennen. Wortsprachen, Bildersprachen, Gebärdensprachen, Tonsprache.“ (MS115, 28)

#### 4.4.4 Dynamik des Wittgensteinschen Gedankens

Wittgensteins Grundintuition, die Sprache sei in *irgendeinem* Sinne mit Bildern verbunden, ist eine dynamische Auffassung, die unter-

<sup>101</sup> Im Dezember desselben Jahres wird dieses Thema auch in einem Gespräch mit dem Wiener Kreis thematisiert. Diese Stelle muss vorsichtig gelesen werden. Dort steht: „Nicht der Tonstreifen begleitet den Film, sondern die Musik.“ (Wittgenstein 1984, 50) Die Schwierigkeit liegt hier darin, dass das Wort „Film“ nicht „Filmstreifen“ oder „Bilderstreifen“ – wie in der *Nachlass*-Bemerkung – bedeutet, sondern die Bilder auf der Leinwand, also genau das Gegenteil dessen, auf was sich das Wort „Film“ in der Bemerkung im MS113 bezieht.



schiedliche Formen in verschiedenen Phasen seines Gedankens annimmt. Was das Gleichnis der *laterna magica* betrifft, stellt sich diese Analogie ebenfalls nicht immer in der gleichen Art und Weise dar. Als Wittgenstein z. B. dieses Gleichnis erstmals bei Frege verwendet, denkt er höchstwahrscheinlich an eine mit einem Filmstreifen versehene *laterna magica*, also eine Art Amateur-Kinematographen, während er später auch den Vergleich zwischen Sprache und Sprechfilmen verwendet.

Der Vergleich zwischen Sprache und Bildern, der in der einen oder anderen Form fast in den ganzen Schriften Wittgensteins vorhanden ist, ist ein Grundmerkmal seiner Philosophie. Diese Hauptverbindung präsentiert sich jedoch nicht immer in derselben Art und Weise. In der Philosophie der *Logisch-philosophischen* Abhandlung bildet der Vergleich des Satzes mit einem Bild, wobei Bilder hier in einem abstrakten logischen Sinne zu verstehen sind, das Fundament der ganzen Auffassung Wittgensteins von Sprache. Diese Bildauffassung ist – wie sie in der vorliegenden Arbeit charakterisiert wurde – eine Konzeption *ad-hoc*, die einen Fall des Bildes bzw. einen Aspekt des Bildbegriffs verallgemeinert: diese Auffassung geht davon aus, dass wenn *ein* Satz ein Bild ist, dann muss auch *jeder* Satz ein Bild sein. Wittgenstein bemerkt später die negative Allgemeinheit dieser Konzeption und versucht dieses Gleichnis genauer zu spezifizieren. So z. B. durch den Vergleich zwischen Satz und Portrait: „\* Der Satz ist nicht einfach ein Bild, er ist «sondern» ein Portrait.“ (MS107, 155) Oder auch durch den Vergleich zwischen Satz und Genrebildern:

// Sinn des Satzes, Sinn eines Bildes. Wenn wir den Satz mit einem Bild vergleichen, so müssen wir bedenken, ob mit einem Portrait (einer historischen Darstellung), oder mit einem Genrebild. Und beide Vergleiche haben Sinn.

(Sätze in Dichtungen entsprechen Genrebildern.) [...] (MS114ii, 154)

Der Hintergrund dieser Dynamik ist die Tendenz, die Sprache sowie philosophische Themen im Allgemeinen analogisch zu erklären. Die Analogien als philosophische Mittel sind dynamische Auffassungen,

die immer wieder neu betrachtet werden können. Das lässt sich vor allem in der Tatsache sehen, dass die analogisch-visuelle Erklärung der Sprache, die Wittgensteins erstes Werk charakterisiert, in seiner Spätphilosophie auch durch nicht-visuelle Metaphern ausgedrückt wird. So in den folgenden Bemerkungen der *Philosophischen Untersuchungen*: „Die Frage ‘Was ist eigentlich ein Wort?’ ist analog der ‘Was ist eine Schachfigur?’“ (TS227a, §108); „Denk an die Werkzeuge in einem Werkzeugkasten: Es ist da ein Hammer, eine Zange, eine Säge, ein Schraubenzieher, ein Maßstab, ein Leimtopf, Leim, Nägel, «und» Schrauben.— So verschieden die Funktionen dieser Gegenstände, so verschieden sind die Funktionen der Wörter. (Und es gibt Ähnlichkeiten hier und dort.)“ (TS227a, §11)

#### 4.5 Die Kritik ans Gleichnis der *laterna magica*

In der Bemerkung zur *laterna magica* im MS105, 84, die zu Beginn der Sektion 4.4 diskutiert wurde, ist die initiale Frage, ob das System der Data Zeit enthält. Wittgenstein antwortet darauf nicht kategorisch, sondern mit einer konditionalen Formulierung des Gleichnisses der *laterna magica*, nämlich: *Wenn* die Tatsachen im System der Data (ersten System) mit den Bildern auf der Leinwand und die Tatsachen im zweiten System (der Physik) mit den Bildern auf dem Filmstreifen verglichen werden, *dann* gibt es im System der Data nur gegenwärtige Bilder, während es im System der Physik gegenwärtige, vergangene und zukünftige Bilder gibt. Diese analogische Darstellungsweise präsentiert zunächst die Hauptunterscheidung der Leinwandbilder im Vergleich zu den Filmstreifenbildern, nämlich dass sie nur gegenwärtig sein können und legt gleichzeitig aus diesem Grund nahe, dass es im System der Data keine Zeit gibt. Die Gegenwart – und das ist der Punkt, den man hier aufgreift – ist nicht ausreichend, um die *Zeit* zu definieren. Die nächsten Bemerkungen dieser Sektion behandeln die Zeit im System der Physik aus einer detaillierteren Perspektive, nämlich dem nicht abreißen Charakter der Zeit der physikalischen Phänomene. Wittgenstein identifiziert diesbezüglich ein kennzeichnendes Merkmal in diesem Gleichnis, nämlich dass darin die Zukunft als präformiert angesehen wird (vgl. MS105, 86). Diese

Ansicht der Zukunft bezieht sich auf den Filmstreifen, denn zukünftige Bilder sind nur dort zu finden.

Wittgensteins Denkprozess geht hier aber weiter. Er formuliert seine initiale Frage leicht um und fragt erneut: „] Wie aber in der Welt der Data? Reißt diese Welt nicht wirklich ab? Kann man von einem Datum sagen es sei früher als ein anderes?“ (MS105, 86) Hier wird nochmals behauptet, dass das System der Data ein gegenwärtiges System ist, denn man hat tatsächlich gegenwärtige Data, Sinnes- und Erinnerungsbilder (vgl. MS105, 86). In Bezug nun auf diese Feststellung werden zwei Möglichkeiten betrachtet. Die Erste bezieht sich auf die Idee, dass die Zeit im zweiten System aus den gegenwärtigen Bildern des ersten Systems konstruiert wird. Durch diese Betrachtungsweise wird aber die Richtung der initialen Frage auf Seite 84 umgedreht. Ursprünglich wollte man erfahren, ob das System der Data (erstes System) Zeit enthält, wobei das Gleichnis der *laterna magica* suggeriert, dass es in diesem System keine Zeit gibt. Nun behauptet man, dass die Zeit im zweiten System nur als eine Konstruktion und zwar aus dem gegenwärtigen System der Data zu verstehen ist. Daraus ergibt sich, dass auch nicht das zweite System Zeit enthält. Die andere Alternative geht von dieser letzten Position aus und besagt, dass die Konstruktion eines zeitlichen zweiten Systems eine Charakteristik des ersten Systems der Data aussagt, nämlich die Möglichkeit, Gegenwärtiges auszudrücken. Nach dieser Charakteristik lässt sich nur nach Analogie mit dem System der Physik sagen, dass das System der Data zeitlich geordnet ist. Doch selbst dies lässt sich nur unter der Bedingung sagen, dass beide Systeme nicht verwechselt werden dürfen.

Diese Sektion im MS105 darf also nicht als eine kategorische Antwort auf die Frage, ob das System der Data Zeit enthält, gelesen werden. Im Grunde genommen besagt dieses Gleichnis Folgendes: Wenn eine Antwort auf die Frage, ob das System der Data Zeit enthält, durch so einem Gleichnis wie jenes der *laterna magica* gegeben wird, *dann* gibt es im System der Data keine Zeit. Die Aufmerksamkeit Wittgensteins richtet sich bei diesem Gleichnis nicht nur inhalt-

lich auf die Rolle der Zeit im System der *Data*, sondern insbesondere auf die analogische Erklärung, mit der eine Antwort auf dieses Thema gegeben wird. Daraus ergibt sich aber eine negative Auffassung der Rolle des Gleichnisses der *laterna magica* in der philosophischen Betrachtung der Zeit. Ein erster Aspekt dieser Analogie, den Wittgenstein gleich in derselben Sektion des MS105 kritisiert, ist, dass in diesem Gleichnis die Zukunft als präformiert präsentiert wird: „/ Das eine Charakteristische an diesem Gleichnis ist, daß ich darin die Zukunft als präformiert ansehe.“ (MS105, 86). Diese Charakteristik ist ein negatives Kennzeichen in der Auffassung der Zeit, dessen Unmöglichkeit bereits in der *Logisch-philosophischen Abhandlung* bestritten wurde. In 5.1361 behauptet Wittgenstein, dass man zukünftige Ereignisse aus den gegenwärtigen nicht erschließen kann, weil – so in der nächsten Bemerkung – der Kausalnexus keine *innere* Notwendigkeit besitzt.

Wittgensteins später Einwand gegen die Idee von präformierten zukünftigen Ereignissen wird nicht – wie in der *Abhandlung* – aus einer Kritik an die Metaphysik des Kausalnexus aufgebaut. Ein ganz einfaches, aus der alltäglichen Erfahrung genommenes Beispiel ist dafür ausreichend. Im MS112, 128rf wird nochmals auf das Filmstreifen-Leinwand Gleichnis zurückgegriffen, diesmal aber konkret, um damit eine falsche Auffassung der *Zeit* zu belegen:

Wenn man sagt die Zukunft sei bereits prä[fö | o]rmiert so heißt das offenbar: die Bilder des Filmstreifens welche den zukünftigen Vorgängen auf der Leinwand entsprechen sind bereits vorhanden. Aber für das was ich in einer Stunde tun werde gibt es ja keine solchen Bilder & wenn es sie gibt so dürfen wir wieder nicht die Bilder auf dem Zukunftsteil des Filmstreifens mit den zukünftigen Ereignissen auf der Leinwand verwechseln. diese geschehen jetzt nicht Nur von jenen können wir sagen daß sie präformiert sind d.h. jetzt schon existieren. [...]

Hier legt Wittgenstein eine klare Entsprechung zwischen der Leinwand in seinem Gleichnis und ganz normalen Ereignissen im Leben

fest, für die es keinen Sinn hat, von präformierten Bildern zu reden: „für das was ich in einer Stunde tun werde gibt es ja keine solchen Bilder.“ Überdies warnt Wittgenstein noch davor, auch wenn es solche Bilder gäbe, dürfte man sie nicht *wieder* mit den Leinwandbildern verwechseln. Damit bezieht sich Wittgenstein auf die Bemerkung im MS105, 84f, in der die Trennung der Zeit der Physik und der des unmittelbaren Erlebnisses nicht deutlich genug war.

#### 4.5.1 Ein verführendes Gleichnis: das Bild des Fließens der Erscheinungen

Der sprach-philosophische Aspekt im Hintergrund dieser Betrachtungen ist, dass man von den Bildern auf der Leinwand – im Gegensatz zu den Bildern im Filmstreifen – nicht sagen kann, sie seien gegenwärtige Bilder. Wittgenstein geht ausführlich die ungerechtfertigte Anwendung des Wortes „gegenwärtig“ an einer Stelle zu Beginn des MS108 (Dezember 1929) an. Ausgehend vom Satz: „nur die gegenwärtige Erfahrung habe Realität“ deutet er darauf hin, dass das Wort „gegenwärtig“ in diesem Zusammenhang überflüssig sein muss, denn hier „kann [es] sich nicht heißen gegenwärtig im Gegensatz zu vergangen & zukünftig.“ (MS108, 2f) Um dies zu erklären, greift Wittgenstein nochmals auf das Gleichnis der *laterna magica* zurück, und stellt fest, dass für die Bilder auf der Leinwand „gegenwärtig“ nicht korrekt angewendet wird, denn im Gegenteil zu den Bildern auf dem Filmstreifen ist auf der Leinwand kein Gegensatz vorhanden, um zwischen vergangenen und zukünftigen Bildern zu unterscheiden:

/ Die Gegenwart von der wir hier reden ist nicht das Bild des Filmstreifens das gerade jetzt ~~in dem~~ im Objectiv der Laterne steht, im Gegensatz ~~vo~~ zu den Bildern vor & nach diesem die noch nicht oder schon « früher » dort waren sondern das Bild auf der Leinwand das mit Unrecht gegenwärtig genannt würde weil gegenwärtig hier nicht zum Unterschied von vergangen & zukünft~~ig~~ gebraucht wird. Es ist also ein bedeutungsloses [B] B]eiwort. (MS108i, 3f)

Den philosophischen Hintergrund dieser Betrachtungen bildet eine Kritik zum Heraklitischen Prinzip „Alles fließt“. In der allerersten Bemerkung des MS108i legt Wittgenstein seine Position in Bezug auf diesen Satz fest: „/ Was zum Wesen der Welt gehört kann die Sprache nicht *sagen* «ausdrücken» Daher kann sie nicht sagen, daß alles fließt. Nur was wir uns auch anders vorstellen könnten, kann die Sprache sagen.“ Wittgenstein geht dieses Problems auf zweierlei Arten an. Wie gerade gezeigt, kritisiert er auf der einen Seite sprach-philosophisch die ungerechtfertigte Anwendung des Wortes „gegenwärtig“, die sich aus der Auffassung des ständigen Fließens der Phänomene ergibt. Auf der anderen Seite ist Wittgenstein aber auch daran interessiert, wie solche Anwendungen überhaupt entstehen. Diesbezüglich fragt er: „\* Wie kommt es daß ich überhaupt sagen will, daß alles fließt? [...]“ (MS108i, 26).<sup>102</sup>

<sup>102</sup> Die Frage nach der Tendenz, die dem Aussagen-Wollen eines Satzes wie „Alles fließt“ zugrunde liegt, ist im Grunde genommen eine Frage danach, warum man Unsinn aussagen will. Diese Thematik ist ein wichtiger konzeptueller Bestandteil in dem fast gleichzeitig wie das MS108i entstandenen „Vortrag über Ethik“, der in Bezug auf die Beziehung Gleichnis-Unsinn bereits diskutiert wurde. In diesem Vortrag stellt Wittgenstein folgende Frage, die im Grunde genommen dasselbe untersuchen will, wie die gerade diskutierte Sektion des MS108i: “Then what have all of us who, like myself, are still tempted to use such expressions as “absolute good”, “absolute value” etc, what have we in mind and what do we try to express?” (TS207, 6) Seine Antwort darauf lautet hier, dass die sprachliche Äußerung, mit der solche Erlebnisse wiedergegeben werden, ein Unsinn ist. Damit weist Wittgenstein nochmals auf einen zugrunde liegenden Missbrauch der Sprache hin: “If I say “I wonder at the existence of the world”) I am misusing language.” (TS207, 6f) Gegen Ende des Vortrages dringt Wittgenstein in diese Charakterisierung ein und deutet darauf hin, dass nicht ein gewisser Mangel an Ausdrücken solche unsinnigen Sätze kennzeichnet, sondern solche Sätze *per se* unsinnig sind: “[...] these nonsensical expressions were not nonsensical because I had not yet found the correct expressions, but that their nonsensicality was their very essence. For all I wanted to do with them was just to go beyond the world and that is to say beyond significant language.” (TS207, 10)

#### 4.5.2 Die Frage nach der Tendenz, Unsinniges sagen zu wollen

Der Neigung, unsinnige Sätze aussagen zu wollen, schreibt Wittgenstein ein Missverständnis zu: „Dieses die Gegenwart einfangen Wollen muß auf einem Misverständnis ber[ü | u]hen. Und zwar darauf daß man auf die unmittelbare Erfahrung eine Kategorie anwenden will die nur in der Sprache der physikalischen Welt anzuwenden ist.“ (MS108i, 27) Wittgenstein erklärt dieses Missverständnis hier wieder sprach-philosophisch als eine Art kategorialen Fehler. An einer anderen Stelle im MS108i charakterisiert er jedoch selbst die Analogie der *laterna magica* als ein missbrauchtes Bild, womit darauf hingewiesen wird, dass auf der Basis dieses Missverständnisses sich diese Analogie selbst befindet. In diesem Zusammenhang wird die Rolle der *laterna magica* als ein missbrauchtes Bild der Zeit auf der Basis dieses Missverständnisses angesprochen:

/ Es ist merkwürdig, daß wir das Gefühl daß *das Phänomen* uns ent-schlüpft, den ständigen Fluß der Erscheinung, im gewöhnlichen Leben nie spüren, sondern erst ~~dann~~ wenn wir philosophieren. Das deutet darauf hin daß es sich hier um einen Gedanken handelt der uns durch eine falsche Verwendung unserer *<(gewöhnlichem)>* Sprache *suggeriert* wird.

Das Gefühl ist nämlich daß die Gegenwart in die Vergangenheit schwindet ohne daß wir es hindern können. Und hier bedienen wir uns doch offenbar des Bildes eines Streifens der sich unaufhörlich an uns vorbei bewegt & den wir nicht aufhalten können. Aber es ist natürlich ebenso klar daß das Bild mi[ss | ß]braucht ist. Daß man ~~also~~ nicht sagen kann „die Zeit fließt“ wenn man ~~unter~~ mit „Zeit“ die Möglichkeit der Veränderung meint. (MS108i, 32f)<sup>103</sup>

<sup>103</sup> Diese zweite Bemerkung weist keine Randmarkierung auf. Nichtsdestotrotz wird sie ins TS 209, 20 und von hier aus ins TS213, 428: „Philosophie“ übernommen. Dies zeigt, dass es sich bei den ohne Striche versehenen Bemerkungen des *Nachlasses* um verwendbares Material handeln könnte.

Die Tendenz, den Fluss der Zeit aussagen zu wollen, identifiziert Wittgenstein an dieser Stelle mit einem Gefühl, auf dessen Basis sich ein missbrauchtes Bild befindet. Man könnte diese Auffassung Wittgensteins folgendermaßen erklären: man hat erstens ein Gefühl des Fließens der Erscheinung und erst dann will man es mit Wörtern ausdrücken. Nun was ist denn mit dem sprachlichen Ausdruck dieses Gefühls? Wie aus der ersten dieser zwei Bemerkungen zu entnehmen ist, erkennt Wittgenstein hier, dass dieses Gefühl erst dann entsteht, wenn man philosophiert. Im gewöhnlichen Leben ist dieses Gefühl nicht zu spüren. Die zweite Bemerkung legt im Zusammenhang mit dieser Idee nahe, dass der sprachliche Ausdruck dieses Gefühls nicht legitim ist: man kann eben nicht sagen „die Zeit fließt“. Es ist jedoch fragwürdig, dass dieses Gefühl nur in der Philosophie stattfindet. Man kann sich in der Tat gut jemanden außerhalb der Philosophie vorstellen, der dieses Gefühl doch im normalen Leben spürt. Wittgenstein scheint damit eher andeuten zu wollen, dass der Gebrauch des Satzes „Alles fließt“ im gewöhnlichen Leben und in der Philosophie zu differenzieren ist. Nach dieser Unterscheidung wäre der Satz „Alles fließt“ nur in der Philosophie problematisch. Im gewöhnlichen Leben, wo dieser Satz auch vorkommt, ist er immer noch ein Unsinn, jedoch ohne die problematischen philosophischen Wirkungen.<sup>104</sup>

Wie entsteht nun dieses Gefühl? Das Gefühl des ständigen Flusses der Erscheinungen entsteht dadurch, dass man eine falsche Analogie auf der Basis der Auffassung der Zeit hat. Dieses falsche Bild ist, so Wittgenstein, das eines unaufhörlichen Streifens, also das Bild der

---

<sup>104</sup> Die Beziehung des Gefühls zum Philosophieren ist übrigens ein Aspekt, den Wittgenstein in der ersten Bemerkung der Sektion „Philosophie“ im sog. Big Typescript aufgreift (vgl. TS213, 406). Diese Stelle stammt ohne bedeutsame Veränderungen aus dem größtenteils 1931 entstandenen MS110: „/ Wie ich oft gesagt habe, führt die Philosophie nicht zu einem Verzicht, da ich mich nicht entbreche, etwas zu sagen, sondern eine gewisse Wortverbindung als sinnlos aufgebe. In anderem Sinne aber erfordert die Philosophie dann eine Resignation, aber des Gefühls, nicht des Verstandes. Und das ist es vielleicht, was sie vielen so schwer macht. Es kann schwer sein, einen Ausdruck nicht zu gebrauchen, wie es schwer ist, die Tränen zurückzuhalten, oder einen Ausbruch der Wut.“ (MS110, 189)



*laterna magica*.<sup>105</sup> In der nächsten Bemerkung dieser Sektion behauptet man, dass der Missbrauch der Sprache, der dieser kritisierten Auffassung der Zeit zugrunde liegt, auf einer Übertragung des physikalischen Zeitbegriffs auf die Zeit des unmittelbaren Erlebnisses basiert:

[...] Es ist eine *Verwechslung* der Zeit des Filmstreifens mit der Zeit des *Leinwandbildes*. Denn die Zeit hat eine andere Bedeutung wenn wir das Gedächtnis als die Quelle der Zeit auffassen als «und» wenn wir es als ein aufbewahrtes Bild des vergangenen Ereignisses auffassen. [...] (MS108i, 33)

Dieser Einwand basiert auf einer Unterscheidung zwischen zwei Bedeutungen des Wortes „Zeit“, die sich jeweils mit zwei verschiedenen Auffassungen des Gedächtnisses identifizieren, nämlich i) als Quelle der Zeit, und ii) als aufbewahrtes Bild des vergangenen Ereignisses (vgl. MS108i, 33). Was diese beiden Auffassungen unterscheidet, ist die Betrachtung des Gedächtnisses als Bild eines physikalischen Ereignisses. Wird das Gedächtnis als Bild betrachtet, so ist als Bild eines physikalischen Ereignisses. Wird das Gedächtnis als Quelle der Zeit betrachtet, ist es kein Bild in dem angedeuteten Sinne. In einem ersten Moment behauptet Wittgenstein, beide Auffassungen seien an sich philosophisch nicht problematisch, wozu er aber sofort hinzufügt, sie seien nur nicht zu verwechseln (vgl. MS108i, 33). In einem zweiten Moment lässt Wittgenstein aber ganz klar sehen, dass die Auffassung des Gedächtnisses als Bild doch eine gewisse Schwierigkeit aufweist: „Es ist ja klar daß die Ausdrucksweise vom Gedächtnis als einem Bild nur ein Bild ist; genau so wie die Ausdrucksweise die die Vorstellungen  $\mathfrak{B}$  „Bilder der Gegenstände in unserem Geöste“ (oder dergleichen) nennt.“ (MS108i, 33f)<sup>106</sup> Diese kritische Bemerkung besagt also, dass die Ausdrucksweise des Gedächtnisses als ein

<sup>105</sup> Siehe auch das später entstandene MS110: „/ Ist nicht dieses falsche Bild das eines Bilderstreifens der so geschwind vorbeiläuft daß wir keine Zeit haben ein Bild aufzufassen.“ (MS110, 39)

<sup>106</sup> Mit dem Vergleich zwischen Gedächtnisbildern und Vorstellungsbildern wird auf Augustinus hingewiesen. In den *Confessiones* X/VIII schreibt Augustinus, im Gedächtnis befinden sich „die Schätze unzähliger Bilder von wahrgenommenen Dingen aller Art.“

Bild nur eine figürliche Redeweise ist, also nur ein Bild.<sup>107</sup> Doch weder Vorstellungen noch Erinnerungen – lautet die Bemerkung bei Wittgenstein weiter – können Bilder sein: „Was ~~ist~~ ein Bild ist das wissen wir, aber die Vorstellungen sind doch gar keine Bilder. Denn sonst kann ich das Bild sehen & den Gegenstand dessen Bild es ist aber hier ist es offenbar ganz anders.“ (MS108i, 34)

Ausdrucksweise wie Vorstellungen seien „Bilder der Gegenstände in unserem Geiste“ oder „das Gedächtnis sei ein Bild“ sind also *nur* Bilder, Gleichnisse. Doch diese Bilder sind keine harmlosen Sprachmittel, wie etwa hier die Partikel „nur“ nahelegt. Das Interesse Wittgensteins an diesen Gleichnissen liegt insbesondere darin, dass es sich dabei um verführende Bilder handelt. Mit der Feststellung des rein figürlichen Charakters von solchen Sätzen kommt Wittgenstein zu einem Schluss zu seiner initialen Frage im MS108i, 26 in Bezug darauf, was in Ausdrucksweise wie „Alles fließt“ liegt.

[...] Wir haben eben ein Gleichnis gebraucht & nun tyransiert uns das Gleichnis. In der Sprache dieses Gleichnisses kann ich mich nicht außerhalb dieses «des» Gleichnisses bewegen. Es muß zu Unsinn führen, wenn man [im] mit] der Sprache dieses Gleichnisses über das Gedächtnis als der Quelle unserer Erkenntnis, als Verification unserer Sätze, referieren will. Man kann von Gegenwärtigen, Vergangenen & Zukünftigen Ereignissen in der phyikalischen Welt reden aber nicht von gegenwärtigen vergangenen & zukünftigen Vorstellungen wenn man als Vorstellung nicht doch wieder eine Art physikalischen Gegenstand (E|etwa jetzt ein physikalisches Bild statt des Körpers) bezeichnet sondern gerade eben das Gegenwärtige. Man kann also den Zeitbegriff, d.h. die Regeln der Syntax wie

<sup>107</sup> Hier kommt wieder die Doppeldeutigkeit des Bildbegriffs vor. Es handelt sich dabei einmal von Bild als Foto, Gemälde, etc. und einmal als Bild im Sinne von Gleichnis. Wittgenstein merkt das und fügt ins TS209, 18 das Wort „Gleichnis“ neben dem zweiten Fall von Bild hinzu. Merkwürdigerweise wird aber diese Bemerkung ohne diesen Zusatz, also doppeldeutig im TS212 und TS213 übernommen.

sie von den physikalischen Substantiven gelten, nicht in der Welt der Vorstellung anwenden d.h nicht dort wo man sich einer radikal anderen Ausdrucksweise bedient. (MS108i, 33–35)<sup>108</sup>

Aus der Auseinandersetzung mit dem Gleichnis der *laterna magica* ergibt sich also ein wichtiges Element für Wittgensteins späte Bildauffassung, nämlich die Idee, dass ein Bild bzw. ein Gleichnis verführen kann. Überdies und eng verbunden mit der Diskussion um die Bedeutung des Wortes „gegenwärtig“ im Kontext des Gleichnisses der *laterna magica* stellt man in diesem Zusammenhang ein Grundmerkmal seiner Spätbildauffassung, das seine Philosophie von hier an sehr stark prägen wird, fest, nämlich die Idee, dass Bilder im Sinne von Gleichnissen auf der Basis gewisser Sprachmissbräuche stehen können.

#### 4.6 Exkurs: Philosophische Ideen aus dem alltäglichen Leben

Es wurde darauf hingewiesen, dass nach Wittgensteins Rückkehr zur philosophischen Tätigkeit eine Wendung in der Metaphorik des Gleichnisses der *laterna magica* festzustellen ist. Diese zeigt sich in der Erweiterung der Analogie von einem Amateur-Kinematographen in einem Sprechfilm. Indem sie sich nach der technischen Entwicklung des Geräts, das auf der Basis der Analogie Wittgensteins steht, richtet,

<sup>108</sup> Die Idee des Missbrauches eines Bildes im MS108i hat eigentlich im „Vortrag über Ethik“ einen Präzedenzfall. Hier ist von einem *misuse* die Rede. Bei seiner Analyse von Sätzen, die einen absoluten Wert ausdrücken, wie “I wonder at the existence of the world”, stellt Wittgenstein fest, dass darin die Sprache missbraucht wird (vgl. TS207, 7). In der handschriftlichen Urversion des Vortrages erklärt Wittgenstein in einer ins TS207 nicht-übernommenen Sektion konkret auch für den Satz “I wonder at the existence of the World”, dass das Problematische darin an dem Wort “to wonder” liegt: “[...] Again we see that we have used the term miracle in a relative & an absolute sense. In the relative sense it simply meant a hitherto unknown kind of event. Well that’s a trivial meaning. But when we are tempted to use it in what I would like to [k | c]all a deep meaning «sense» then it means we want it to mean that we wonder at it not because of its «the» rarity of what has happened «the event» but because what has happened has happened whatever has happened. And here we have the misuse of the word „to wonder“ which we talked about previously. [...]” (MS139a, 18)

zeigt sie die Gebundenheit des Wittgensteinschen Gedankens an seinen zeitgenössischen Kontext. Die mit Filmstreifen versehene *laterna magica*, dass Wittgenstein erstmals bei Frege vor der *Logisch-philosophischen Abhandlung* zur Illustration seiner Gedanken verwendet haben soll, wurde ca. 1910 erfunden. In den späten Zwanzigerjahren, in der Zeit also, in der Wittgenstein auch den Vergleich Bildstreifen-Tonstreifen diskutiert, findet die Popularisierung einer technischen Entwicklung im Bereich des Filmes und der Bilderdarstellung statt: Bilder erlangen erstmals Ton.<sup>109</sup>

Dieses Merkmal des Wittgensteinschen Philosophierens und vor Allem seiner Metaphorik ist ebenso in weiteren Grundaspekten seiner Früh- und Spätphilosophie vorhanden. Der Fall des Vergleichs zwischen Sprache und Bild, der aus einer Zeitungsnotiz, die Wittgenstein um 1914 gelesen haben soll, stammt, ist vielleicht der Bekannteste. Doch selbst die Grundanalogie seiner Spätphilosophie zwischen Sprache und Spiel weist einen ähnlichen, jedenfalls alltäglichen Ursprung auf. Norman Malcolm erinnert sich diesbezüglich an eine Anekdote des Mathematikers und Physikers Freeman Dyson, der über Wittgenstein Folgendes berichtet: “One day when Wittgenstein was passing a field where a football game was in progress the thought first struck him that in language we play *games* with *words*.”

---

<sup>109</sup> Gegen Ende der 20er Jahren werden die ersten Tonfilme öffentlich aufgeführt. *The Jazz Singer*, der als erster Tonfilm gilt, wurde 1927 in den USA uraufgeführt (vgl. Jossé 1984, 13). Nach Europa kommt dieser Film erstmals 1928 nach England und 1929 nach Frankreich (vgl. Jossé 1984, 280f). Diese technische Entwicklung wirkt sich auf mehrere Bereiche der Gesellschaft negativ aus. Viele Kinos mussten z. B. damals schließen, denn die Ausrüstung mit Tonapparaten war zu teuer, was in den noch funktionierenden Kinos zur Preiserhöhung führte. Auch für soziale Bereiche wird der Tonfilm eine Gefahr darstellen: Z. B. waren ca. 30 Prozent aller deutschen Berufsmusiker 1930 arbeitslos (vgl. Jossé 1984, 283ff). Auch in Österreich wiederholt sich dieses Phänomen. Darüber wird Wittgenstein von Arvid Sjögren in einem Brief vom 17.2.1931 informiert: „Vorige Woche hatten wir eine Schneekatastrophe. Es hat tatsächlich viel geschneit aber eine Noch grössere Katastrophe ist der Zustand der Strassen trotz der vielen Arbeitslosen, die wir haben, die froh wären etwas verdienen zu können. Die grösste Katastrophe ist die Film oder Kinokatastrophe, davon wirst Du Dich überzeugen können wenn Du kommst. Auch das Kreuzkino ist ein Tonkino geworden und gibt nur mehr Dreck.“

(Malcolm 2001, 55)<sup>110</sup> Die Tatsache, dass Wittgenstein den Stoff für philosophische Gedanken aus seinem alltäglichen Leben nimmt, positioniert seine Philosophie auf einem ganz anderen Niveau als die Diskussion zwischen kontinentaler und angelsächsischer Philosophie herkömmlich betonen will. Es handelt sich dabei eigentlich um eine Philosophie, die vom Leben Wittgensteins nicht zu trennen ist. Man möchte sagen, sie ist eine philosophische Lebensform, deren philosophische Sprachspiele aus einer Zeitungsnotiz oder bei einem Spaziergang entstehen können.

Wittgenstein ist in der Tat der Meinung, dass Ideen, Thesen und philosophische Gedanken an die Kultur gebunden sind. In seinem Tagebuch schreibt Wittgenstein 1931 z. B., dass die Gegenüberstellung von Tragödie und Komödie, ein Maßstab der westlichen Literatur, als kulturelles Produkt angesehen werden sollte, d. h. als Produkt einer Kultur, bei der diese zwei Möglichkeiten unter vielen anderen Arten des Dramas, als die einzigen erschienen.<sup>111</sup> An einer weiteren Stelle im selben Manuskriptband identifiziert Wittgenstein auch ganz deutlich die gleiche Charakteristik für den Begriff des *a-priori*:

<sup>110</sup> Wittgensteins Früh- und Spätsprachauffassungen sind also von bestimmten Metaphern geprägt, wobei die Hauptkonzeptionen von Sprache als Bild und Sprache als Spiel zeigen sollten, dass eine Definition von Sprache bei Wittgenstein vorzugsweise als Resultat eines Vergleiches vorkommt.

<sup>111</sup> Diese Bemerkung lautet: „Der Gegensatz zwischen Komödie & Tragödie wurde seinerzeit immer wie ein den dramatischen Raum «Raumbegriff» a priori teilender herausgearbeitet. Und es konnten einen dann gewisse Bemerkungen wundern, daß etwa die Komödie es mit Typen die Tragödie mit Individualitäten zu tun habe. In *Wirklichkeit* sind «ist» Komödie & Tragödie kein Gegensatz so daß die eine das von der andern ausgeschlossene Stück des dramatischen Raumes wäre. (So wenig wie Moll & Dur solche  $\boxplus$  Gegensätze sind.) Sondern es «sie» sind zwei von vielen möglichen Arten des Dramas, die nur einer bestimmten — vergangenen — Kultur als die einzigen erschienen «erschieden sind». Der richtige Vergleich wäre «ist» der mit den  $\boxplus$  modernen Tonarten.“ (MS183, 79f)

Es war charakteristisch für die Theoretiker der vergangenen Kulturperiode, das a priori « $\Lambda$ -priori» finden zu wollen, wo es nicht war.

Oder, soll ich sagen, « $\bar{\text{es}}$  war charakteristisch für die verg. Kulturperiode,» den Begriff, ~~oder Unbegriff~~, des 'a priori' zu formen [schaffen].

Denn nie hätte sie diesen Begriff geschaffen wenn sie von vornherein die Dinge [Sachlage] so gesehen hätte wie wir sie sehen. (Dann wäre der Welt ein großer — ich meine, bedeutender — Irrtum verloren gegangen.) Aber in Wirklichkeit kann man so gar nicht rasonieren, denn ~~jener~~ «dieser» Begriff war in der Kultur selbst [in der ganzen Kultur] begründet. (MS183, 81)

Man könnte also sagen, so wie die Unterscheidung zwischen Tragödie und Komödie und der Begriff des „a priori“ an eine bestimmte Kultur gebunden sind, so sind Wittgensteins philosophische Auffassungen der Sprache als Bild und als Spiel selbst abhängig von einem kulturellen, lebendigen Kontext. Wittgenstein selbst deutet darauf hin, dass seine Philosophie auf diese Art und Weise zu verstehen ist, wenn er in einer der sog. „Kringel-Bemerkungen“<sup>112</sup> schreibt, dass sie für einen kleinen Kreis, der seinem Kulturkreis entspricht, bestimmt ist:

o/ Wenn ich sage daß mein Buch nur für einen kleinen Kreis von Menschen bestimmt ist (wenn man das einen Kreis nennen kann) so will ich damit nicht sagen daß dieser Kreis « $\bar{\text{meiner}}$  Auffassung nach» die Elite der Menschheit ist aber es ist der Kreis an den «aber es sind die Menschen an die» ich mich wende (nicht weil sie besser oder schlechter sind als die andern sondern) weil sie mein Kulturkreis sind gleichsam die Menschen meines Vaterlandes im Gegensatz zu den anderen, die mir fremd sind. (MS110, 18)

<sup>112</sup> Eine ausführliche Untersuchung der Bemerkungen mit der Randmarkierung „o“ im *Nachlass* befindet sich in Rothhaupt 2011(a), 2011(b) und 2013.

## 4.7 Von einer Analogie in die Irre geführt

Die sich aus der Auseinandersetzung mit dem Gleichnis der *laterna magica* ergebene Feststellung, dass ein Bild bzw. ein Gleichnis verführen kann ist ein Zentralthema der Spätphilosophie Wittgensteins. Er ist der Meinung, die größte Gefahr, durch Bilder in die Irre geleitet zu werden, besteht in der Mathematik: „\* In keiner religiösen [K|C]onfession ist soviel durch den Mißbrauch von [M|m]etaph[em|orischer] « Ausdrücke » gesündigt worden wie in der Mathematik.“ (MS106, 58)<sup>113</sup> Ein wichtiger Teil seiner Auseinandersetzung mit irreführenden Ausdrücken bezieht sich jedoch auch auf ihre Rolle in der Philosophie selbst. Programmatisch drückt sich die Bedeutsamkeit der Feststellung falscher Analogie für die Wittgensteinsche Philosophie im MS109 aus:

√√ o] Es ist eine Haupttätigkeit der Philosophie vor falschen Vergleichen zu warnen. Vor <(den)> falschen Vergleichen «Gleichnissen» zu warnen die unserer Ausdrucksweise — ohne daß wir uns dessen ganz bewußt sind — zu Grunde liegen.

Ich glaube unsere Methode ähnelt hier der der Psychoanalyse die auch unbewußtes bewußt & dadurch unschädlich machen will & ich glaube daß diese Ähnlichkeit keine rein äußerliche ist. (MS109, 174)

Man könnte diese Methode nach einer Bemerkung aus dem Jahr 1933 eine „Psychoanalyse der grammatischen Mißdeutungen“ nennen (vgl. MS145, 58). Die Betrachtung und Thematisierung der negativen Rolle einer irreführenden Ausdrucksweise für die Philosophie wird ausschließlich seit 1929 im *Nachlass* systematisch ausgeführt. In der *logisch-philosophischen Abhandlung* werden solch irreführende Ausdrucksweise *qua* philosophische Probleme durch das Diktum „Die Logik muß für sich selber sorgen“ (LPA 5.473) ausgeschlossen, denn laut diesem Prinzip, das sich gegen die Russellsche Auffassung der

<sup>113</sup> Folgende Bemerkungen belegen die Identifizierung irreführender Bilder in der Mathematik: „√ | „Die rationalen Punkte liegen auf der Zahlengeraden nahe beisammen «beieinander»: irreführendes Bild. |“ (MS112, 33rf) „Der „Schnitt in einem irrationalen Punkt“ ist ein Bild & ein irreführendes Bild.“ (MS113, 85r)

Logik richtet<sup>114</sup>, kann man sich in der Logik grundsätzlich nicht irren. Das heißt, dass ein angemessen durchgeführter logischer Kalkül nicht ungültig sein kann. In der *Logisch-philosophischen* Abhandlung 6.1261 wird dieser Punkt auch folgendermaßen ausgedrückt: „In der Logik sind Prozeß und Resultat äquivalent. (Darum keine Überraschung.)“ In diesem Sinne lässt uns die Logik selbst nicht irren und, wenn *wir* einen Fehler in der Logik begehen, so ist es kein Fehler der Logik, sondern der Anwendung der Logik. Wittgenstein vertraut somit der Logik der Sprache, indem er der Ansicht ist, die Sprache selbst verhindert logische Fehler (vgl. LPA 5.4731).

Obwohl die Analyse von irreführenden Ausdrucksweisen keinen Platz in der Philosophie der *Abhandlung* findet, zeigt eine interessante Stelle im ersten erhaltenen Manuskriptband des *Nachlasses* aus dem Jahr 1914, dass die Möglichkeit, durch eine scheinbare Analogie irreführt zu werden, doch sehr früh von Wittgenstein in Betracht gezogen wurde. Dort schreibt Wittgenstein: „Ob wir zu der Annahme von „Beziehungen von « $\bar{\phantom{x}}$  zwischen» Beziehungen“ nicht nur irreführt werden, durch die scheinbare analogie zwischen den Ausdrücken: „Beziehungen von « $\bar{\phantom{x}}$  zwischen» Dingen“ und „Beziehungen von « $\bar{\phantom{x}}$  zwischen» Beziehungen?““ (MS101, 36r) Diese Stelle zeigt, dass Wittgenstein sich schon sehr früh bewusst ist, dass falsche Analogien nicht nur in die Irre führen können, sondern insbesondere auch, dass solche Ausdrucksweisen Konsequenzen für philosophischen Betrachtungen haben können. Obwohl das Risiko solcher Ausdrucksweisen anerkannt wird, scheint Wittgenstein jedoch nicht zu merken, dass dieser irreführende Prozess in einigen Aspekten seines eigenen Philosophierens stattfindet, insbesondere durch die Grundanalogie zwischen Satz und Bild. Wittgenstein sieht ganz am Anfang seiner philosophischen Tätigkeit die Gefahr von falschen Analogien irreführt zu werden, jedoch anscheinend ausschließlich in logischen Ausdrucksweisen. Dass in rein *philosophischen* Ausdrucksweisen wie „Der Satz ist ein Bild der Wirklichkeit“ die gleiche Gefahr besteht, wird damals übersehen.

<sup>114</sup> Siehe Stern 1995, 60: ““Logic must take care of itself” [...] is, among other things, a rejection of Russell’s idea that the logician must take care of logic by giving it an axiomatic formulation.”



## 4.8 Eine zu weit getriebene Analogie

Die neuen Elemente, die die Philosophie Wittgensteins seit Ende der 20er Jahre prägen, nämlich die Idee des Missbrauchs eines Bildes und die Rolle von falschen und irreführenden Gleichnissen, werden entscheidend zum Bruch mit seiner frühen Bildauffassung beitragen, indem sie direkt zur Anerkennung des irreführenden Charakters der Abbildkonzeption der *Logisch-philosophischen* Abhandlung führen. Um das zu belegen, ist eine Stelle aus dem 1931 entstandenen MS111 des *Nachlasses* von Bedeutung. Wittgenstein fragt hier: „Ist nun nicht mein Ausdruck, daß der Satz ein Bild ist, ein schiefer Ausdruck, der eine gewisse Analogie zu weit treibt?“ (MS111, 107) Merkwürdigerweise wird in dieser Bemerkung genauso wie in der Frühbemerkung des MS101, 36r, die in der letzten Sektion angesprochen wurde, das Misstrauen gegenüber einer Analogie dubitativ mit einer Frage artikuliert. Kategorisch äußert sich dieses Misstrauen in einem Aufsatz namens „Stellvertretung“ aus dem Nachlass Friedrich Waismanns in *The Voices of Wittgenstein*:

Wenn man nun sagt: Der Satz ist ein Bild der Wirklichkeit, so \folgt man einer falsche Analogie\ /ist diese Ausdrucksweise nicht ungefährlich/. Man denkt: Der Satz besteht aus Worten, die Worte vertreten die Dinge der Wirklichkeit, also stellt der Satz, wie ein Bild oder Modell, eine \Sachlage dar\ /Verbindung von Gegenständen dar. So wie im Satz die Worte zusammenhängen, so hängen im Sachverhalt die Gegenstände zusammen. Der Satz bildet durch seine Struktur die Wirklichkeit ab./ Das ist /nichts als/ eine Verirrung / in ein falsches Gedankensystem/, hervorgerufen durch das Vieldeutige, Schwebende der Ausdrücke ‘vertreten’, ‘stehen für’, ‘bedeuten’. \Es ist eben nicht richtig, dass die Worte den Dingen ähnlich sehen und dass daher der Satz, als Verbindung von Worten, ein Bild der Sachlage ist. (Baker 2003, 504)

Hier wird die Bildauffassung der *Logisch-philosophischen* Abhandlung in ihren wesentlichen Merkmalen bestritten. Diese Auffassung stellt hier eine Verirrung in ein falsches Gedankensystem, die auf der

Vieldeutigkeit mancher Ausdrücke der Terminologie der *Abhandlung*, z. B. „vertreten“ (LPA 2.131), „stehen für“ (LPA 4.0311), „bedeuten“ (LPA 3.203) beruht, dar. Neben diesen fehlerhaften Zügen der frühen Bildauffassung werden jedoch in der Aufzeichnung Waismanns zwei positive Aspekte des Bildbegriffs hervorgehoben. Der erste bezieht sich auf eine nicht unilaterale Auffassung der Sprache: „Das Wort ‘Bild’ hat jedenfalls das eine Gute, das es uns davor bewahrt, bei dem Ausdruck ‘Satz’ ausschließlich an die Wortsprache zu denken. Man kann eine Mitteilung auch in Form einer Zeichnung machen.“ (Baker 2003, 504) Der zweite dieser Aspekte bezieht sich auf den bildhaften Charakter des Wortes „Bild“:

Soweit man bei dem Ausdruck ‘Bild’ nur an eine Analogie der Verwendungsweise denkt, ist er gut und nützlich; nimmt man ihn aber wörtlich, versucht man im Satz ein Bild im ursprünglichen Sinn zu sehen, so ist er entschieden irreführend. Denn er verleitet uns nun dazu, zwischen Satz und Tatsache eine Parallelität anzunehmen, die nicht besteht, und etwa zu sagen: Jeder Tatbestand muss zusammengesetzt sein, da doch das Bild der Tatsache, der Satz, aus Wörtern zusammengesetzt ist. (Baker 2003, 506)

Wird „Bild“ als Analogie eines Satzes verstanden, so kann dieser Ausdruck sogar positiv sein. Wittgensteins Kritik an seiner frühen Bildauffassung geht aber hier noch tiefer. Durch die Feststellung des analogischen Charakters des tractarianischen Bildbegriffs identifiziert er auch konkretere Gedanken in seinem ersten Werk, die genauso wie sein Bildbegriff analogisch gebildet sind. So z. B. mit seiner Auffassung der Zusammengesetztheit der Sätze und der damit verbundenen Auffassung eines Komplexes. In einer weiteren Notiz Waismanns, „Zusammengesetztheit“, wird deutlich erkannt, dass selbst dieses Wort genauso wie „Komplex“ auf einer Analogie beruhen: „Eigentlich bezieht sich das Wort ‘komplex’ ‘zusammengesetzt’ – ebenso wie das Wort ‘Bild’ – auf eine Analogie: ein Komplex (wie wir das Wort in der Sprache gewöhnlich gebrauchen) ist etwa eine räumliche Anordnung von räumlichen Dingen.“ (Baker 2003, 246) Auch hier muss Wittgenstein zugeben, dass das analogische Verfah-

ren in seinem ersten Werk irreführend war und ihn tatsächlich irreführt hat: „Aber diese Analogie ist irreführend und hat mich tatsächlich irreführt, wenn ich nämlich von Komplexen geredet habe, welche den Sätzen entsprechen. [...]“ (Baker 2003, 246)

Wenn Wittgenstein also die Identifizierung von falschen, irreführenden Analogien ausdrückt, so bezieht er sich damit in erster Linie auf seine eigene Erfahrung mit der *Logisch-philosophischen Abhandlung*. Dieses Grundmerkmal seiner Spätphilosophie ergibt sich aus einer kritischen Betrachtung der philosophischen Methode, die er in seinem ersten Werk ausführt und sollte dementsprechend als eine Neuformulierung seiner Frühgedanken gelesen werden.

## 4.9 Ein Gleichnis gehört zu unserem Gebäude

Eine Bemerkung zu Beginn der Dreißigerjahre, die die Kritik am analogischen Charakter der tractarianischen Satzauffassung besonders gut illustriert, befindet sich im MS110 vom Juni 1931. Diese Bemerkung lautet:

/ (Ein Gleichnis gehört zu unserem *Gebäude*; aber wir können auch aus ihm keine Folgen ziehen, es führt uns nicht über sich selbst hinaus sondern muß als Gleichnis stehen [B|b]leiben. Wir können keine Folgerungen daraus ziehen. So, wenn wir den Satz mit einem Bild vergleichen & die (wobei ja, was wir unter ‚Bild‘ verstehen ja schon früher «vorher» in uns festliegen muß) oder wenn ich die Anwendung der Sprache mit der, etwa, des Multiplicationskaküls vergleiche.

Die Philosophie stellt eben alles bloß hin & erklärt & folgert nichts.) (MS110, 216f)

Hier wird nochmals die tractarianische Auffassung kritisiert und wieder stellt der Kernpunkt dieser Kritik die figürliche Natur der Auffassung des Satzes als Bild dar. Dieser Vergleich ist als ein auf der Basis des Gebäudes der *Logisch-philosophischen Abhandlung* stehendes Gleichnis zu verstehen. Das Wort „Gebäude“ – wohl gemerkt

auch eine figürliche Ausdrucksweise – hat bei Wittgenstein in der *Abhandlung* eine starke naturwissenschaftliche Konnotation. So in der Bemerkung 6.341, in der Wittgenstein das Gebäude der Wissenschaft, das mit den Bausteinen der Mechanik gebaut wird, charakterisiert. Dass nun dieses dem Gebäude der *Logisch-philosophischen* Abhandlung gehörende Gleichnis als ein solches bleiben muss und nicht über sich selbst hinausführt, ist eigentlich eine Angabe, die in der *Abhandlung* selbst enthalten ist und zwar am Ende des Buches durch die Aufforderung zum Wegwerfen der Leiter (vgl. LPA 6.54). Neu ist in dieser Bemerkung die deutliche Anerkennung des Fundaments des Buches als Gleichnis und die damit verbundene Idee, dass jenes, was sich nicht weiter hinaus führen lässt, eben an dem gleichnishaften Charakter des Grundprinzips des Buches liegt. Mit der Figürlichkeit einer Ausdrucksweise erreicht man also keine Erklärung, sondern nur den Punkt, an dem keine Erklärung mehr möglich ist. Die Philosophie gibt, wenn sie figürlich vorgeht, letztendlich keine Erklärung von den Themen, die sie behandelt.

Merkwürdigerweise wird in der Endfassung der *Philosophischen Untersuchungen* der Hinweis auf das Fundament dieser Ideen, d. h. die unmittelbare Beziehung dieser Auffassung der Philosophie zu Wittgensteins kritischer Betrachtungsweise seiner Früharbeit, nicht übernommen. Die Endfassung dieser Bemerkung lautet:

426«125»126. Die Philosophie stellt eben alles bloß hin, und erklärt und folgert nichts.— Da alles offen daliegt, ist auch nichts zu erklären. Denn, was etwa ~~versteckt~~ «verborgen» ist, interessiert uns nicht.

“Philosophie” könnte man auch das nennen, was v o r allen neuen Entdeckungen und Erfindungen möglich ist. (TS227a)

In der sog. Urfassung der *Philosophischen Untersuchungen* (vgl. MS142, 108/117) aus dem Jahr 1936 wird der Bemerkung aus MS110 neben einigen orthographischen Veränderungen auch Folgendes hinzugefügt: „Da alles offen daliegt, ist auch nichts zu erklären. Denn, was etwa verborgen ist, interessiert uns nicht.“ Der Hinweis auf etwas Verborgenes, der seinerseits aus MS110, 90 (Feb. 1931) übernommen

wurde, bildet noch eine Anspielung auf die *Logisch-philosophische Abhandlung*, wie es in einem bereits zitierten Brief an M. Schlick vom 20.11.1931 deutlich wird: „[V]ielleicht den Hauptunterschied zwischen der Auffassung des Buches & meiner jetzigen ist, daß ich ein sah, daß die Analyse des Satzes nicht im Auffinden verborgener Dinge liegt, sondern im Tabulieren, in der übersichtlichen Darstellung, der Grammatik, d. h. des grammatischen Gebrauchs, der Wörter.“ Aus MS142 wurde diese Bemerkung ins TS220, 81 und von hier mit bedeutsamen Änderungen ins TS238, 9 und TS239, 82 übernommen. In diesen letzten zwei Typoskripten wird der Hinweis auf den Satz-Bild Vergleich, also auf die *Logisch-philosophische Abhandlung* letztlich durchgestrichen.

## 4.10 Philosophie und Gleichnis

Die klare Stellungnahme zur Wichtigkeit von Gleichnissen in der Philosophie wird ab 1929 eine überwiegende Rolle in der Philosophie Wittgensteins spielen. In der Tat bildet diese Stellungnahme ein charakteristisches Merkmal seiner Spätphilosophie, sodass sie einer methodologischen Unterscheidung zwischen Früh- und Spätphilosophie dienen kann. Wittgenstein fokussiert sein Interesse auf analogische sprachliche Mittel in zweierlei Hinsicht. Einerseits charakterisiert er Gleichnisse in ihren negativen Aspekten bzw. in ihren negativen Einfluss auf das Philosophieren. Nach dieser Perspektive – die Überwiegende im *Nachlass* – können Bilder im Sinne von Gleichnissen irreführend, falsch, irreleitend, irrtümlich, hinkend und tyrannisierend sein. In Bezug auf das Gleichnis der *laterna magica* wurden einige Merkmale dieser negativen Charakterisierung bereits diskutiert. Das Motto, mit dem diese Perspektive aufgefasst werden kann, heißt in einer Bemerkung aus dem Jahr 1931: „/ Es ist schwer sich an kein Gleichnis zu verlieren.“ (MS110, 221) Andererseits sieht Wittgenstein darin jedoch auch positive Wirkungen, die Gleichnisse beim Philosophieren haben können. Wie diese positive Seite der Verwendung von Gleichnissen aussieht, ist nicht einfach zu beantworten, vor allem weil es den Stellen, an denen dieser Aspekt angedeutet wird, an Ausführlichkeit mangelt. So z. B. wenn Wittgenstein 1929

kodiert schreibt: „Ein gutes Gleichnis erfrischt den Verstand.“ (MS105, 73) Wie in den meisten kodierten Bemerkungen in diesem Manuskriptband berichtet er auch in dieser sehr lakonischen, aphoristischen Aussage über die eigene Arbeit an der Philosophie.<sup>115</sup> Die „Erfrischung“ des Verstandes als grundlegende Bedingung des Philosophierens bildet keine rein figürliche Aussage zu Wittgensteins Auffassung der Philosophie. Die Kompliziertheit der Philosophie liegt für Wittgenstein nicht an den Themen, die sie behandelt, sondern an unserem „verknотeten Verstand“.<sup>116</sup> Wittgenstein ist also der Meinung, dass die Betrachtung imaginativer Situationen entscheidend dazu beiträgt, die Knoten unseres Denkens zu lösen. Man möchte auch sagen, das Finden und Erfinden neuer Gleichnisse hat hier eine wesentliche Rolle, wie es tatsächlich bei Wittgenstein 1932 heißt, wenn er über die Reproduktivität seiner Gedanken reflektiert: „Was ich erfinde sind neue Gleichnisse.“ (MS154, 16r) Wie aber ist die Rolle von Gleichnissen in der Philosophie genauer zu verstehen? Inwiefern können sie die Knoten unseres Verstandes lösen? Eine partielle Antwort stammt aus dem Jahr 1931 in seinen *Nachlass*. Wittgenstein schreibt: „/ Der Zweck des guten Ausdruck & des guten Gleichnisses ist, daß es die augenblickliche Übersicht *gestattet*

<sup>115</sup> Siehe folgende kodierte Bemerkungen in diesem Manuskriptband: „Meine Art des Philosophierens ist mir selbst immer noch, und immer wieder, neu, und daher muß ich mich so oft wiederholen. Einer anderen Generation wird sie in Fleisch und Blut übergegangen sein und sie wird die Wiederholungen langweilig finden. Für mich sind sie notwendig. — Diese Methode ist im Wesentlichen der Übergang von der Frage nach der Wahrheit zur Frage nach dem Sinn.“ (MS105, 46. Nach dem Gedankenstrich ist die Bemerkung nicht kodiert); „Es ist gut daß ich mich nicht beeinflussen lasse.“ (MS105, 67); „Ich habe 14 Tage lang nichts gearbeitet. Nun wollen wir sehen ob es wieder gehen wird. Ich bin noch nicht zur Ruhe gekommen. Und meine Gedanken flattern um den Gegenstand herum.“ (MS105, 105)

<sup>116</sup> Vgl. MS106, 257: „/ Warum ist die Philosophie so kompliziert? Sie sollte doch ganz einfach sein? Die Philosophie löst die Knoten in unserem [d|D]enken auf die wir unsinniger Weise hinein gemacht haben; dazu muß sie aber ebenso komplizierte Bewegungen machen wi[e] ~~wir~~ diese Knoten sind. Obwohl also das Resultat der Philosophie einfach ist kann es nicht ihre Methode sein dazu zu gelangen. In der Wissenschaft ist ein Resultat so einfach oder so kompliziert wie die Methode durch die wir dazu gelangen. Die Kompliziertheit der Philosophie ist nicht die ihrer Materie sondern die unseres Verknотeten Verstandes.“

«erlaubt».“ (MS153a, 156rf) Gleichnisse tragen also zur Lösung philosophischer Probleme bei, indem sie eine – wie es hier heißt – augenblickliche Übersicht erlauben.

Um die Diskussion über die positive Rolle von Gleichnissen in der Philosophie weiter zu führen, ist der *Nachlass* nicht mehr hilfreich. Man findet kaum noch Aussagen, mit denen eine positive Auffassung der Rolle der Gleichnisse aufgebaut werden kann. Dafür aber sind einige Materialien, die in enger Verbindung zu ihm stehen, von großer Relevanz. Das ist der Fall der sog. “Papers of Francis Skinner”, die in der Wren Library des Trinity College aufbewahrt sind.<sup>117</sup> In diesen unveröffentlichten Dokumenten ist eine deutliche Thematisierung der positiven Merkmale des Gleichnisbegriffs vorhanden. Die Passagen, in denen dieser Begriff mit dem englischen Wort *simile* ausgedrückt wird, enthalten eine Ansicht der Gleichnisse, die in direkter Verbindung zu Wittgensteins Auffassung der Philosophie steht. So im folgenden Zitat:

My talking about language no having definite rules is an answer to the philosophers giving rules.

Example:  $2 \times 2 = 4$ , the rose is red... The solution to the trouble have could the rose be equal to read was to give another word. As long as we were caught by this word, it was a difficulty.

In notes, examples and similes are always usefull. If I could give you enough of them, that would be all that would be necessary. Usually we think of similes as second-best things, but in philosophy they are the best thing of all. (Add.Ms.a.407/4(I))

<sup>117</sup> Prof. Arthur Gibson bereitet unter dem Namen *Dictating Philosophy: the Wittgenstein Archiv of Francis Skinner* eine Edition dieses Materials vor. Siehe Gibson, A., „The Wittgenstein Archiv of Francis Skinner“. In N. Venturinha (Hrsg.) *Wittgenstein after his Nachlass*. 2010. 65–77. Gibson kennzeichnet diese Dokumente als Diktate, doch es sollte klar sein, dass es nicht in dem Sinne Diktate sind, wie es z. B. die sog. „Schlick-Diktate“ sind. Mein Eindruck beim Lesen dieser Dokumente ist eher, dass sie schriftliche Aufnahmen von Skinner dessen sind, was Wittgenstein laut spricht. Ich möchte mich bei Herrn Jonathan Smith von der Wren Library des Trinity College dafür bedanken, dass ich im April 2014 dieses Dokument untersuchen durfte sowie für die Genehmigung daraus zu zitieren.

Gleichnisse spielen in der Philosophie keine sekundäre Rolle, sondern sind von primärer Bedeutsamkeit. Dies beruht darauf, dass analogische Ausdrucksweisen nicht als Mittel, sondern als eigentlicher Zweck der Philosophie verstanden werden. Deshalb werden Gleichnisse hier auch als das einzig Notwendige in der Philosophie charakterisiert (“If I could give you enough of them, that would be all that would be necessary”). Dies ist aber an die Bedingung geknüpft, dass genügend analogische Ausdrucksweisen gegeben werden. Diese Anforderung einer Pluralität der Darstellungsweise richtet sich gegen Sprachauffassungen, die von festen Regeln ausgehen. Dadurch, dass es nicht möglich ist, feste Regeln für den Gebrauch der Sprache zu geben, kann man nur Beispiele, die zu einer Übersichtlichkeit der verschiedenen Gebrauchsfälle eines Wortes bzw. eines Satzes führen sollen, geben. Eine weitere Passage im Text Skinners diskutiert dieses Problem. Die Verwendung von Gleichnissen wird hier mit Parallelfällen und mit einer gewissen Art und Weise, die Phänomene zu *sehen*, identifiziert:

Digression: the use of similes is to give parallel cases.

Parallel cases change our outlook. We can then look at the thing in a new way.

Simile: when the view of the Earth as the center of the planetary system was given up, and the Earth was said to be just one of the planets, part of what happened was to destroy the unique position of the Earth.

It is often enough to destroy puzzlement to show it is not a unique thing. (Add.Ms.a.407/4(I))

Diese Auffassung der Verwendung von Gleichnissen ist ein neues Element der Spätphilosophie Wittgensteins. In der *Logisch-philosophischen Abhandlung* verwendet er zwar oft Gleichnisse, um z. B. Begriffe zu erklären, ohne damit aber Parallelfälle dafür zu geben. Das sieht man vor allem an seiner Erklärung des Satzes als Bild, bei der nur *ein* einziger Fall des Satzes, nämlich das Bild, gegeben wird.



Das Ziel der Verwendung von Parallelfällen ist ein Blickwechsel.<sup>118</sup> Mit dieser Idee nimmt Wittgenstein für sich keine Originalität in Anspruch. Er schreibt dabei Kopernikus den Verdienst zu, gezeigt zu haben, inwiefern der Gebrauch von Parallelfällen dazu beiträgt, die Einzigartigkeit einer Position zu zerstören. Dieser Aspekt, der auch nicht im Gebrauch von Gleichnissen in der Logisch-philosophischen Abhandlung involviert ist, kommt erstmals in einem Manuskriptband aus dem Jahr 1931 vor. Hier schreibt Wittgenstein: „√ (Das eigentliche Verdienst eines Kopernicus oder Darwin war nicht die Entdeckung einer wahren Theorie, sondern eines fruchtbaren neuen Aspekts.)“ (MS112, 117v)<sup>119</sup> Die Perspektive, nach der Gleichnisse unseren Blick der Probleme ändern, setzt schließlich voraus, dass dieser Effekt nur gelingt, wenn dabei mehrere Perspektiven zur Betrachtung eines Phänomens vorliegen.

#### 4.10.1 Philosophie plus Gleichnis gleich Dichtung?

Die sog. “Papers of Francis Skinner” wurden auch von Yasemin Erden in ihrem auf einer Arbeitsversion des Buches von Arthur Gibson basierten Artikel “Wittgenstein on Simile as the “Best Thing” in Philosophy” (2012) kommentiert. Durch den Gebrauch von Gleichnissen in der Philosophie beobachtet Erden bei Wittgenstein eine Annäherung an die Dichtung. Konkret werden Gleichnisse ihrer Auffassung nach mit einer literarischen Technik identifiziert (vgl. Erden 2012, 128). Den Ausgangspunkt dieser Auffassung bildet die Aussage Wittgensteins in *Culture and Value*: “philosophy ought really

<sup>118</sup> Dieser so konzipierte Gebrauch von Gleichnissen in der Philosophie lässt sich im Rahmen einer weiteren Idee seiner Spätphilosophie verstehen, nämlich als Frühvariante der einseitigen Diät, die in den Philosophischen Untersuchungen (593) als eine Hauptquelle philosophischer Probleme identifiziert wird, verstehen. Die Quelle dieser Bemerkung der *Untersuchungen* ist 1938 im MS116, 255 zu finden. Als Beispiel eines Philosophen, der eine solche Diät kennzeichnet, erwähnt Wittgenstein im MS120, 135v Platon.

<sup>119</sup> Bekanntlich bildet bei Kant die sog. kopernikanische Wende einen Ausgangspunkt seiner Philosophie. Im Vorwort zur zweiten Auflage der *Kritik der reinen Vernunft* schreibt Kant Kopernikus den Verdienst zu, „die beobachteten Bewegungen nicht in den Gegenständen des Himmels, sondern in ihrem Zuschauer zu suchen.“ (Kant 1956, 23. Fn.)

to be written as one “writes a poem.””<sup>120</sup> Diesbezüglich muss man kritisch bemerken, dass diese englische Übersetzung, die aus MS146, 50: „Ich glaube meine Stellung zur Philosophie dadurch zusammengefaßt zu haben indem ich sagte: Philosophie ~~müßte~~«dürfte» man eigentlich « nur» dichten“ stammt, irre leitend ist. Sie schreibt einen schriftlichen Charakter sowohl der Philosophie als auch der Dichtung zu, die im Original nicht zu finden ist. In der Tat lässt die Bemerkung Wittgensteins offen, ob diese Wandlung der Philosophie in Dichtung überhaupt mit einer schriftlichen Form zu tun hat. Möchte man überdies Gleichnisse mit einer Technik identifizieren, so sollte aus der Notiz Skinners selbst deutlich sein, dass es sich dabei um eine *philosophische* Technik handelt, die zu einem Blickwechsel führt, um z. B. die Einzigartigkeit einer philosophischen Position zu zerstören.

Die Verbindung zwischen Philosophie und Dichtung greift Wittgenstein im *Nachlass* mehrmals auf. Bei seiner Auffassung dieses Verhältnisses ist dennoch der Kernpunkt, wie genau Dichtung zu verstehen ist, nicht klar. Legt man nun eine Verbindung zwischen Philosophie und Dichtung aufgrund einer gemeinsamen Verwendung von Gleichnissen in der Philosophie und in der Dichtung fest, so ist man auf dem falschen Weg. Gleichnisse sind bevorzugt keine poetischen oder literarischen Mittel, sondern einfach *sprachliche* Mittel, die der Philosoph genauso wie der Dichter, der Wissenschaftler oder vor allem der normale Mensch, also der keine spezialisierte oder professionalisierte Verbindung zu diesen Bereichen hat, verwendet. Anstatt der Wittgensteinschen Philosophie nur aufgrund des Gebrauchs von Gleichnissen eine literarische Technik zuzuschreiben, wäre es richtiger, zu sagen, dass Wittgenstein Gleichnisse nur insofern verwendet als er die gewöhnliche Sprache, nicht aber eine literarische Sprache verwendet.

---

<sup>120</sup> Zitiert von Erden nach *Culture and Value*. P. Winch, Übersetzer, G. H. Von Wright, (Hrsg.) Oxford: Basil Blackwell 1980, Seite 28.

Noch konkreter lässt sich dieser kritische Punkt des Verhältnisses zwischen Philosophie und Dichtung sehen, wenn man betrachtet, dass sich Gedichte nicht unbedingt durch die Verwendung von Gleichnissen charakterisieren lassen. Der Dichtung einen rein gleichnishaften Charakter zuzuschreiben, um damit die Beziehung zwischen Gleichnis und Philosophie bei Wittgenstein zu erklären, ist in gewissem Sinne eine Übertreibung, die jedoch durch Wittgensteins eigene philosophischen Elemente zum Thema zurückgewiesen werden kann. Diesbezüglich kann man einen Hauptunterschied zwischen Gleichnis und Dichtung erwähnen, nach dem sich Gleichnisse paraphrasieren lassen, die Sätze aber, die in einem Gedicht vorkommen, nicht. Die Möglichkeit des Paraphrasierens von Gleichnissen wurde bereits durch die Analyse der Rolle des Gleichnisbegriffs im „Vortrag über Ethik“ diskutiert. Man kann diese Auffassung folgendermaßen zusammenfassen: i) ein Gleichnis muss ein Gleichnis für *etwas* sein; ii) was sich durch ein Gleichnis ausdrücken lässt, lässt sich auch ohne Gleichnis ausdrücken. Für jedes Gleichnis gibt es also eine nicht figürliche Ausdrucksweise, durch die das Gleichnis ersetzt werden kann. Die Frage ist nur, sind die Wörter und Ausdrücke in einem Gedicht ebenso paraphrasierbar? Wittgenstein antwortet ca. 1934 negativ darauf:

Ein Wort kann, ~~was seine Wirkung betrifft~~, «seiner Wirkung nach,» ~~unersetzlich~~ «durch kein andres ersetzbar» sein; wie es etwa «man» eine Geste ~~ist~~, nicht durch eine andere ersetzen kann. «(Das Wort habe eine Seele, nicht bloß eine Bedeutung)» Es würde auch niemand glauben ein Gedicht bleibe wesentlich unverändert, wenn man seine Wörter nach  $\Leftrightarrow$  entsprechende[m|n] Übereinkommen durch andere ersetzt. † (MS140, 25)

Wie lassen sich dann die sprachlichen Mittel eines Gedichts charakterisieren? Im „Vortrag über Ethik“ wird bemerkt, dass sowohl in der Ethik als auch in der Religion keine wirklichen Gleichnisse verwendet werden. Was dort *prima facie* ein Gleichnis zu sein scheint, stellt sich letztlich als Unsinn heraus. Man könnte nun diese Schlussfolgerung auf den Bereich der Lyrik ausbreiten und sagen, was man in der Lyrik unter einem Gleichnis versteht, ist ebenso kein echtes

Gleichnis, sondern ein Scheingleichnis, also ein Unsinn. Dass diese Aussage keine negative Konnotation bei Wittgenstein besitzt, erkennt man in folgender Bemerkung aus dem Jahr 1943: „Denk wieder daran, wieviel Sinn noch in einem Unsinn-Gedicht liegt!“ (MS127, 51).<sup>121</sup>

Die Unterscheidung zwischen echten und scheinbaren Sprachformen bildet ein Kernthema in der tractarianischen Philosophie. Wittgenstein kennt sich gut aus mit der Identifizierung sprachlicher Elemente, die eine andere Form als die scheinbare haben. Das zeigt sich z. B. in der Unterscheidung zwischen Sätzen und Scheinsätzen sowie Begriffen und Scheinbegriffen in LPA 4.1272 und zwischen Beziehungen und Scheinbeziehungen in 5.461. Diese Methode bildet in der Tat eine Form der Sprachkritik, deren eigentlicher Verdienst, nämlich „daß die scheinbare logische Form des Satzes nicht seine wirkliche sein muß“, an Russell zugeschrieben wird (vgl. LPA 4.0031). Mit seiner Unterscheidung zwischen wirklichen und scheinbaren Gleichnissen im „Vortrag über Ethik“ greift Wittgenstein nochmals auf diese alte Methode zurück.

Für eine Charakterisierung der Sprachmittel der Dichtung als Scheingleichnisse findet man im sog. II. Teil der *Philosophischen Untersuchungen* eine weitere Rechtfertigung. Wittgenstein betrachtet hier den folgenden Fall: „Gegeben die beiden Begriffe ‘fett’ & ‘mager’, würdest Du eher geneigt sein, zu sagen, Mittwoch sei fett & Dienstag mager,

<sup>121</sup> Diese späte Bemerkung erinnert an die Wirkung, die die Gedichte Georg Trakls auf den jungen Wittgenstein, die er für genial, „ohne sie zu verstehen“, hält, hatten. November 1914 wollte Wittgenstein Trakl im Garnisonsspital bei Krakau besuchen und erfuhr dort, dass der Dichter vor wenigen Tagen verstorben war. Er informiert über die bedauerliche Nachricht per Post an Ludwig von Ficker, den Vermittler zwischen beiden. Ficker schickte Wittgenstein einige Gedichte Trakls, worüber Wittgenstein in einer kodierten Bemerkung in seinem Tagebuch berichtet: „Ficker sandte mir heute Gedichte des armen Trakl die ich für genial halte ohne sie zu verstehen. Sie taten mir wohl. Gott mit mir! ---.“ (MS102, 27v) Bei diesen Gedichten handelt sich um die Sonderdrucke des *Helian* und des *Kaspar Hauser Lieds* (vgl. *Wittgensteins Gesamtbriefwechsel*). In einem anderen Brief an Ficker vom 28.11.1914 lautet diese Beschreibung etwas anders: „Ich danke Ihnen für die Zusendung der Gedichte Trakls. Ich verstehe sie nicht; aber ihr Ton beglückt mich. Es ist der Ton der wahrhaft genialen Menschen.“ (*Wittgenstein's Gesamtbriefwechsel*)

oder das Umgekehrte? (Ich neige entschieden zum ersteren.)“ (MS144, 79) Wittgenstein stellt unmittelbar die Frage: „Haben nun hier ‘fett’ & ‘mager’ eine andere, als ihre gewöhnliche Bedeutung?“ Hier wird zunächst festgestellt, dass diese Ausdrucksweisen keine andere *Bedeutung* haben, sondern eine andere *Verwendung*. Um diesen Punkt zu erklären führt Wittgenstein einen Unterschied zwischen primärer und sekundärer Bedeutung ein. Die primäre Bedeutung bezieht sich auf die gewöhnliche Bedeutung eines Wortes in der Sprache. Die sekundäre Bedeutung, die das Beherrschen der primären Bedeutung voraussetzt, unterscheidet sich ihrerseits von einer übertragenen (metaphorischen) Bedeutung bzw. Verwendung der Wörter:

Gefragt, “Was meinst Du hier eigentlich mit ‘fett’ & ‘mager?’” — könnte ich die Bedeutungen nur auf die ganz gewöhnliche Weise erklären. Ich könnte sie nicht an den Beispielen von Dienstag & Mittwoch zeigen.

Man könnte hier von ‘primärer’ & ‘sekundärer’ Bedeutung eines Worts reden. Nur der, für den das Wort jene Bedeutung hat, verwendet es in dieser.

[...] Die sekundäre Bedeutung ist nicht eine ‘übertragene’ Bedeutung. Wenn ich sage “Der Vokal *e* ist für mich gelb”, so meine ich nicht: ‘gelb’ in übertragener Bedeutung — denn ich könnte, was ich sagen will, gar nicht anders als mittels des Begriffs ‘gelb’ ausdrücken. (MS144, 79f)

Wenn man diese Auffassung auf den Bereich der Lyrik anwendet, könnte man die darin vorkommenden Scheingleichnisse als Fälle von sekundärer Bedeutung identifizieren, denn sie erfüllen die Grundbedingung dieser Ausdrucksweisen, nämlich, dass sie sich nicht mit anderen Worten, als den bereits verwendeten, ausdrücken lassen. Sie können nicht paraphrasiert werden, also nicht anders ausgedrückt werden als man es tatsächlich tut. Wie man sieht, weist Wittgenstein damit im Grunde genommen auf die im MS140 festgestellte Unmöglichkeit hin, die Wörter in einem Gedicht zu paraphrasieren.

#### 4.10.2 Gleichnis, Kreativität, poetische und philosophische Sprache

Ein letzter kritischer Punkt in der hier kommentierten Auffassung der Rolle der Gleichnisse in der Philosophie Wittgensteins soll an dieser Stelle betrachtet werden. Es handelt sich dabei um die Idee, dass Wittgensteins Schreibweise aufgrund der Verwendung von Gleichnissen als kreativ gilt:

It is here that we can locate at least part of the value of simile and metaphor for philosophy and it is therefore no surprise that literary techniques such as these are prevalent throughout all stages of Wittgenstein's writings. Despite this evidence, many interpretations of Wittgenstein's work still declare him to be offering theories or methods. What his views on creative writing show is that any such interpretation is simply not in line with the freedom and fluidity that Wittgenstein seeks to offer philosophical analysis by freeing it from rigid and determined structures of its own ontology. (Erden 2012, 134)

Die Kreativität der Wittgensteinschen Philosophie wird von den Forschern sicherlich nicht angezweifelt. Obwohl Wittgenstein selbst der Meinung ist, seine Gedanken seien *reproduktiv*, erkennt er dennoch einen kreativen Aspekt in seiner Philosophie, nämlich die Erfindung *neuer* Gleichnisse (vgl. MS154, 15v). Dieses Neuerfinden analogischer Ausdrucksweisen ist natürlich kreativ. Die Frage ist aber nochmals, inwiefern diese durch Gleichnisse geprägte Kreativität überwiegend mit der Sprache der Dichtung oder mit einer literarischen Technik gleichzusetzen ist. An dieser Stelle muss man sich nochmals daran erinnern, dass auch Wissenschaftler und Mathematiker durch den Gebrauch von Gleichnissen als kreativ gelten können. Dies bedeutet aber nicht, dass sie eine literarische Technik verwenden. Sie gebrauchen die Sprache, die alle zur Verfügung haben, mit ihren Gleichnissen, Analogien, Metaphern und Vergleichen, genauso wie der Dichter oder der Philosoph. Wittgenstein verwendet – wie bereits angedeutet – solche Sprachmittel nur insofern er

die gewöhnliche, alltägliche Sprache verwendet. Dafür hat er einen guten Grund: Die alltägliche Sprache – und nicht etwa eine literarische Sprache – sollte als ausreichendes Mittel für die Philosophie fungieren. Zu sagen, dass Wittgensteins gleichnishafte Denkweise auf einer literarischen Technik beruht, würde das Grundverhältnis zwischen seiner Philosophie und der Alltagssprache sowie die zugrundeliegende Motivation, die Philosophie *nur* mit der gewöhnlichen Sprache zu betreiben, verkennen.

Die Beziehung seiner Philosophie zu einer poetischen Sprache erklärt Wittgenstein selbst, jedoch meist negativ, wie in folgender bereits erwähnter Bemerkung hervorgeht:

/ Ich glaube meine Stellung zur Philosophie dadurch zusammengefaßt zu haben indem ich sagte: Philosophie ~~müßte~~«dürfte» man eigentlich «nur» dichten. Daraus muß sich, scheint mir, ergeben, wie □... oder □... zeitgemäß weit mein Denken der Gegenwart Zukunft oder «der» Vergangenheit angehört. Denn ich habe mich damit auch als einen bekannt, der nicht ganz kann was er zu können wünscht. (MS146, 50)

Durch die Stellung der Philosophie als Dichtung kennzeichnet Wittgenstein eine Grundschwierigkeit in seiner Arbeit, nämlich die des Nicht-Könnens, was er sich mit seiner Art der Philosophie wünschen würde. Es sollte also zunächst klar sein, dass wenn Wittgenstein über Philosophie als Dichtung spricht, sich nicht auf seine eigene Philosophie bzw. sein eigenes Können in der Philosophie bezieht. Wittgenstein selbst ist also kein Dichter beim Philosophieren. Diese Schwierigkeit wird nochmals im Jahr 1947 deutlich angedeutet, wenn Wittgenstein explizit erkennt, dass er auch keine konkrete poetisch-schriftliche Form erreichen kann: „] So, wie ich keine Verse schreiben kann, so kann ich auch Prosa nur soweit, & nicht weiter, schreiben. Meiner Prosa ist eine ganz bestimmte Grenze gesetzt, & ich kann ebensowenig über sie hinaus, als ich es vermöchte, ein Gedicht zu schreiben. [...]“ (MS134, 108)

Der Begriff der Dichtung bei Wittgenstein hat ganz wenig mit der herkömmlichen Auffassung der Lyrik zu tun. Er bezieht sich damit nicht z. B. auf eine Form des Schreibens, z. B. Verse. Vielmehr steht sein Verständnis der Dichtung mit dem, was Schiller eine „poetische Stimmung“ nennt, in Verbindung. Wittgenstein bekennt 1948, dass ein Teil seiner Philosophie tatsächlich unter dem Einfluss einer solchen Stimmung geschrieben wird:

¶ | Schiller schreibt in einem Brief (ich glaube an Goethe) von einer ‘poetischen Stimmung’. Ich glaube, ich weiß was er meint, ich glaube sie selbst zu kennen. Es ist die Stimmung in welcher man für die Natur empfänglich ist & in welcher die Gedanken so lebhaft erscheinen, wie die Natur. Merkwürdig ist aber, daß Schiller nicht besseres hervorgebracht hat (oder so scheint es mir) & ich bin daher auch gar nicht sicher überzeugt, daß, was ich in solcher Stimmung hervorbringe wirklich etwas wert ist. Es ist wohl möglich, daß meine Gedanken ihren Glanz dann nur von einem Licht, das hinter ihnen steht, empfangen. Daß sie nicht selbst leuchten. | (MS136, 80a)

Aus dieser Bemerkung wird deutlich, dass die poetische Seite der Philosophie, „die Stimmung in welcher man für die Natur empfänglich ist & in welcher die Gedanken so lebhaft erscheinen, wie die Natur“ nicht mit einem Ergebnis des Philosophierens zu tun hat, sondern mit einem bestimmten Moment *vor* dem Schreiben. Man könnte diesen Moment etwa als Inspiration kennzeichnen. Wittgenstein charakterisiert ihn als eine Empfänglichkeit, zu der er sich jedoch wieder pessimistisch äußert, indem erkannt wird, dass er nicht sicher ist, ob das aus dieser poetischen Disposition hervorgebrachte Resultat von wert sei.<sup>122</sup>

---

<sup>122</sup> Merkwürdig ist hier, dass Wittgenstein hier nochmals auf die gleiche Art von Abhängigkeit seiner Gedanken zurückgreift, die er 1932 als reproduktiv kennzeichnet. Seine Gedanken, heißt es in dieser neuen Formulierung, empfangen ihren Glanz von einem hinten stehenden Licht.



## 4.11 Ästhetik und Gleichnis

Ein weiteres Dokument außerhalb des *Nachlasses* Wittgensteins, in dem die Rolle der Gleichnisse in der Philosophie diskutiert wird, sind die sog. “Moore’s Notes of Wittgenstein’s Lectures”, aufgenommen zwischen 1930 und 1933.<sup>123</sup> Die Vorlesungen Wittgensteins sind besonders vom Gebrauch analogischer Sprachmittel geprägt, denn sie waren eigentlich keine Vorlesungen im traditionellen Sinne, sondern bestanden eher aus Gesprächen und Diskussionen, wie einige Teilnehmer berichten. Norman Malcolm schreibt z. B. Folgendes über diese Vorlesungen: “It is hardly correct to speak of this meetings as ‘lectures’ [...] the meetings were largely conversation.” (Malcolm 2001, 25) W. H. Watson, der zwischen 1929–1931 ebenfalls Wittgensteins Vorlesungen besuchte, kennzeichnet diese Charakteristik seines Unterrichtens zutreffenderweise als eine methodologische Wendung im Vergleich zur *Logisch-philosophischen Abhandlung* (Watson 1938, ix).

Analogische Ausdrucksweisen sind gute Elemente für philosophische Diskussionen, zumindest so wie Wittgenstein sie führte. Sein Denken war jedoch immer analogisch, selbst in der *Abhandlung*. Was aber seine späte philosophische Tätigkeit charakterisiert, ist die zielgerichtete Verwendung dieser Sprachmittel. Seine Spätphilosophie kennzeichnet eine klare Bewusstheit der Rolle analogischer Ausdrucksweisen in der Philosophie und dies zeigt sich nicht nur in der Tatsache, dass Wittgenstein oft Gleichnisse *verwendet*, sondern insbesondere darin, dass diese Rolle explizit thematisiert und diskutiert wird. So in diesen Notizen Moore’s, in denen Wittgenstein mehrmals seine Aufmerksamkeit auf die negativen Wirkungen von falschen

<sup>123</sup> Cambridge University Library, Department of Manuscripts and University Archives, George Edward Moore: Correspondence and Papers, MS Add.8875, 10.7.4–9. In: Wittgenstein: Lectures, Cambridge 1930–1933, From the Notes of G. E Moore, edited by David Stern, Brian Rogers, and Gabriel Citron. Cambridge: Cambridge University Press, 2016 (im Erscheinen). Ich möchte mich bei Prof. Stern für die Genehmigung, von seinen Transkriptionen dieser Notizen Gebrauch machen zu dürfen, ganz herzlich bedanken.

Analogien und Gleichnissen in der Philosophie richtet, wie folgende Stelle zeigt:

How can it have sense to negate a proposition? For if  $\sim p$  is true, nothing corresponds to  $p$ .  
 E.g. "The door is not open".  
 This is due to false analogy.  
 What "corresponds" to  $p$  is that  $\sim p$  is the case. [Stern 2016, 5:70f]

Das Wort „corresponds“ im letzten Satz deutet, aufgrund der Verwendung in Anführungszeichen, darauf hin, dass sich die falsche Analogie, die diese problematische Auffassung der Negation auslöst, auf eine irrtümliche Suche nach Übereinstimmung eines Satzes bezieht. Übereinstimmung besteht der *Logisch-philosophischen Abhandlung* nach zwischen einem Satz bzw. einem Bild und der Wirklichkeit (2.21), nicht aber zwischen einem Satz und seiner Negation, Elementen deren Verhältnis Wittgenstein als Voraussetzung erklärt: „Der positive Satz muß die Existenz des negativen Satzes voraussetzen und umgekehrt.“ (LPA 5.5151) In diesem Sinne ist  $p$ , wenn  $\neg p$  wahr ist, als die Voraussetzung dieses letzten Satzes und nicht als seine Übereinstimmung anzusehen.

In Bezug auf diese Auffassung der Negation ergänzt Wittgenstein an einer weiteren Stelle: “We use negation easily enough; trouble arises when we try to make rules of usage explicit.” (Stern 2016, 5:73) Mit der Verwendung analogischer Ausdrucksweisen verhält es sich ähnlich wie bei dieser Unterscheidung zwischen dem Gebrauch und der Spezifikation der Regel der Sprache. Wittgenstein stellt hier fest, dass falsche Gleichnisse nur dann verwendet werden, wenn man über die Sprache spekuliert, also in der Philosophie, nicht aber wenn man in der alltäglichen Sprache davon Gebrauch macht: “We use wrong analogies, when we try to speculate about words, not when we use them.” (Stern 2016, 5:79)

Diese Behandlung einer falschen Analogie stimmt mit der allgemeinen Auffassung Wittgensteins dieser Sprachmittel, die im Laufe dieses

Kapitels diskutiert wurde, überein. Wittgenstein lässt aber in diesen Vorlesungen indirekt auch eine positive Auffassung von Gleichnissen, die sich auf seine Behandlung der Psychoanalyse bezieht, durchblicken. Er bezieht sich hier hauptsächlich auf Freuds Werk *Der Witz und seine Beziehung zum Unbewussten* (Leipzig und Wien 1905) und charakterisiert es als einen aus philosophischer Sicht interessanten Fall, um Missverständnisse zu entdecken: “It is interesting from philosophical point of view: a very good book for looking for mistakes.” (Stern 2016, 9:43) Diese Missverständnisse können aber nicht solche sein, die sich aufgrund falscher Analogien ergeben, denn Wittgenstein identifiziert einerseits, dass Freuds Missverständnisse in Bezug auf die Natur des Witzes auf einer Verwechslung zwischen Ursachen und Gründen beruht: “[Freud] says: It’s characteristic of a joke that, if you laugh, you don’t know why you laugh. This is true /important/; but comes near a muddle between cause & reason; for Freud thinks we can find out why he laughs by analysing – psycho-analysis.” (Stern 2016, 9:43) Andererseits bemerkt Wittgenstein, dass Freud *gute* Gleichnisse verwendet. Diese positive Einschätzung der Lehre Freuds basiert auf einer Identifizierung der psychoanalytischen Methode mit der der Ästhetik: “There is an investigation which has been made which is in a sense Aesthetics & which is psychological – Freud’s psychological investigation of, What is nature of a joke (Witz)?” (Stern 2016, 9:37) Wittgenstein charakterisiert hier die Ästhetik durch Paraphrasen und gute Gleichnisse: “I say all Aesthetics is of nature of giving a paraphrase, even if same words also express a hypothesis. It is giving a good simile.” (Stern 2016, 9:37) Ein Beleg für diese Auffassung lässt sich in der Musik finden, in der ein Stück mit einer nicht musikalischen Ausdrucksweise beschrieben bzw. paraphrasiert werden kann: “So of a piece of music, you might say: This is like question & answer.” (Stern 2016, 9:37) Neben der gemeinsamen Charakteristik, gute Gleichnisse zu geben, erkennt Wittgenstein auch, dass die Ästhetik genauso wie die Psychoanalyse keine Erklärungskraft besitzt: “Aesthetics like Psychoanalysis doesn’t explain anything away.” (Stern 2016, 9:45). Was sie jedoch können, sind Gleichnisse und gute Analogien von dem zu geben, was sie behandeln:

If I have genius of Freud & analyse dreams, you may say: I dare say this was what was meant. What strikes you in Freud, the enormous field of psychological facts which he arranges. But this doesn't make it possible for anyone to analyse a dream. It's all excellent similes: e.g. of dream to a rebus. (Stern 2016, 9:50)

Wie hier zu sehen ist, betont Wittgenstein mehrmals, dass die Gleichnisse Freuds *gute* Gleichnisse sind.<sup>124</sup> Damit verhält es sich ähnlich mit der Konzeption der Philosophie bei Wittgenstein, der das Kennzeichen seines Denkens in der Erfindung neuer Gleichnisse sieht (vgl. MS154, 16r). Gute Gleichnisse haben eine Funktion in der Philosophie; sie ermöglichen nämlich, wie es in einer Bemerkung aus dem Jahre 1931 heißt, eine „augenblickliche Übersicht“ (MS153a, 156rf). Wittgenstein ist der Meinung, dass es sich so auch bei Problemen der Mathematik, der Ethik sowie der Ästhetik verhält. Eine *Antwort* wird hier durch einen Überblick ermöglicht und nicht wie in der Naturwissenschaft, deren Probleme durch neue Erkenntnisse gelöst werden: “In Mathematics, Ethics, Aesthetics, Philosophy, answer to a puzzle is to make a synopsis possible” (Stern 2016, 9:39). Zu diesem konzeptuellen Überblick tragen Gleichnisse und Analogien entscheidend bei.

---

<sup>124</sup> Vgl. auch: “[...] what Freud says sounds as if it were science, but is in fact a wonderful representation.” (Stern 2016, 9:50)



## 5 Schlussbemerkungen

Der Begriff des Bildes ist sicherlich der charakteristischste Begriff der Terminologie Wittgensteins in allen Perioden seiner Philosophie. Seine Relevanz sieht man jedoch nicht nur, wenn man die Präsenz dieses Begriffs im *Nachlass* betrachtet, sondern vielleicht am besten darin, dass der Begriff des Bildes trotz der Feststellung seiner irrtümlichen Rolle in der *Logisch-philosophischen Abhandlung* (als einziges Vergleichsobjekt eines Satzes) später doch weiter verwendet wird. Die strenge tractarianische Konzeption des Bildes als logisches Modell der Wirklichkeit wird ab 1929 tatsächlich stark kritisiert und letztendlich aufgegeben. Jedoch bleiben Bilder als philosophisches Mittel, um die Sprache zu untersuchen, in ihrer konzeptuellen Rolle bei Wittgenstein zentral. Der Begriff des Bildes – so könnte man hier interpretieren – ist also nicht ein Teil des Problems in der Auffassung der Sprache in Wittgensteins erster Publikation. Was sich diesbezüglich als problematisch herausstellt, ist nur der Versuch, den Begriff des Bildes als logisches Modell so zu verallgemeinern, dass seiner Multiplizität und Mehrdeutigkeit nicht mehr gerecht und damit ein wichtiger Bereich der Sprache nicht anerkannt wird.

Die tractarianische Auffassung des Satzes als Bild, die im Kapitel „Der Satz als Bild“ diskutiert wurde, sollte also unter Vorbehalt betrachtet werden. Diese Auffassung hebt im Grunde genommen hervor, dass der Satz einen Repräsentationscharakter besitzt, der ihm erlaubt, die Wirklichkeit abzubilden. In Übereinstimmung mit diesem Aspekt wird ein Satz in der *Logisch-philosophischen Abhandlung* auch ein Modell genannt. Die Auffassung des Satzes als logisches Bild bzw. Modell hat eine einseitige Interpretation des Bildbegriffs der *Abhandlung*, nach der „Bild“ bei Wittgenstein ausschließlich als „logisches Bild“ verstanden wird, ausgelöst. Es lässt sich jedoch zeigen, dass der Bildbegriff in Wittgensteins Frühphilosophie nicht nur innerhalb der sog. Abbildkonzeption der Sprache eine wichtige Rolle spielt. Diesbezüglich wurde gezeigt, dass es in der *Logisch-philosophischen Abhandlung* sowie in den vorbereitenden Manuskripten für diese

Publikation mindestens noch eine gut identifizierbare Bedeutung von „Bild“ gibt, nämlich als Gleichnis. Dieser Gebrauch des Bildbegriffs kann nicht der Definition des Bildes als logisches Modell der Wirklichkeit entsprechen. D. h., dass Gleichnisse nicht mit Sätzen bzw. mit Bildern im logischen Sinne identifiziert werden dürfen. Außerdem wurde hier gezeigt, dass mit dem Bildbegriff und der sog. Bildtheorie der *Abhandlung* von Anfang an mehrere Aspekte, die anhand der verschiedenen Quellen dieses Begriffs ersichtlich wurden, involviert sind. Diese Aspekte beziehen sich auf analogische, gezeichnete, sprachliche (Hieroglyphen und Bilderschrift), photographische, kinematographische, mathematische sowie naturwissenschaftliche Merkmale von Bildern.

Der Begriff des Gleichnisses, der die Konsistenz des tractarianischen, logisch definierten Bildbegriffs infrage stellt, wurde im Kapitel „Das Bild als Gleichnis“ behandelt. Der Ausgangspunkt dieser Diskussion ist, dass der tractarianische Bildbegriff an drei Stellen der *Logisch-philosophischen* Abhandlung nicht mit seiner Definition als logisches Modell übereinstimmt (4.0311, 4.063, 6.35). Anhand dieser Feststellung wurde in zwei dieser Fälle (4.063, 6.35) gezeigt, dass der Bildbegriff in den ursprünglichen Versionen dieser Bemerkungen tatsächlich nicht verwendet wird. Anstatt dessen kommt hier der Begriff „Gleichnis“ vor. Im Laufe der Fertigstellung der *Logisch-philosophischen Abhandlung* ersetzt Wittgenstein an diesen Stellen die Bezeichnung „Gleichnis“ durch „Bild“. Hier stellt sich die Frage nach der Motivation für diese Korrektur, denn Wittgenstein verfügt in der *Abhandlung* eigentlich über einen gut definierten Begriff des Bildes, nämlich als logisches Modell. Eine Antwort darauf kann man in den deutlichen Aussagen zum Gleichnisbegriff in der *Abhandlung* finden. Als Erstes lässt sich hier ein Schwanken seitens Wittgensteins bei der Verortung des Gleichnisbegriffs in einer logischen oder analogischen Auffassung feststellen. Ein Gleichnis, das im Prinzip für eine figürliche Redeweise steht, charakterisiert Wittgenstein jedoch mit einer eher starken technischen Konnotation, wenn er einen Satz der Form „aRb“ offenbar als ein Gleichnis des Bezeichneten nennt (LPA 4.012) und die Möglichkeit aller Gleichnisse in der Logik der Abbildung ruhen

lässt (4.015). Diesen Bemerkungen liegt der Versuch zugrunde, alle analogischen und figürlichen Sprachmittel, d. h. die ganze Bildhaftigkeit der Sprache mit der logisch-figurativen Abbildkonzeption des Satzes in Verbindung zu bringen. Dieser Versuch ist jedoch misslungen, denn Gleichnisse im gewöhnlichen Sinne können nicht als logische Bilder gelten: analogische Ausdrucksweisen beziehen sich nicht auf die Welt und erfüllen von daher nicht die Grundbedingung der sinnvollen Sprache.

Der Gebrauch von Gleichnissen in der *Logisch-philosophischen Abhandlung* lässt eine Beziehung zwischen der Verwendung analogischer Sprachmittel und Wittgensteins Auffassung des Zeigens behaupten. Diesem Verhältnis nach deutet Wittgensteins Methodik beim Gebrauch von Gleichnissen in der *Logisch-philosophischen Abhandlung* darauf hin, dass solche Sprachmittel dann verwendet werden, wenn keine Erklärungen mehr möglich sind. Das, was Gleichnisse in diesem Sinne zeigen sollten, ist die Grenze der Sprache.

In seiner Spätphilosophie erkennt Wittgenstein die Mehrdeutigkeit des Bildbegriffs und verwendet sie bewusst beim Aufbau seiner neuen Ideen. Dies impliziert vor allem die Anerkennung des analogischen Aspekts des Bildbegriffs sowie eine Auffassung des Gleichnisbegriffs, die sich sehr von der dogmatischen Konzeption der *Logisch-philosophischen Abhandlung* entfernt. So bildet die genaue Aufmerksamkeit auf die Rolle von Gleichnissen und Analogien beim Philosophieren, die Wittgenstein ab 1929 diesen Sprachmitteln schenkt einen Hauptunterschied zwischen seiner Früh- und Spätphilosophie. Sehr eng damit verbunden ist die Anerkennung des analogischen Charakters der in der *Logisch-philosophischen Abhandlung* gegebenen Erklärung des Satzes als ein Bild der Wirklichkeit. Dieser Prozess einer genaueren Auffassung des Bildbegriffs ist, wie das letzte Kapitel zeigt, seit den ersten Manuskriptbänden des *Nachlasses* aus dem Jahre 1929 zu sehen. Jedoch gibt es auch Mitte der Zwanzigerjahre im „Geleitwort“ (verfasst 1925) zum *Wörterbuch für Volksschulen* wichtige Spuren dieser Wendung. Wittgenstein spricht hier von richtigen und verschwommenen Bildern. Diese Bildauffassung, die eine Ähnlichkeit mit photo-



graphischen Bildern suggeriert, ist in Übereinstimmung mit einigen Aspekten des Bildbegriffs seiner Spätphilosophie. Möchte man den Einwand erheben, es handle sich bei dieser Publikation um ein nicht-philosophisches Werk Wittgensteins, so ist genau diese Tatsache zu betonen, denn es kann genau eine solche Art außerphilosophischer Kontext das gewesen sein, was entscheidend zu Wittgensteins neuen philosophischen Richtungen beigetragen hat, im Sinne, dass sich ein wichtiger Teil seiner Spätphilosophie durch eine Alltagsperspektive auffassen lässt.

Der Fokus dieses Kapitels liegt auf einer charakteristischen Analogie der Spätphilosophie Wittgensteins, nämlich die der *laterna magica* sowie auf der Rolle weiterer sprachlichen Bilder beim Philosophieren. Hier wurde hauptsächlich gezeigt, dass dieses Gleichnis hinter wichtigen tractarianischen Betrachtungen, beispielsweise dem Begriff der Projektion, stecken kann und, dass das Interesse an den negativen Wirkungen von falschen Analogien, die die Philosophie Wittgensteins nach der *Logisch-philosophischen* Abhandlung charakterisiert, selbst auf der Anerkennung des irrtümlichen Gleichnisses des Satzes als Bild beruht. So präsentiert sich dieses philosophische Element als eine Konsequenz der Kritik an die eigene frühe Art und Weise des Philosophierens und stammt nicht direkt aus einer philosophischen Überlegung über die Sprache.

Wittgenstein versucht in allen Phasen seiner Philosophie mithilfe des Bildbegriffes eine Antwort auf sprach-philosophische Themen zu geben. Diese Versuche zeigen, dass es für Wittgenstein eine Grundbeziehung zwischen Sprache und Bildern gibt, wobei die genaue Natur dieses Verhältnisses in verschiedenen Momenten unterschiedlich aufgefasst wird. Im Laufe dieser Arbeit wurde oft darauf hingedeutet, dass die Mehrdeutigkeit des Bildbegriffs in den vortractarianischen Manuskripten deutlich aufgenommen wird. Man darf also nicht unbedingt die späte Anerkennung dieses Aspekts von „Bild“ als ein neues Element der Spätphilosophie Wittgensteins auffassen. Vielmehr könnte man sie auch als eine Rückkehr zu einem vortractarianischen Moment interpretieren. Die Feststellung, dass

der späte multilaterale Gebrauch des Bildbegriffs, wie er z. B. in den *Philosophischen Untersuchungen* vorkommt, bereits vor der *Logisch-philosophischen Abhandlung* zu finden ist, ergibt die Schlussfolgerung, dass Wittgensteins erweiterter Spätgebrauch des Bildbegriffs die Wiederaufnahme eines alten, initialen Aspekts seiner Philosophie impliziert. Das Aufgeben der irreführenden Bildauffassung der *Logisch-philosophischen Abhandlung*, die aufgrund einer streng logischen Definition von „Bild“ der Mehrdeutigkeit des Bildbegriffs nicht gerecht wird, darf nicht ausschließlich so interpretiert werden, als ob dadurch ein „neuer“ Anfang in der Philosophie ausgelöst werden würde. Wittgensteins Aussagen über die positiven Wirkungen von Irrtümern in der Philosophie deuten in der Tat darauf hin, dass dieser Prozess als Rückkehr zu einem vortractarianischen Moment angesehen werden könnte. So z. B. wenn er schreibt: „[Die Irrfahrten tun gut, wenn man zurückkehrt.“ (MS110, 254) Dieser philosophische Wert der Rückkehr bei Wittgenstein lässt seine Philosophie als eine Bewegung auffassen, die kontinuierlich vorwärts und rückwärts gehen will. Das Nummerierungssystem der Bemerkungen der *Logisch-philosophischen Abhandlung* gibt hier wieder ein sehr gutes Beispiel dafür. Während die Sequenz der Kardinalzahlen der Bemerkungen sozusagen nach vorne führt, zwingt die Einfügung von dezimal nummerierten Sektionen zu einem erneuten Lesen voriger Stellen. Wenn man z. B. die Sektion des Buches 4.127–4.1274 liest, sollte man, um der Sequenz der Bemerkungen richtig zu ftabellolgen, nochmals die Bemerkung 4.127 lesen, denn 4.128 folgt sequenziell dieser letzten Bemerkung und nicht 4.1274, der letzten topographischen Bemerkung. Graphisch dargestellt:

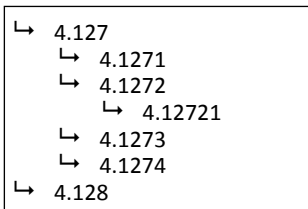


Tabelle 7: Graphische Darstellung Sektion 4.127–4.1274 der *Logisch-philosophischen Abhandlung*

Diese graphische Repräsentation gibt schließlich Anlass, eine letzte Facette des Bildbegriffs bei Wittgenstein zu betrachten, nämlich die Tatsache, dass einige seiner Bemerkungen nur dann besser verstanden werden, wenn sie eine visuelle Form bekommen. Das zeigt, dass „Bild“ nicht nur eine wichtige Rolle in bestimmten Auffassungen der Sprache und der Philosophie innerhalb seines Gesamtwerkes spielt, sondern auch in der grundlegenden Art und Weise, wie er die Philosophie versteht. Im November 1930 gibt Wittgenstein diesen Punkt zu: „Ich glaube meine Sätze sind meistens Beschreibungen visueller Bilder die mir einfallen.“ (MS183, 114). An einer anderen Stelle betrachtet sich Wittgenstein sogar als Maler und zwar einer, dem es nicht immer gelingt, gute Bilder zu schaffen: „/ Es ist schwer, sich ein gutes Bild einer solcher Beschreibung zu machen. Und ich bin im Grunde doch ein Maler, & oft ein sehr schlechter Maler.“ (MS138, 31a). In dieser Anschaulichkeit seiner Gedanken kann der Hauptgrund liegen, warum Wittgenstein immer dazu tendiert, seine Ansichten zu sprach-philosophischen Problemen mittels des Bildbegriffs zu erläutern.

# Literaturverzeichnis

Altenmüller, Hartwig: *Einführung in die Hieroglyphenschrift*. Hamburg 2010.

Augustinus, Aurelius: *Bekenntnisse*. München 2000.

Baker, Gordon (Hrsg.): *The Voices of Wittgenstein. The Vienna Circle*. London 2003.

Biggs, Michael: *Editing Wittgenstein's "Notes on Logic". Vol. 1*. In: *Skriftserie fra Wittgensteinarkivet ved Universitetet i Bergen* 11, 1996.

Boltzmann, Ludwig: *Populäre Schriften*. Leipzig 1905.

Boltzmann, Ludwig: *Vorlesungen über Maxwell Theorie der Elektrizität und des Lichtes. I. und II. Teile*. Graz 1982.

Bouwsma, O. K. Wittgenstein: *Conversations 1949–1951*. Hg. von J. L. Craft / Ronald E. Hustwit. Indianapolis 1986

D'Agostino, Salvo: "Boltzmann and Hertz on the *Bild*-Conception of Physical Theory". In: *History of Science* 28:4. 1990. S. 380–398.

Erbacher, Christian: „Abbildung und lebendes Bild in Tractatus und Nachlass“. In: Hieke, Alexander / Leitgelb, Hannes (Hrsg.): *Reduktion und Elimination in Philosophie und den Wissenschaften. 31. Internationales Wittgenstein Symposium*. Kirchberg am Wechsel 2008. S. 82–85.

Erbacher, Christian: „Umfasst Wittgensteins früher Bildbegriff das literarische Bild (bildliches Sprechen)“. In: Munz, V. / Puhl, K. / Wang, J. (Hrsg.): *Papers of the 32<sup>nd</sup> IWS*. 2009. S. 114–116.

- Erden, Yasemin: "Wittgenstein on Simile as the "Best Thing" in Philosophy". In: *Philosophical Investigations* 35:2. 2012. S. 127–137.
- Ernst, Paul: Nachwort, in: Paul Ernst (Hrsg.): *Kinder- und Hausmärchen Gesammelt durch die Brüder Grimm*. Leipzig 1910. Erschienen in: *Wittgenstein Studies* 2/95.
- Folie, Sabine / Michael Glasmeier: *Tableaux vivants – Lebende Bilder und Attitüden in Fotografie, Film und Video*. Wien 2002.
- Geschkowski, Andreas: *Die Entstehung von Wittgensteins Prototractatus*. Bern 2001.
- Gill, Jerry H.: *Wittgenstein and Metaphor*. Washington 1981.
- Gloy, Karen: *Wahrheitstheorien*. Tübingen / Basel 2004.
- Gmür, Felix: *Ästhetik bei Wittgenstein. Über Sagen und Zeigen*. Freiburg / München 2000.
- Goeres, Ralph: *Die Entwicklung der Philosophie Ludwig Wittgensteins: unter besonderer Berücksichtigung seiner Logikkonzeption*. Würzburg 2000.
- Graßhoff Gerd / Lampert Timm: *Ludwig Wittgensteins Logisch-Philosophische Abhandlung. Entstehungsgeschichte und Herausgabe der Typoskripte und Korrektorexemplare*. Wien 2004.
- Grimm, Jacob / Grimm, Wilhelm: *Kinder- und Hausmärchen. Gesammelt durch die Brüder Grimm*. Herausgegeben von Heinz Rölleke. Frankfurt am Main. 1985.
- Grimm, Jacob / Grimm, Wilhelm: *Deutsches Wörterbuch*. Elektronische Online-Version der Universität Trier 2002: <http://dwb.uni-trier.de/de/>
- Hacker, Peter M. S.: *Insight and Illusion*. Oxford 1972.

Hertz, Heinrich: *Die Prinzipien der Mechanik. In neuem Zusammenhänge dargestellt.* Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1910. In: Kuczera, Josef (Hrsg.): *Gesammelte Werke von Heinrich Hertz. Band III.* Vaduz / Liechtenstein 1984.

Hide, Øystein: "Wittgenstein's Books at the Bertrand Russell Archives and the Influence of Scientific Literatur on Wittgenstein's Early Philosophy". In: *Philosophical Investigations* 27, 2004. S. 68–91.

Jooss, Birgit: *Lebende Bilder. Körperliche Nachahmung von Kunstwerken in der Goethezeit.* Berlin 1999.

Jossé, Harald: *Die Entstehung des Tonfilms.* Freiburg / München 1984.

Kant, Immanuel: *Kritik der reinen Vernunft.* Berlin 1956.

Kemner, Gerhard / Eisert, Gelia: *Lebende Bilder. Eine Technikgeschichte des Films.* Berlin 2000.

Leiber, Theodor: *Vom mechanistischen Weltbild zur Selbstorganisation des Lebens.* Freiburg / München 2000.

Lichtenberg, Georg Christoph: *Ausgewählte Schriften.* Leipzig 1879.

Lopes Coelho, Ricardo: *Das Hertz'sche System. Die Mechanik und die Erkenntnistheorie.* Berlin 1995.

Malcolm, Norman: *Ludwig Wittgenstein. A Memoir.* Oxford 2001.

Majer, Ulrich: „Hertz, Wittgenstein und der Wiener Kreis“. In Dahms, H. J. (Hrsg.): *Philosophie, Wissenschaft, Aufklärung.* Berlin / New-York 1985.

McGuinness, Brian (Hrsg.): *Wittgenstein und der Wiener Kreis. Werkausgabe Band 3.* Frankfurt am Main 1984.

- McGuinness, Brian: *Wittgensteins frühe Jahre*. Frankfurt am Main 1992.
- Monk, Ray: *Wittgenstein. The Duty of Genius*. London 1991.
- Nedo, Michael: *Wiener Ausgabe. Band I. Philosophische Bemerkungen*. Wien 1994.
- Nedo, Michael (Kurator): Katalog zur Ausstellung „Wittgenstein und die Photographie“. Universität Cambridge 26. April–15. Juli 2011 / London School of Economics 28. Mai–29. Juni 2012.
- Nedo, Michael (Hrsg.): *Ludwig Wittgenstein. Ein biographisches Album*. München 2012.
- Park, Byong-Chul: *Phenomenological Aspects of Wittgenstein's Philosophy*. Dordrecht 1998.
- Pichler, Alois: *Untersuchungen zu Wittgensteins Nachlaß. Skriftserie fra Wittgensteinarkivet ved Universitetet i Bergen* Nr 8. Bergen 1994.
- Pinsent, David: *Reise mit Wittgenstein in den Norden*. Wien 1994.
- Platon: *Sämtliche Dialoge. Band V. Der Staat*. Hamburg 2004.
- Poser, Hans: „Hertz und Wittgenstein über Bilder“. In Abel, G. / Kroß, M. / Nedo, M. (Hrsg.): *Wittgensteiniana. Band I*. Berlin 2007. S. 91–102.
- Potter, Michael: *Wittgenstein's Notes on Logic*. Oxford 2011.
- Preston, John: “Harré on Hertz and the *Tractatus*”. In: *Philosophy* 81/316. 2006. S. 357–364.
- Preston, John: “Hertz, Wittgenstein and Philosophical Method”. In: *Philosophical Investigations* 31:1. 2008

Ramsey, Frank Plumpton: *The Foundations of Mathematics and other Logical Essays*. Braithwaite, R. (Hrsg.). Mansfield 2013

Rothhaupt, Josef G. F.: *Kreation und Komposition. Philologisch-philosophische Studien zu Wittgensteins Nachlass (1929–1933)*. Habilitationsschrift an der Ludwig-Maximilians-Universität, München 2008 [im Erscheinen].

Rothhaupt, Josef G. F.: *Wittgensteins Kringel-Buch*. Arbeitsband im Rahmen der Tagung „Kulturen und Werten. Wittgensteins Kringel-Buch als Initialtext“ an der Ludwig-Maximilians-Universität München. 2011(a)

Rothhaupt, Josef G. F.: „Wittgensteins *Kringel-Buch* als unverzichtbarer Initialtext seines „anthropologischen Denkens“ und seiner „ethnologischen Betrachtungsweise““. In *Wittgenstein-Studien. Internationales Jahrbuch für Wittgensteins-Forschung*. Band 2, 2011(b). S. 137–186.

Rothhaupt, Josef G. F.: „Zur Philologie des Kringel-Buches und seiner Verortung in Wittgensteins Œuvre“. In: Rothhaupt, Josef G. F. / Vossenkuhl, Wilhelm (Hrsg.): *Kulturen und Werten*. Berlin 2013. S. 3–76.

Schenkel, Wolfgang: „Die hieroglyphische Schriftlehre und die Realität der hieroglyphischen Graphien“. Sitzungsberichte der Sächsischen der Akademie der Wissenschaft zu Leipzig – Philologisch-historische Klasse – Band 138, Heft 5. Leipzig 2003.

Schiemann, Gregor: *Wahrheitsgewissheitsverlust*. Darmstadt 1997.

Scholz, Oliver: *Bild, Darstellung, Zeichen*. Frankfurt am Main 2009.

Schulte, Joachim: „Der Waismann-Nachlaß. Überblick, Katalog, Bibliographie“. In: *Zeitschrift für philosophische Forschung* 33 / H. 1. Frankfurt am Main 1979. S. 108–140.

Skinner, Francis: “The Wittgenstein Archiv of Francis Skinner”. Unveröffentlichtes Material aufbewahrt an der Wren Library des Trinity College. Cambridge. Add.Ms.a.407



Somavilla, Ilse: „Verschlüsselung in Wittgensteins Nachlass“. In: Munz / Puhl / Wang (Hrsg.): *Sprache und Welt / Language and World*. Proceedings des 32. Internationalen Wittgenstein Symposiums in Kichberg am Wechsel. Ontos Verlag, 2010. S. 367–386.

Somavilla, Ilse: „„Das Höchste was ich erreichen möchte“: Wittgensteins Suche nach Ausdruck“. In: Rothhaupt, Josef G. F. / Vossenkuhl, Wilhelm (Hrsg.): *Kulturen und Werten*. Berlin 2013. S. 271–297.

Stekeler-Weithofer, Pirmin: *Grundprobleme der Logik. Elemente einer Kritik der formalen Vernunft*. Berlin 1986.

Stenius, Erik: *Wittgenstein's Tractatus. A critical Exposition of its main Lines of Thought*. Oxford 1960.

Stern, David: *Wittgenstein on Mind and Language*. New York 1995.

Stern, David / Rogers, Brian / Citron, Gabriel (Hrsg.): *Wittgenstein: Lectures, Cambridge 1930–1933, From the Notes of G.E. Moore*. Cambridge: Cambridge University Press, 2016 (im Erscheinen).

von Wright, Georg H.: *Wittgenstein*. Frankfurt am Main 1986.

Venturinha, Nuno (Hrsg.): *Wittgenstein after his Nachlass*. Basingstoke 2010.

Visser, Henk: “Boltzmann and Wittgenstein or How Pictures became Linguistic”. In: *Synthese* 119. 1999. S. 135–156.

Vossenkuhl, Wilhelm: *Ludwig Wittgenstein*. München 2003.

Watson, William Heriot: *On Understanding Physics*. Cambridge 1938.

Westergaard, Peter: “A Note on the Late Wittgenstein's Use of the Picture Concept”. In: *Knowledge and Belief: Papers of the 26<sup>th</sup> International Wittgenstein Symposium*. S. 371–373. 2003

Wilson, Andrew: "Hertz, Boltzmann and Wittgenstein reconsidered". In: *Studies in History and Philosophy of Science* 20 / 2. 1989. S. 245–263.

Wittgenstein, Ludwig: *Schriften I: Tractatus logico-philosophicus. Tagebücher 1914–1916. Philosophische Untersuchungen. Werkausgabe Band I.* Frankfurt am Main 1960.

Wittgenstein, Ludwig: *Tractatus logico-philosophicus.* Pears, David / McGuinness, Brian (Übersetzer). London 1963.

Wittgenstein, Ludwig: *Tractatus logico-philosophicus.* Charles K. Ogden (Übersetzer). London 1985.

Wittgenstein, Ludwig: *Philosophical Occasions. 1912–1951.* Klagge, James / Nordmann, Alfred (Hrsg.). Indianapolis 1993.

Wittgenstein, Ludwig: *Culture and Value.* Wright, Georg H. von (Hrsg.). Oxford 1998.

Wittgenstein, Ludwig: *Wittgenstein's Nachlass. The Bergen Electronic Edition.* Oxford 2000.

Wittgenstein, Ludwig: *Gesamtbriefwechsel.* Seekircher, Monika / McGuinness, Brian / Unterkircher, Anton (Hrsg.). Innsbruck 2004.

Wittgenstein, Ludwig: *Werkausgabe Band I. Tractatus logico-philosophicus. Tagebücher 1914–1916. Philosophische Untersuchungen.* Frankfurt am Main 2006.

## Sekundärliteratur (Auswahl)

Baker, Gordon / Hacker, Peter: *Wittgenstein: Understanding and Meaning. Part I: Essays*. Cornwall 2005.

Baker, Gordon / Hacker, Peter: *Wittgenstein: Rules, Grammar and Necessity*. Blackwell 2009.

De Regt, Henk: "Ludwig Boltzmann's *Bildtheorie* and scientific understanding". In: *Synthese* 119. S. 113–134. 1999.

Hacker, Peter: *Wittgenstein im Kontext der analytischen Philosophie*. Frankfurt am Main 1997.

Hintikka, Jaakko: "An Anatomy of Wittgenstein's Picture Theory". In Gould, Carol / Cohen, Robert (Hrsg.): *Artifacts, Representations and Social Practice*. S. 223–256. Dordrecht 1994.

Hübscher, Wolfgang: *Der Einfluss von Johann Wolfgang Goethe und Paul Ernst auf Ludwig Wittgenstein*. Bern 1985.

Janik, Allan: *Wittgenstein's Vienna Revisited*. New Brunswick 2001.

Kenny, Anthony: *Wittgenstein*. Frankfurt am Main 1974.

Kjaergard, Peter: "Hertz and Wittgenstein's Philosophy of Science". *Journal for General Philosophy of Science* 33: 121–149. 2002.

Psillos, Stathis: "Ramsey's Ramsey-Sentences". In: Galavotti, M. C. (Hrsg.): *Cambridge and Vienna: Frank P. Ramsey and the Vienna Circle*. S. 67–90. Netherlands 2006.

Stachowiak, Herbert: *Modelle-Konstruktion der Wirklichkeit*. München 1984.

Torres, Julio: "Filosofía y figuras en las *Investigaciones filosóficas* de Wittgenstein". In: *Revista de Humanidades*, Vol. 8–9, pp. 109–120. 2004.

Wicht, Gérard: „*Gott meint die Welt keineswegs wörtlich*“. *Zum Gleichnisbegriff in Robert Musils Roman 'Der Mann ohne Eigenschaften'*. Bern 1984.

Wittgenstein, Ludwig: *Prototractatus*. (McGuinness *et al* Hrsg.) London 1971.

Wittgenstein, Ludwig: “A Lecture on Ethics”. In: *The Philosophical Review* 74 / 1. S. 3–12. 1965.



# Anhang: Chronologie der Manuskripte, Typoskripte und Diktate des *Nachlasses*

Bearbeitung aus der „Wittgensteins-Chronik“ im *Wittgensteins Gesamtbriefwechsel* (2004)

Jahr	Datum	MS, TS, etc.	Format, Name/Inhalt	Quelle
1913	7.10.	TS201A	“Notes on Logic”, sog. Russell-Fassung	Pinsent 1994, S. 150
1914	Februar	TS201B	“Notes on Logic”, sog. Costello-Fassung	Pichler 1994, S. 112
	29.3.–12.4.	D301	Diktat an Moore	Nedo 1983, S. 110
	9.8.–30.10.	MS101	Notizbuch	von Wright 1990, S. 52
	30.10.–22.6.15	MS102	Notizbuch	
1916	7.4.–10.1.17	MS103	Notizbuch	von Wright 1990, S. 52
1918	Juli–August	MS104	Sog. Prototractatus	Pichler 1994, S. 113f
		TS202	Sog. Engelmann-TS der LPA	
		TS203	Sog. Wiener-TS der LPA	
		TS204	Sog. Gmunden-TS der LPA	
1925	22.4.	TS205	Geleitwort zum Wörterbuch für Volks- schulen	Nedo 1983, S. 200
1927	Februar	D307	Schlick-Diktat	Pichler 1994, S. 116
		D308	Schlick-Diktat	
	Juli	TS206	Über Identität	
1929	Februar–März	MS105i	Band I, Philosophische Bemerkungen	Pichler 1994, S. 116
	März–August?	MS106	Band II	Pichler 1994, S. 117
	Juli?		“Some Remarks on Logical Form“. In: Proceedings of the Aristotelian Society. Supp. V. 9, S. 162–171	

Jahr	Datum	MS, TS, etc.	Format, Name/Inhalt	Quelle
1929	ca. August	MS105ii	Band I, Philosophische Bemerkungen	Pichler 1994, S. 116
	September –Dezember	MS107, S. 1–229	Band III, Philosophische Betrachtungen	Pichler 1994, S. 117
	November	MS139a	Vortrag über Ethik	
		MS139b	Vortrag über Ethik	
	Dezember –Januar 1930	TS207	Vortrag über Ethik	
	Dezember –Januar 1930	MS108i, S. 1–63	Band IV, Philosophische Bemerkungen	Pichler 1994, S. 117f
1930	Frühestens 1930	D303	Schlick-Diktat, Anfangsworte: „Die normale Ausdrucksweise...“	Pichler 1994, S. 117
		D305	Schlick-Diktat, Anfangsworte: „Hat es einen Sinn zu sagen...“	
		D306	Schlick-Diktat, Anfangsworte: „Was bedeutet es denn...“	
	Januar –Februar	MS107, S. 229–300	Band III, Philosophische Betrachtungen	Pichler 1994, S. 118
	März –April	TS208	Basierend auf MS105, MS106, MS107 und der ersten Hälfte von MS108	
	April –August	MS108ii, S. 64–300	Band IV, Philosophische Bemerkungen	
	26.4.–28.2.32	MS183	Tagebuch im Nachlass von Rudolf Koder	Denkbewegungen, S. 7
	Mai	TS209	Basierend auf TS208	Pichler 1994, S. 118
	Mai –Oktober 1948	TS233	„Zettel“ (die ältesten Zettel stammen aus TS209, die jüngsten aus TS232)	
	11.8.–3.2.31	MS109	Band V, Bemerkungen	von Wright 1990, S. 52
10.12.–6.7.31	MS110	Band VI, Philosophische Bemerkungen		
1931	ca. 1931	TS210	Basierend auf der 2. Hälfte von MS108	Pichler 1994, S. 119
		MS178a	Fragment: „Man könnte die (ganze) Sache...“	

Jahr	Datum	MS, TS, etc.	Format, Name/Inhalt	Quelle
1931	ca. 1931	MS178h	Fragment: „folgt? ist das Verstehen?...“	Pichler 1994, S. 119
	Mai –August	MS153a, S. 1–136	Taschennotizbuch, „Anmerkungen“	
	7.7. –September	MS111	Band VII, Bemerkungen zur Philosophie	von Wright 1990, S. 53
	Frühestens September?	TS211	Basierend auf MS109, MS110, MS111, MS112, MS113 und dem Anfang von MS114	Pichler 1994, S. 120
		TS236	17 Seiten aus TS210 und 1 Seite aus TS211	
	September –November	MS155	Taschennotizbuch	
	5.10.–28.11.	MS112	Band VIII, Bemerkungen zur philosophischen Grammatik	von Wright 1990, S. 53
	November	MS153a, S. 136–170	Taschennotizbuch, „Anmerkungen“	Pichler 1994, S. 119
	November –April 1932	MS153b	Taschennotizbuch	Pichler 1994, S. 120
28.11. –23.5.32	MS113	Band IX, Philosophische Grammatik	von Wright 1990, S. 53	
1932	?	TS212	Zettel aus TS208, TS210 und TS211	Pichler 1994, S. 120
	April–Mai	MS154	Taschennotizbuch	
	Mai–Juni	MS114i, S. 1–60	Band X, Philosophische Grammatik	
	Frühestens Juni	MS156a	Taschennotizbuch	Pichler 1994, S. 121
		TS219	Anfangsworte: „Muß sich denn nicht...“	
	Frühestens Juli–August	D304	Schlick-Diktat, Anfangsworte: „Hat es Sinn zu sagen...“	Pichler 1994, S. 121f
TS213		Sog. „Big Typescript“		
1933	Frühestens 1933	MS156b	Taschennotizbuch, Fortsetzung von MS156a	Pichler 1994, S. 122
	ca. 1933	TS214a	Aufsatz: Komplex und Tatsache	



Jahr	Datum	MS, TS, etc.	Format, Name/Inhalt	Quelle	
1933	ca. 1933	TS214b	Aufsatz: Begriff und Gegenstand	Pichler 1994, S. 122	
		TS214c	Aufsatz: Gegenstand		
		TS215a	Aufsatz: Unendlich lang		
		TS215b	Aufsatz: Unendliche Möglichkeit		
		TS216	Aufsatz: Gleichungen und Ungleichungen sind Festsetzungen...		
		TS217	Aufsatz: Allgemeinheit einer Demonstration		
		TS218	Aufsatz: Wie kann uns ein allgemeiner Beweis den besonderen Beweis schenken?		
	Oktober –Mai 1934	D309	Sog. Blaues Buch, Diktataufzeichnung im Rahmen des Seminars	Pichler 1994, S. 123	
		D311	Sog. Gelbes Buch, Diktatmitschriften von Margaret Masterman, Alice Ambrose und Francis Skinner		
	Oktober –Dezember	MS145	Großes Notizbuch, sog. C1		
		MS114	Band X, Restliche 228 Seiten von Philosophischer Grammatik		
	Dezember –Februar 1934	MS146	Großes Notizbuch, sog. C2		
		MS115, S. 1–117	Band XI, Philosophische Bemerkungen		
Frühestens 2. Hälfte 1933	D302	Sog. Diktat für Schlick			
1934	ca. 1934	MS178b	Fragment: „Ich verstehe es...“		Pichler 1994, S. 123
		MS140, S. 1–39	„Großes Format“, Umarbeitung von TS213		
	Frühestens Februar	MS147	Großes Notizbuch, sog. C3		

Jahr	Datum	MS, TS, etc.	Format, Name/Inhalt	Quelle
1934	Frühestens Juni	MS157a, S. 1–90	Taschennotizbuch	Pichler 1994, S. 124
	Juli –August	Typoskript im Nachlass von Schlick	Umarbeitungen zum ersten Teil des Big Typescript	
	Oktober –Mai 1935	D310	Sog. Braunes Buch	
MS148		Großes Notizbuch, sog. C4		
1935	ca. 1935	MS141	Anfang einer frühen deutschen Fassung des Braunen Buchs	Pichler 1994, S. 125
		MS181	“Privacy of Sense Data”	
		MS166	Taschennotizbuch, “Notes for the ‘Philosophical Lecture’”	
	Januar –Mai	MS150	Großes Notizbuch, sog. C6	
	Oktober –Mai 1936	MS149	Großes Notizbuch, sog. C5	
1936	Frühestens 1936	MS143	Bemerkungen zu Frazers The Golden Bough	Pichler 1994, S. 125
	Januar –Mai	MS151	Großes Notizbuch, sog. C7	Pichler 1994, S. 126
	August –Oktober	MS115, S. 118–292	Band XI, Philosophische Untersuchungen	
	November	MS140	Ein unpaginieretes Blatt, „Großes Format“	Pichler 1997, S. 83
	November –Dezember	MS152	Großes Notizbuch, sog. C8	
		MS142	Band, Philosophische Untersuchungen	
	Dezember –Januar 1937	TS220	Basierend auf MS142	Denkbewegungen, S. 7
	19.11. –24.9.37	MS183	Tagebuch im Nachlass von Rudolf Koder	
1937	Februar	MS157a, S. 90–142	Taschennotizbuch	Pichler 1994, S. 127
	Frühestens Februar	MS157b	Taschennotizbuch	

Jahr	Datum	MS, TS, etc.	Format, Name/Inhalt	Quelle
1937	13.8.–24.9.	MS118	Band XIV, Philosophische Bemerkungen	von Wright 1990, S. 53
	September	MS117, S. 1–97	Band XIII, Philosophische Bemerkungen	Pichler 1994, S. 128
	September–November	MS116, S. 1–135	Band XII, Philosophische Bemerkungen	
	24.9.–19.11.	MS119	Band XV	von Wright 1990, S. 53
	Oktober–Dezember	MS159	Taschennotizbuch	Pichler 1994, S. 129
	19.11.–26.4.38	MS120	Band XVI	von Wright 1990, S. 53
1938	Frühestens 1938	TS222	Zettel aus TS221	Pichler 1994, S. 129f
		TS223	Zettel aus TS221	
		TS224	Zettel aus TS221	
		TS237	Aus Bruchstücken der S. 80–92 von TS220, teils in Zettelform, mit Zusätzen und Änderungen	
		TS240	Aus Bruchstücken von TS221, teils in Zettelform, mit Änderungen	
	ca. 1938	MS178e	Fragment: „darfst Du Dich nicht...“	Pichler 1994, S. 130
		MS160	Taschennotizbuch	
	?	TS221	Basierend auf MS117-MS120 und MS162a	Pichler 1994, S. 129f
	?	MS116, S. 136–264	Band XII, Philosophische Bemerkungen	
	?	MS117, S. 97–148	Band XIII, Philosophische Bemerkungen	
	Januar–Mai	MS159	Taschennotizbuch	Pichler 1994, S. 130
	Frühestens Februar	MS158	Taschennotizbuch	
	26.4.–9.1.39	MS121	Band XVII, Philosophische Bemerkungen	von Wright 1990, S. 53
	August	TS225	Vorwort zur Vorkriegsfassung der PU	von Wright 1990, S. 57

Jahr	Datum	MS, TS, etc.	Format, Name/Inhalt	Quelle
1938	Oktober –Dezember	TS226	Rush Rhees' Englische Übersetzung des Anfangs der Vorkriegsfassung der PU, mit Korrekturen Wittgensteins	Pichler 1994, S. 131
1939	ca. 1939	MS178c	Fragment: „Das Bild der Cantorsche Überlegung...“	Pichler 1994, S. 131
	?	MS161, S. 1–32	Taschennotizbuch	
	Januar	MS162a	Taschennotizbuch	
	ca. Januar –Februar	MS162b, S. 1–126	Taschennotizbuch	
	April und Juni	MS162b, S. 126–131	Taschennotizbuch	
	16.10.–3.2.40	MS122	Band XVIII, Philosophische Bemerkungen	von Wright 1990, S. 53
1940	Frühestens 1940	MS178d	Fragment: „Unter Logik versteht man...“	Pichler 1994, S. 131
		MS178f	Fragment: „Ich möchte sagen...“	
	Februar–Juni	MS117, S. 148–273	Band VIII, Philosophische Bemerkungen	Pichler 1994, S. 132
	Juli–August	MS162b, S. 131–140	Taschennotizbuch	
	25.9.–23.11.	MS123	Notizbuch, Philosophische Bemerkungen	
1941	Frühestens 1941	MS164	Taschennotizbuch	Pichler 1994, S. 132
		MS165	Taschennotizbuch	
	16.5.–6.6.	MS123	Notizbuch, Philosophische Bemerkungen	von Wright, 1990, S. 53
	Juni–Juli	MS161, S. 32–140	Taschennotizbuch	Pichler 1994, S. 132
	6.6.–4.7.	MS124, S. 1–97	Band	von Wright 1990, S. 53
	22.6.–29.9.	MS163	Taschennotizbuch	
	28.12.– 16.10.42	MS125	Taschennotizbuch	

Jahr	Datum	MS, TS, etc.	Format, Name/Inhalt	Quelle
1942	20.10.–6.1.43	MS126	Taschennotizbuch	von Wright 1990, S. 53
	Frühestens 2. Hälfte 1942	TS238	Bearbeitungen der S. 77–93 von TS220	Pichler 1994, S. 133
		TS239	Bearbeitete Fassung von TS220	
1943	6.1.–4.4.	MS127, S. 1–96	Taschennotizbuch, „F. Mathematik und Logik“	von Wright 1990, S. 53
1944	ca. 1944	MS116, S. 265–315	Band XII, Philosophi- sche Bemerkungen	Pichler 1994, S. 133f
		MS128	Band	
	Frühestens 1944	MS179	Notizbuch	
		MS180a	Notizbuch	
		MS180b	Notizbuch	
	27.2.–4.3.	MS127, S. 72–175	Taschennotizbuch, „F. Mathematik und Logik“	von Wright 1990, S. 53
	5.3.–19.4.	MS124, S. 96–204	Band	
	3.7.–?	MS124, S. 205–292	Band	
	17.8.–?	MS129	Band	
	Frühestens September	TS241	Basierend auf MS129	Pichler 1994, S. 134
1945	Januar	TS242	Einige Seiten zwischen S. 149–195 der sog. Zwischenfassung der PU	Pichler 1994, S. 134
		TS243	Vorwort zu den PU	
	Mai	MS116, S. 316–347	Band XII, Philosophi- sche Bemerkungen	
	Juni–August	TS228	Bemerkungen I	Pichler 1994, S. 135
	Frühestens August	TS230	Bemerkungen II	Pichler 1994, S. 135
		TS235	Inhaltsverzeichnis (?) eines unbekanntes Werks	
	TS231	Zwei Listen der übereinstimmenden Bemerkungen in B.I und B.II		

Jahr	Datum	MS, TS, etc.	Format, Name/Inhalt	Quelle
1945	Oktober –Mai 1946	TS227	Erster Teil der Endfassung der PU	Pichler 1994, S. 13
	Frühestens Oktober –Dezember	MS182	Liste der Bemerkun- gen aus TS228, die in die Endfassung des ersten Teils der PU aufgenommen wurden	Pichler 1994, S. 136
1946	?	MS130, S. 1–147	Band	Pichler 1994, S. 136
	26.5.–9.8.	MS130, S. 147–294	Band	von Wright 1990, S. 53
	18.8.–9.9.	MS131	Band	
	9.9.–22.10.	MS132	Band	
	22.10.– 28.2.47	MS133	Band	von Wright 1990, S. 54
1947	ca. 1947	MS178g	Fragment: „Diese Sicherheit ist eine empirische...“	Pichler 1994, S. 137
	Frühestens 1947	MS167	Taschennotizbuch	
	Februar–Juni	MS134	Band	
	12.7.–18.12.	MS135	Band	von Wright 1990, S. 54
	September– Oktober	TS229	Fortsetzung von TS228	Pichler 1994, S. 137
	Frühestens September– Oktober	TS244	„Doppelter“ Teil von TS228 und TS229	
		TS245	Beginnt mitten in der Bemerkung 689 von TS244, umfasst den Rest von TS244 sowie das ganze TS229	
18.12.– 25.1.48	MS136	„Band Q“	von Wright 1990, S. 54	
1948	2.2.–9.1.49	MS137	„Band R“	von Wright 1990, S. 54
	August–Ok- tober	TS232	Basierend auf MS135 –MS137	Pichler 1994, S. 138

Jahr	Datum	MS, TS, etc.	Format, Name/Inhalt	Quelle
1949	?	MS168	Notizbuch, Reinschrift einiger Bemerkungen über allgemeine Themen aus den Jahren 1947–1949	Pichler 1994, S. 138
	?	MS169	Taschennotizbuch	Pichler 1994, S. 138
	ca. 1949	MS170	Taschennotizbuch	Pichler 1994, S. 139
	Frühestens 1949	MS171	Taschennotizbuch	
	15.1.–20.5.	MS138	„Band S“	von Wright 1990, S. 54
	Mai–Juni	MS144	Reinschrift des II. Teils der PU	Pichler 1994, S. 139
	Juni–Juli	TS234	II. Teil der Endfassung der PU	
1950	Januar–März	MS172	Lose Blätter	Pichler 1994, S. 140
	24.3.–12.4.	MS173, S. 1–31	Notizbuch	von Wright 1990, S. 55
	Frühestens April	MS173, S. 31–100	Notizbuch	Pichler 1994, S. 140f
		MS174	Notizbuch	
		MS175, S. 1–34	Taschennotizbuch	
MS176, S. 1–22		Notizbuch		
1951	10.3.–21.3.	MS175, S. 34–79	Taschennotizbuch	von Wright 1990, S. 55
	21.3.–24.4.	MS176, S. 22–81	Notizbuch	
	25.4.–27.4.	MS177	Notizbuch	





